Daheimbibliothek V. Band.

Auf der Dobenau

von

E. v. Wellnitz.

Die Daheimbibliothek bringt den Abonnenten der „Neuen Monatshefte“ als Extraprämie regelmäßig eine Romanbeigabe in fortlaufenden Bogen, welche darauf eingerichtet sind, vom Hefte abgetrennt und für sich gebunden zu werden. Im Laufe der Zeit wird sich so mit Hilfe der von uns zu liefernden Einbände eine Bibliothek guter Familienlektüre bilden.

Redaktion und Verlag des Daheim.

Daheimbibliothek V. Band:

Auf der Dobenau.

Auf der Dobenau.

Roman

von

E. v. Wellnitz.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1889.

Erstes Kapitel.

Auf den Straßen wogte der Tumult, während das Gastzimmer im „Elefanten" sich eine schwüle, unheimliche Ruhe bewahrt hatte. Es gehörte dem ersten Gasthof der kleinen, mitteldeutschen Residenz X.; nur die Aristokratie verkehrte darin, und so war es unmöglich, daß jene aufrührerischen Elemente sich hinein verirren konnten. Man schrieb das Jahr 1830. Der milde und vorsichtige Sinn des Fürsten, der, unähnlich seinem Vorgänger, nie Launen, sondern nur das, was er für das Wohl des Landes hielt, bei seinen Handlungen entscheidend werden ließ, erweckte Hoffnung, daß die Ordnung in dem kleinen Herzogtum erhalten bleiben würde. Sie sollte sich nicht bestätigen. Wie vom brennenden Hause windgetragene Funken weithin sprühen und dem gesichert scheinenden Hause Verderben bringen, so drangen von außen her die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die neuen Meinungen und die Kühnheit der Forderung in die empfänglichen Gemüter: es brach auch hier der Brand aus.

Es waren an diesem Tage im Anfang des September nicht viele Gäste anwesend. Wer es vermeiden konnte, die unsicheren Straßen zu passieren, hielt sich daheim und lugte nur verstohlen und unruhevoll auf die murren-

den Haufen, die sich da und dort zusammenrotteten. Der Landadel, der sonst gern und häufig im Elefanten aus- und einging, blieb wohlweislich auf seinen Gütern, denn vornehmlich gegen ihn richtete sich die Bewegung; es waren meist Bauern aus der Umgegend, die drohend und schreiend die Stadt durchzogen, die Worte: „Frone und Wildschaden" drangen deutlicher als andere aus der Menge hervor, und nur eine kleine Anzahl Städter, durch die schlechten Zeiten im Erwerb gehindert und mit dem Zunftzwang unzufrieden, hatten sich ihnen angeschlossen.

Ein Gast indessen, der zuletzt allein im Zimmer zurückblieb, konnte seiner ganzen Erscheinung nach nur der Ritterschaft angehören. Er hatte am vorderen Tische nahe dem Fenster Platz genommen und blickte finster vor sich hin, dem Treiben in den Straßen keine Beachtung schenkend. Der Wirt ging ab und zu und warf scheue Blicke auf das leidenschaftdurchfurchte Gesicht des alten Herrn. Es schien, als wolle er eine Bemerkung machen und wage sich doch nicht mit derselben hervor.

„Wenn Euer Gnaden," stotterte er endlich, „wenn der Herr Baron sich lieber in eins der oberen Zimmer zurückziehen wollen — so — dürften Euer Gnaden nur befehlen."

„Wozu?" fuhr jener auf. Seine Augen blitzten dem Wirt drohend entgegen und verschwanden dann fast unter der gerunzelten, vorgebauten Stirn.

„Ich meinte nur," sagte der Wirt mit höflicher Verneigung, „es ist hier ein öffentliches Zimmer, leicht

könnte jemand Euer Gnaden erkennen und den Leuten draußen verraten, wer sich hier befindet."

„Was kümmert mich das?" rief jener. „Laßt die Hunde kommen, der Freiherr von Zschorta fürchtet sie nicht! Wer mit unverschämter Forderung an mich herantritt, den schieße ich nieder."

Noch wollte der Wirt etwas erwidern, da wurde die Thür aufgerissen, ein halbwüchsiger Junge mit langgestreckten Gliedern stürzte herein und schrie: „Jetzt ziehen sie nach dem Schlosse! Sie überreichen die Petition! Die Petition wird überreicht!" warf die Thür wieder ins Schloß und wollte davoneilen. „Fritz," rief ihm der Wirt durch das Fenster nach, „du willst doch nicht mit?"

„Nur zusehen, Vater!"

„Junge, du bleibst hier!"

Aber schon rannte der Bengel, die Beine hoch hinter sich in die Luft werfend, über den Marktplatz davon.

„Ach, die Kinder!" klagte der Wirt sorgenerfüllt.

Der Freiherr maß ihn mit einem Blick unendlicher Geringschätzung. „Keine Erziehung mehr," grollte er halblaut vor sich hin.

„Euer Gnaden haben wohl recht. Mein Vater selig hielt auf strengere Ordnung. ‚Liebe Mutter, erlauben Sie?' ‚Ich bitte den Herrn Vater unterthänigst,' das war die Tonart, in der man sich damals bewegte. Aber das Richtige ist es doch nicht, Euer Gnaden. Wo bleiben da die zarten, rein menschlichen Triebe, die Liebe zu den Eltern, das Glück der Kindheit?"

„Wenn Sie mir mit modernen Phrasen aufwarten

wollen, Herr Kellermeier, so werde ich künftig im ‚Schwan‘ einkehren. Kinder haben zu gehorchen und nicht zu lieben.“

Der Freiherr erhob sich wie von einer Regung der Ungeduld getrieben und trat an das Fenster. Markt und Straßen waren leer geworden; wie von einem Wirbel erfaßt, strömte die Menge der Gegend des Schlosses zu. Gespannt lauschte Zschorta hinaus.

„Ich höre kein Gewehrfeuer,“ sagte er verwundert, „warum läßt man die Canaillen nicht zusammenschießen? Fürchtet man diese Handvoll Schreier?“

Es antwortete niemand, der Wirt war hinausgegangen.

Statt seiner kam hastig ein anderer Mann herein. Bürgerlich gekleidet, schien er nicht den höheren Ständen anzugehören, dennoch trat er mit einer gewissen Vertraulichkeit an den Freiherrn heran. „Es ist alles erledigt,“ sagte er, „jetzt nur keinen Aufenthalt weiter. Ich berichte Euer Gnaden im Wagen über die Erledigung meiner Aufträge. Wenn der Pöbel entdeckt, daß wir hier sind, so gebe ich keinen Heller für unser Leben. Augenblicklich ist noch alles vor dem Schlosse versammelt, und die Thore sind frei.“

Zschorta zuckte mit den Achseln. „Enfin,“ sagte er, „wenn Sie fertig sind, so sehe ich auch nicht ein was wir weiter hier wollen. Robert mag anspannen.“

Der Neuangekommene rief den Befehl in das Nebenzimmer hinaus. „Sogleich, Herr Rentmeister,“ schallte es zurück.

Der Wirt trat wieder ein und sprach in einem Winkel lange Zeit eindringlich mit dem Beamten. Der hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und starrte nach vorn gebeugt, nachdenklich auf die abgetretenen Dielen. „Hm", sagte er einigemale, während Kellermeiers Zeigefinger in lebhaftem Gebärdenspiel alle Ausgangspunkte der Stadt zu markieren schien. „Hm", sagte er endlich nochmals, wandte sich langsam um und trat auf den Freiherrn zu, der einen Hänfling im Bauer beobachtete, wie er mühselig sein Futter an einem Faden heraufzog.

„Euer Gnaden", bemerkte er in unterthänigem Tone, dem sich gleichwohl die leichte Vertraulichkeit jahrelangen Verkehrs beigesellte, „es ist vielleicht besser, wir bleiben die Nacht über hier und fahren, ehe der Tag anbricht. Kellermeier sagt mir eben, daß der schwarze Lorenz, der Schuster, dem Euer Gnaden den Hund erschossen haben, mit einer Anzahl Gleichgesinnter vor der Stadt in den drei Rosen sitzt und uns auflauert. Sie sollen beschlossen haben, die Pferde anzuhalten, uns aus dem Wagen zu heben und durchzuprügeln. Nur gemütlich! So weit sind wir noch nicht, meine Herren."

„Wer sagt das?" fragte Zschorta, die Stirn runzelnd.

„Euer Gnaden würden sich nur langweilen, wenn ich den ganzen Zusammenhang, in dem Kellermeiers Waschfrau zu dem Liebhaber von Rosenwirts Magd steht, wiederholen wollte."

„Und auf solchen Weiberklatsch hin sollte ich meine Pläne ändern? Kennen Sie mich nicht besser, Höring?

Die Hengste heraus! Ich habe es satt, hier unthätig zu sitzen. Meinetwegen mitten unter die Schurken hinein. Es wäre mir gerade gelegen, ein paar von ihnen zur Hölle zu senden."

Er nahm seine Reisepistolen aus dem Futteral und prüfte sie sorgfältig. Rentmeister Höring warf einen letzten, prüfenden Blick nach seinem Gebieter, der ihm zeigte, daß hier jedes weitere Wort verloren war. Resigniert wandte er sich um. „Meinetwegen denn! Nur immer gemütlich," brummte er vor sich hin. „Kellermeier, geben Sie mir ein Schnäpschen zur Stärkung auf den Weg."

Abermals wurde die Thür aufgerissen, und mit den weit geöffneten Augen, dem keuchenden Atem eines Menschen, der rasch gelaufen ist, um eine wichtige Nachricht aus erster Hand überbringen zu können, trat der Schwiegersohn des Gastwirtes, ein junger Fleischermeister, ins Zimmer.

„Es ist alles glücklich beigelegt," rief er, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Der Herzog erschien auf dem Balkon und sprach zu der Menge, dann hielt der Minister von Werber eine Rede, und das Ende von der Sache war, daß unter Murren und Zischen des einen Teils ein Hoch von der anderen Seite ausgebracht wurde, und weil sie von dem Schreien durstig geworden waren, verlief sich einer nach dem andern. Die Petition wurde angenommen, und man versprach, alles in Erwägung zu ziehen und die Übelstände wo thunlich abzustellen, der Wildschaden sollte vermindert, in dem Gerichtsver-

fahren mehr Ordnung hergestellt werden. Ja, Werber sprach sogar davon, die Ablösung der Frone im Auge behalten zu wollen, da harte Herren das Volk allzusehr damit zu drücken schienen."

Das Husten des Wirtes, seine warnenden Gestikulationen halfen nichts, der Erregte hatte es nicht bemerkt. „Harte Herren?" sagte Zschorta vortretend, „dies waren seine Worte! Sie hörten es selbst?" Die Augen des Freiherrn funkelten, seine weißen Zähne glänzten hinter dem breitgezogenen Munde.

„So sagte er," stotterte der Fleischermeister, der seine Unbesonnenheit zu erkennen begann, in bestürzter Hilflosigkeit.

„Weiß denn diese Domestikenseele überhaupt, was ein Herr ist?" frug der Freiherr wieder. „Er erlaubt sich ein Raisonnement über unsre Angelegenheiten, er, der sein Leben im sichern Trott des Bureaukratentums zurückgelegt hat, der nichts anderes von der Welt kennt, als die fünf Schritte von seiner Wohnung zum Palais und vom Palais nach der Regierung. Weiß er, was ein freier Herr auf seinem Grund und Boden bedeutet? Er hat nie einen Fußbreit Landes sein eigen genannt."

„So ist's, Euer Gnaden, so ist's," beschwichtigte ihn der Wirt mit Nachdruck. „Die Herrn haben von alters her auf ihren Gütern gehaust wie sie wollten, und wer es nur danach anfing, der hat sich auch nicht schlecht gestanden dabei. Euer Gnaden können es glauben, keinem Bauern wäre es eingefallen, sich zu beklagen. Aber," seine Stimme senkte sich geheimnisvoll, „es geht nicht

alles zu, wie es sollte, die Polizei ist scharf, aber sie hat die Augen doch nicht überall. Es ziehen Leute im Lande umher, die hinter Schloß und Riegel besser aufgehoben wären. Kommt doch da neulich auch einer herein zu mir, ein schöner Mann, junges Blut, spricht wie ein Buch von Freiheit und Recht, Tyrannei und Knechtschaft, hatte mit für die Freiheit Griechenlands gekämpft und wollte sich da in meiner vollen Gaststube so recht ins Zeug legen. Ich aber sagte ihm ganz unter der Hand: ‚Guter Freund,‘ sag' ich, ‚Sie haben sich ein wenig versehen, der ‚Schwan‘ hat seine Gesellschaft und der ‚Elefant‘ hat seine. Mir ist die letztere immer lieber gewesen, und ich sehe nicht ein, warum wir tauschen sollten.‘ Da ging er. Später habe ich erfahren, daß er sich Neuborn nennt und daß die Polizei ihm auf den Fersen ist.“

Ungeduldig scharrten draußen die Hengste und drängten zur Abfahrt. Zschorta trat hinaus, und trotz seiner sechzig Jahre sprang er mit einer zähen Gewandtheit, die auf ein Leben, verbracht in körperlichen Übungen, schließen ließ, auf den Wagen. Höring folgte in langsamerem Tempo. „Das kann eine erbauliche Fahrt werden,“ sagte er noch abseits zum Wirt, der sich höflich verbeugte, „unser Allergestrengster und die Rappen sind gerade in der richtigen Laune, um ein Scharmützel mit dem schwarzen Lorenz wie Zuckerbrot hinzunehmen. Lebt wohl, Freund Kellermeier! Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus — —“

Er setzte sich zurecht, und fort ging es.

Der Wirt trat auf die Straße und sah ihnen lange nach. Auch der Hausknecht kam hinzu. „Den schlagen sie heute tot," sagte er.

„Den Rentmeister oder den Freiherrn?"

„Wer weiß es? Ich will nicht sagen, daß es um beide kein Schade wäre, denn der Baron gibt Trinkgelder wie keiner. Aber er ist ein Tyrann, und Tyrannen müssen sterben. Der andere ist nur ein Halunke, der die armen Leute drückt, weil sich der Schneider just versehen und ihm die Tasche zu groß gemacht hat."

Auch der Schwiegersohn näherte sich jetzt der Gruppe. „Wie verächtlich der stolze Herr auf den neuen Adel unserer Excellenz heruntersieht," bemerkte er, „und doch gibt es Leute, die behaupten, er habe der Familie von Werber nicht immer so feindlich gegenüber gestanden. Freilich, wenn ein Mädchen jung und hübsch ist, was denkt man da gleich an den Namen?"

„Höre, Ferdinand," sagte der dicke Gastwirt, beide Arme in die Seite stemmend, „du hast dir heute schon einmal 's Maul verbrannt, nunmehr ist's genug. Du weißt, ich halte auf meine vornehmen Stammgäste, und das Weitere kannst du dir denken." Er ging pfeifend in das Haus zurück.

„Gnädiger Herr," sagte indessen der Rentmeister zu dem Freiherrn, „nicht wahr, Sie greifen nur im Notfalle zu den Pistolen? Sie knallen unangenehm laut, und

an einem Tage wie heute haben die Leute empfindliche Nerven.“

„Wenn Sie einen Vortrag über allgemeine Menschenliebe halten wollen, lieber Höring,“ erwiderte jener voller Hohn, „so wenden Sie sich bei Ihrer Rückkunft an Ihre Gattin. Sie sind da wenigstens sicher, ein aufmerksames Ohr zu finden und zur Veredlung eines ausgezeichneten Charakters beizutragen.“

Der Rentmeister dachte an sein berüchtigt böses Weib, kraute sich hinter den Ohren, seufzte und schwieg.

Man erreichte das Stadtthor. Die Dämmerung stieg aus den Gründen, in denen die Chaussee sich verlor, und klomm an den Bergen hinan. Einige Tannen standen dunkel am Wege, Vorläufer des Waldes, bald drängten sie sich dichter zusammen und lehnten sich als schmales Gehölz die Thalmulde hinauf. In einiger Entfernung blinkte ein Haus mit den charakteristischen Zeichen der Gastwirtschaft.

Zwischen den Insassen der Droschke war kein Wort weiter gewechselt worden. Zschorta hatte selbst die Zügel ergriffen und hielt sie straff in der Linken, die Rechte führte die weithin reichende Peitsche. An dem magern, sehnigen Körper schien jeder Nerv zu leben, jeder Muskel zu doppelter Kraft gespannt, obgleich eine scheinbare Ruhe seine Handlungen leitete. Eine nachlässige Bewegung mit der Rechten, und die Pferde flogen pfeilschnell in sausendem Trabe dahin, nicht wagend in unregelmäßige Gangart zu verfallen.

Über den Bergen stand ein fahles Abendrot und beleuchtete die Gesichter.

„Dort sind sie!" stieß der Rentmeister hervor.

Der Freiherr erwiderte nichts. In unverändertem Tempo näherte das Gefährt sich dem Menschenhaufen, der die volle Breite der Chaussee einnahm und ein Ausweichen unmöglich machte. Lauter Peitschenknall, den das Echo zehnfach zurückgab, schallte warnend nach den Verschwörern hinüber.

„Nur 'ran!" schrie der Vorderste von ihnen, „nur hergekommen, wenn du die Courage hast, verruchter Menschenquäler und Leuteschinder! Ei, mit der Peitsche hantieren, das ist nicht so schwer. Wollen's doch auch einmal versuchen. Nur 'ran!"

Drei — vier Arme griffen kühn den Pferden in die Zügel und klammerten an den sich bäumenden Tieren, ein Teil der Leute drängte vorwärts und gegen den Wagen hin. Lautes Geschrei scholl durch das Thal, Schimpfwörter, Schelten und Töne der Wut in irrem Gemisch.

Zschorta stand aufrecht und schwang die Peitsche weit ausholend in der Luft. Noch ehe der sausende Hieb traf, bloß durch den Anblick des Gefürchteten geschreckt, der von dem falben Lichte grell beschienen in all seiner ungebeugten Herrscherkraft, seinem lodernden Zorn, befangenen Seelen wie ein übernatürliches Wesen erscheinen mußte, wichen die meisten in unwillkürlicher Scheu zur Seite. Nur wenige trotzige Gesellen rangen noch mit den Pferden, und einer suchte den Wagen zu erklettern,

wurde aber von Höring nicht eben sanft der Mutter Erde zurückgegeben. Nochmals traf die Peitsche, und diesmal waren es die Rappen, die sie fühlten. In Wut aufschreiend, beißend und schlagend rissen die Hengste sich frei, ein entsetzlicher Weheruf gellte aus dem Menschenknäul, und fort in tollem Jagen stürmten die gereizten Tiere, jede Führung mißachtend und das leichte Gefährt mit sich fortreißend.

War es inneres Behagen an dieser wilden gefährlichen Fahrt, oder die noch nicht gesänftigte Wut, die in ihm kochte: noch einmal fuhr Zschortas Peitsche sausend über die wild erregten Pferde hin, und wenig fehlte, so wäre die Droschke an den nächsten Felsen geschleudert worden. Der Rentmeister blickte sich um, und als er sah, daß die Rosen weit in der Ferne verschwanden, daß auch die Straße rück- und vorwärts einsam und menschenleer war, wagte er eine Bemerkung.

„Ich dächte, Euer Gnaden, das Tempo wäre ja wohl ein recht passables,“ sagte er, „und wir brauchten es nicht weiter zu beschleunigen. Auf keinen Fall lockt mich der Gedanke, mit zerbrochenem Wagen hier liegen und in der Nähe Hilfe suchen zu müssen. Was meinen der gnädige Herr?“

Zschorta übergab die Zügel dem lautlos dasitzenden Kutscher und lehnte sich müde zurück.

Zweites Kapitel.

Drunten in der Residenz, nahe am Schloß und der gotischen Kirche, die einst „unserer Frauen“ geweiht war, stand ein altertümliches Haus. Die Zimmer waren tief und geräumig, ein Hauch von Behaglichkeit lagerte über ihnen, besonders über dem, worin jetzt beim milden Scheine der Lampe eine Mutter sich des Wiedersehens mit dem langentbehrten Sohne erfreute. Sie hatte vergessen, welch ein Tag hinter ihr lag, vergessen, was sie empfand, als die murrenden Haufen vor das Schloß zogen, als der Herzog ihren Gatten, seinen getreuen Ratgeber und Minister, zu sich bescheiden ließ, vergessen, wie endlos lang ihr jede Minute geworden, bis sie den geliebten Mann wieder unversehrt in ihren Armen hielt. Sogar des Schreckens gedachte sie nicht mehr, der ihr beim unerwarteten Anblick des ferngeglaubten Sohnes durch alle Glieder fuhr, da ihr mit einemmal alle Fährlichkeiten, denen er sich durch eine Reise in so unsichern Zeiten ausgesetzt, wie durch einen Zauberschlag vor die Seele traten. Von alledem war allein das Glück übrig geblieben, die Seligkeit, das langentbehrte einzige Kind leibhaftig gegenwärtig zu wissen, und nur die Thränen hatte sie als echte Tochter Evas aus dem geängsteten

in den beglückten Zustand mit herübergenommen, und sie rannen ihr einzeln oder in hellen Haufen über die Wangen herab, standen auch wohl im Auge still und verliehen ihm einen Glanz, der herzbewegend zu dem jungen Mann herüberleuchtete.

Kurt von Werber hatte sich nicht dem Staatsdienst widmen mögen, dem sein Vater mit Leib und Leben ergeben war. Das Studium der Geschichte, das in jener Zeit so gewaltigen Aufschwung genommen, zog ihn so mächtig an, daß er sich nicht wieder davon losreißen konnte. Seit kurzem hatte er auf einer preußischen Universität als Privatdocent zu lesen begonnen, und zum erstenmal, seit er in diese selbständige Stellung eingetreten war, besuchte er heute das elterliche Haus.

Nach einiger Zeit trat auch der Vater herein. Die seltsame, steife Tracht jener Zeit, die hohe Halsbinde, der knapp sitzende Leibrock entsprachen vollständig dem Wesen dieses Mannes. Mensch und Kleid schienen wie zu eins verwachsen. Er küßte den Sohn mit Feierlichkeit auf Mund und beide Wangen und setzte sich ihm dann gegenüber.

„So soll dieser, der Aufregung geweihte Tag doch mit einer freudigen Aufregung enden," sagte er. „Wir hatten dich nicht erwartet, und wohl uns, daß wir es nicht thaten. Deine Mutter hätte ich sehen mögen, wenn sie das Söhnlein bei diesen unruhigen Zeiten unterwegs gewußt, wenn das bangende Herz dir von Station zu Station gefolgt wäre, alle Fährlichkeiten tausendfach durchleidend, die dich etwa hätten treffen können."

„Es war nicht schlimm," entgegnete der junge Mann. „Ich bin mit meinem Freunde Bünau gereist, der auch hier bei seinem Onkel, dem Obersten, zu Besuch ist. Unruhige Köpfe gibt es ja heutzutage überall, aber das hat schließlich keinen Einfluß auf die Beförderung im Postwagen. Ihr habt einen bösen Tag hier durchlebt?"

„Die Landbevölkerung," sagte der Minister achselzuckend. „Es ist leider wohl nicht anders anzunehmen, als daß da Aufwiegler von fernher ihr Wesen treiben. Noch ist es uns nicht gelungen, der Sache vollständig auf den Grund zu kommen. Die Leute leben ja im ganzen von der Hand in den Mund, ohne sich weiter Gedanken über ihre Lage zu machen, das Althergebrachte ist ihnen das Richtige. Kommen Abweichungen von dieser Regel vor, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß fremde Elemente sich den Eingang erschlichen haben."

„Aber sind die Leute nicht zuweilen wirklich im Recht?" fragte der junge Mann. „Gibt es unter den Großgrundbesitzern nicht solche, die ihre Macht in der That mißbrauchen? So viel ich weiß, ist unsere Landbevölkerung sehr in die Hände dieser Feudalen und ihrer Richter gegeben. Ihr dürft euch den Stimmen der Zeit nicht ganz verschließen."

„Da höre ich Anklänge an die Burschenschaft," lächelte der Minister überlegen. „Naturrecht! Verfassung! Das sind ja wohl eure Schlagwörter."

„Du weißt, Vater," entgegnete Kurt, „jene Schwärmerei für allgemeines Vernunftrecht liegt mir schon sehr fern. Eines schickt sich nicht für alle. Indem wir den

Entwickelungsgang eines Volkes verfolgen, kommen wir zu der Einsicht dessen, was es bedarf und verträgt, lernen wir die Eigenart schätzen und mit ihr rechnen. Nein, wenn ich die Partei der Leute nahm, so geschah es, weil wir Historiker die Dinge von allen Seiten zu prüfen pflegen, ehe wir sie in das Bereich des Feststehenden aufnehmen. Sicher ist auch — verzeihe mir das freie Wort — auf eurer Seite arg gefehlt worden, lieber Vater. Die Bewegung hätte nicht diesen bösartigen Charakter angenommen, wenn derselbe nicht von obenher in sie hineingeargwöhnt worden wäre. Die Mittel, welche von den Kabinetten ergriffen worden sind, um die Erregung zu dämpfen, haben es uns Mäßiggesinnten schwer gemacht, uns in dieser Gesinnung zu behaupten. Es hat genug Augenblicke gegeben, wo wir uns angesichts dieser blinden Verfolgung aller neuen Ideen aus reinem Gerechtigkeitsgefühl versucht fühlten, auf die Seite der Verfolgten zu treten. Man macht immer Märtyrer aus Menschen, die man um ihrer Überzeugung willen leiden läßt, und wären es auch die hohlsten Phrasenhelden."

Der alte Herr war aufgestanden und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Es fiel dem Sohne jetzt erst auf, und zugleich bemerkte er die warnenden Winke von seiten der Mutter, die bis jetzt von ihm unbeachtet geblieben waren. Es wurde ihm klar, daß er zu weit gegangen war.

„Zu meiner Zeit," sagte der Minister endlich mit nervös zitternder Lippe, „wäre eine solche Sprache des

Sohnes gegen den Vater, in Deutschland zum mindesten, unmöglich gewesen. Damals glaubte man mit achtundzwanzig Jahren noch nicht das Recht der Kritik über diejenigen zu haben, welche in einem langen Leben Gelegenheit fanden, das Mögliche zu erproben und die Folgen von an sich harmlos scheinenden Dingen zu berechnen. Es thut mir weh, daß ich auch meinen Sohn von der allgemeinen Bewegung ergriffen sehe, unendlich weh! Wie recht hat der alte Goethe wieder, da er dem heutigen Geschlecht die drei Ehrfurchten ans Herz legt! Nachdem ihr Übereuchstehendes nicht mehr achtet, Gleichgestelltes nicht mehr berücksichtigt, das Niedere nur als brauchbares Werkzeug für eure Pläne anseht, werdet ihr dahin gelangen, euch selbst zu verspotten, wie es diese jüdischen Theaterkritiker thun, die ihr noch vor zehn Jahren in eurem teutonischen Stolz durch Verachtung unmöglich gemacht hättet, während ihr jetzt ihren jakobinischen Aufschneidereien mit Entzücken lauscht."

„Aber lieber Vater," sagte Kurt, ging ihm nach, faßte nach seiner Hand und küßte sie mit zarter Herzlichkeit. „Kennst du denn deinen Jungen nicht besser? Hat er nicht immer einen naseweisen, vorlauten Mund gehabt, trotz aller Strafen, und war nicht sein Herz bei alledem dir stets in Vertrauen und dankbarster Liebe ergeben? Ich habe die unglückliche Angewohnheit, laut zu denken, und das reißt mich wider Willen ins Disputieren hinein. Ich behaupte dann Sachen, die mir selbst noch nicht feststehen, bloß um mir klar zu werden."

„Ich möchte doch wissen," fuhr der alte Herr etwas

besänftigt, aber noch immer aufgeregt, in seinem Gedankengang fort, „was ihr Mäßiggesinnten, wie du dich ausdrückst, eigentlich verlangt, daß wir hätten thun sollen? Die Presse freigeben? Die Universitäten zu einer Pflanzstätte unreifer, weltunterwühlender Ideen werden lassen? Soll unser Vaterland, sollen die gesamten deutschen Staaten, wie damals Frankreich, der Schauplatz des Fürstenmordes, der blutigsten Schrecknisse werden?"

„Wir sind keine Romanen, Vater," entgegnete Kurt lächelnd.

„Eben darum," erwiderte der Minister, „ist das ganze aufrührerische Wesen ein fremdes Element, das unterdrückt und ausgerottet werden muß. Wir sind die wahren Freunde des Volks, denn seine höchsten Güter, die Ruhe, die Ordnung, den gleichmäßigen Gang seiner Tage, auf den allein sich ein gewisser Wohlstand gründet, suchen wir ihm zu erhalten. Und zudem, was willst du denn? Verbessern wir nicht seine Lage, wo wir können? Wir haben Straßen gebaut, ein Gymnasium gegründet, eine landesständische Vertretung eingeführt, unser neues Steuergesetz ist eine außerordentliche Leistung."

„Wer vermöchte das mehr anzuerkennen," bemerkte der Sohn, „als ich, der ich weiß, wieviel Mühe du mit all den Sachen gehabt hast!"

Man begab sich jetzt zu der Abendmahlzeit, die ohne Luxus, wie die Zeit es gewöhnt war, sogar auf den Tisch eines hohen Staatsbeamten nichts anderes lieferte, als eine schmackhafte Suppe und frische Kartoffeln mit

einfacher Zukost. Die ernste, politische Unterhaltung machte jetzt leichter Neckerei Platz. Das Mutterherz war begierig, im Sohne jene Geheimnisse zarter Beziehungen zu ergründen, die dem Weibe immer die wichtigsten bleiben, weil sie ihrem Geschlecht in den Augen der Männer erst recht eigentlich Bedeutung verleihen.

Aber da traf sie nur auf den harten, schroffen Keuschheitsstolz des ehemaligen Teutonen.

„Ich bitte dich, erlaß mir den Umgang mit Damen, Mutter," rief er lachend. „Ich bin dazu verdorben, wie Bünau den maître de plaisir zu machen mit Charadenaufgaben und Stegreifverschen. Die Androhung von Pfänderspielen und Küssen könnte mich aus der Gesellschaft meiner besten Freunde fortschrecken. Zu denken, daß jede schöngeistig angehauchte Jungfrau, die der Mitte Zwanziger überschritten, jede robuste Jugendliche, deren Fülle den Schnürleib zu sprengen droht, schmachtenden Blicks von mir erwartet, daß ich das Pfand bei ihr einlöse! Es ist furchtbar!"

„Du möchtest also nur die Jüngsten, die Schönsten küssen?" fragte die Mutter belustigt.

„Nichts will ich küssen, als die Hand meiner verehrten Mama," rief Kurt etwas erregt und mit einem ganz bestimmten Ton, der die Fortsetzung des Gespräches unmöglich erscheinen ließ. Sein bleiches, bartloses Gesicht, das die blauen Adern durch eine äußerst zarte, sensible Haut hindurchschimmern ließ, färbte sich wie unter einer mächtigen Blutwelle.

Plötzlich wurde der Minister hinausgerufen. „So

geht es den ganzen Tag," klagte seine Gattin, „er ist so in Anspruch genommen, manchmal denke ich, daß seine Gesundheit darunter leiden muß. Übrigens," bemerkte sie mit einem unerwarteten Rückfall in das eben verlassene Thema, „deine alte Liebe, Natalie Wangenheim, ist eine ausgezeichnete Frau geworden und hat schon drei Kinder."

„Denkst du, daß mich das reizen soll, Mutter?" rief er mit einem Ausdruck des Entsetzens in den Augen. „Sie war nie meine Liebe, du und Papa wolltet es mir bloß einreden."

„Liebes Kind, wir wollen dir nichts einreden, wir wünschen nichts weiter, als dich glücklich zu sehen, dich, unser einzigstes. Und zuweilen denkt eine Mutter, sie kennt ihr Kind besser, weiß mehr, was zu seinem wahren Wohlbefinden dient, als es selbst zu beurteilen im stande ist. Wenn du meinem Rate bei der Wahl deiner Lebensgefährtin folgtest, glaube mir, du würdest es nicht bereuen."

Kurt biß sich auf die Lippen und schwieg. Seine Mutter kannte diese Miene und wußte, daß in solchen Augenblicken weder Sturm noch Bestechung die Festung zur Übergabe brachte.

Als der Vater hereinkam, schien er sorgenvoll und in Gedanken versunken. An den traulichen Sofaplatz zurückgekehrt, als kein störendes Element aus der Dienerschaft mehr in der Nähe war, wagte die Ministerin eine Frage nach dieser Veränderung.

„Du hast einen Ärger gehabt," sagte sie, „was war es?"

„Ein Brief vom Herzog. Er wünscht und verlangt, daß ich es möglich mache, den Prinzen Ludwig Ernst hierher zurückzurufen. Du weißt," wendete er sich an Kurt, „wenn der Erbprinz stirbt, was nicht lange mehr ausbleiben kann, so ist jener der Erbe des Landes. Seine Anwesenheit hier ist aus doppelten Gründen wünschenswert, aber Serenissimus selbst will sich natürlich nicht kompromittieren, es soll nicht aussehen, als böte er die Hand zur Versöhnung. Der Prinz soll den ersten Schritt thun."

„Lebt denn seine Hoheit in Unfrieden mit dem Nachfolger?" frug der junge Mann erstaunt.

„Hast du davon noch nichts gehört?" rief die Mutter nach Frauenart den Eclat betonend, „es sind entsetzliche Auftritte vorgekommen."

„Liebe Frau, ich bitte dich dringend, rede nicht so unvorsichtig," zürnte der Minister. „Entsetzliche Auftritte sind nicht vorgekommen. Unter einem entsetzlichen Auftritt verstehe ich, daß jemand wahnsinnig wird und dem andern ein Messer in den Leib stößt."

„Entschuldige nur," entgegnete sie gereizt, „es wird doch noch ein Wort erlaubt sein." Dann erhob sie sich und ging hinaus.

„So sind die Frauen," sagte der alte Werber und zog die Augenbrauen hoch in die Höhe. „Die Sache war die — da wir nun unter uns sind, kann ich wohl davon reden — Seine Hoheit und der Prinz waren in

der Zollanschluß- und Straßenfrage nicht ganz d'accord. Der Prinz hat viel in Österreich gelebt, und all seine Sympathien neigen sich dem alten Reich, man flüstert sogar dem Katholizismus zu. Das nüchterne, protestantische Preußen erfüllt ihn mit Abneigung und Verachtung, volkswirtschaftliche Interessen existieren nicht für ihn. Wenn du ihn fragst, was er vorzieht: einen wilden Waldweg, auf dem ein halbverfallenes Kruzifix den Ort bezeichnet, wo jemand erschlagen wurde, oder eine gut gebaute Chaussee, so wird er ohne Zweifel das erstere wählen. Nun, wir haben uns ja reiflich bedacht, ehe wir die Verträge wagten, aber schließlich haben wir es doch nach unserm Gewissen für das Richtige befunden, und, ehrlich gesagt, jeder atmet auf in den neuen Verhältnissen. Auch der Prinz wird schließlich mit dem fait accompli rechnen und finden, daß die Souverainitätsrechte in keiner Weise verletzt werden, wenn man der Wohlfahrt des Landes dieses Opfer bringt."

„Wo befindet er sich jetzt?" fragte Kurt.

„Leider, leider an einem sehr schlimmen Ort: bei Zschorta auf der Dobenau."

„Auf der Dobenau? Wie kommt er dahin?"

„Ein Aufenthalt in Karlsbad vermittelte die nähere Bekanntschaft zwischen ihm und dem Freiherrn. Nun denke doch selbst, wie gefährlich für die romantisch erregte Phantasie junger Männer die Erscheinung eines Zschorta werden muß. Da haben sie doch den Ritter des ewigen Landfriedensbruches in Figura, den Feudalherrn wie er im Buche steht, und über das alles noch

den geschickten Schauspieler, der seine Rolle ihrem Charakter gemäß durchzuführen versteht und auch der Dekoration den gehörigen Nimbus zu verleihen weiß."

„Du bist bitter gegen ihn," sagte Kurt freundlich.

„Ja," rief der alte Mann mit einem müden Zurücksinken, „ja, ich bin bitter gegen ihn."

„Was war es?" frug der Sohn, „ich hörte nur andeutungsweise, daß er einst zu einer Verwandten von uns in Beziehung gestanden hat. Es war deine Schwester, wenn ich nicht irre? Was ist aus ihr geworden?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Minister mit der kalten Unnahbarkeit einer tadellosen Respektabilität. „Sie ist für uns gestorben in dem Augenblick, da sie die Schwelle unseres tugendhaften Hauses verließ. Diese Dinge existieren für mich nicht mehr. Nein, es war nicht nur dies eine, herzbrechende Leid, das er uns angethan, tausend Nadelstiche, tausend Ärgerlichkeiten, ich möchte fast sagen alle ungehörigen, Arbeit und Verlegenheit verursachenden Vorkommnisse, die mich seit zwanzig Jahren betroffen haben, stehen mit ihm in Zusammenhang. War es ein Vorteil für das Land, daß sein Territorium unter unsre Landeshoheit kam, so war es für meine Person eine Prüfung, der ich keine andere vergleichen darf. Wirst du mir glauben, wenn ich dir sage, daß er sich heute noch weigert, die oder jene Abgaben an uns zu zahlen oder was andere derartige Dinge sind?"

„Aber warum nötigt ihr ihn nicht dazu?“ frug Kurt verwundert.

Der Minister zuckte die Achseln. „Seine Hoheit ist zu rücksichtsvoll,“ sagte er. „Wir haben Erlasse, Resolutionen, Vorstellungen nach der Dobenau abgehen lassen, haben zuletzt mit Exekution gedroht — alles fruchtlos! Vor einiger Zeit versuchten wir als letztes Mittel, uns an den Bundestag zu wenden. Wir sind bis jetzt ohne Antwort.“

„Aber könntet ihr nicht einfach Soldaten hinschicken und euch selber helfen?“ fragte Kurt, „aus der Eschenheimer Gasse ist wenig Durchschlagendes zu erwarten.“

„Einen Krieg mit der Dobenau?“ lächelte der Vater mit einem müden, traurigen Spotte. „Nein, Eclat wünscht Seine Hoheitt unter keinen Umständen. ‚Verfahren Sie mit Vorsicht, mein lieber Werber,‘ sagt er mir. ‚Die Zeit wird ihn gefügiger stimmen. Er muß seinen wahren Vorteil zuletzt einsehen.‘ So hoffen wir denn, und inzwischen saugt der Erbe des Landes dort das Gift der Opposition gegen uns und alle redlichen Bestrebungen ein, und es bleibt uns nur übrig, Vorkehrungen zu treffen, damit er nicht unentbehrlich werde.“

„Was meinst du damit?“

„Nichts Bestimmtes,“ entgegnete der Minister ausweichend. „Bis er zur Regierung kommt, kann sich ja noch mancherlei verändern. Unser Herzog ist ja eigentlich noch ein Mann in den besten Jahren. Aber um zu der Frage des Augenblicks zurückzukehren, Serenissimus wünscht, daß Ludwig Ernst die Dobenau verläßt. Es

ist nicht unmöglich, daß die erregte Bevölkerung sich gerade dort zu Excessen hinreißen läßt, und dem möchten wir das Glied unserer Fürstenfamilie doch nicht ausgesetzt sehen. Außerdem soll eine Bürgerwehr gebildet werden, und die allgemeine Erwartung nimmt an, daß der Prinz an ihre Spitze tritt. Es würde auffallen, wenn er es nicht thäte."

„Du fürchtest, er wird die Aufforderung zurückweisen?"

„Ich hege das Mißtrauen, daß sie gar nicht in seine Hände kommt oder zu spät, wenn die Differenz nicht mehr ausgeglichen werden kann. Ein Bote, den ich kürzlich an den Prinzen abschickte, hat es durch kein Mittel dahin gebracht, daß man ihn persönlich mit Ludwig Ernst verkehren ließ."

„Mir kommt da ein Gedanke," sagte der junge Werber plötzlich. „Ich weiß, daß auf der Dobenau Aktenstücke liegen, die für die historische Forschung von hohem Wert sind. Längst schon war es mein brennender Wunsch, einen Blick hinein werfen zu dürfen. Wie, wenn ich, nicht als meines Vaters Sohn, sondern ein bescheidener Gelehrter ohne Namen, um Einlaß bäte und dem Prinzen den ganzen Sachverhalt auseinandersetzte? Er kennt mich ja, wir haben als Kinder zusammen gespielt, haben die Kollegien Savignys zusammen gehört und manche lustige Stunde miteinander durchlebt."

Der Minister schüttelte traurig den Kopf. „Wie alt wird wohl dies Geschlecht werden müssen, bis es die

Romantik überwunden hat!“ sagte er. „Ich bitte dich herzlich, nimm doch den Kant wieder öfter vor.“

„Oder da mein Vorschlag so wenig deine Billigung findet, wie wäre es, wenn ich eine Fußreise in die Berge unternähme und, ohne das feindliche Gebiet selbst zu berühren, rekognoszierte? Es fände sich doch vielleicht eine Gelegenheit, den Prinzen selbst zu sprechen oder ihm wenigstens eine Nachricht zukommen zu lassen.“

„Das ließe sich eher hören. Hm! In der That, darüber könnte man nachdenken. Bei Dobenhausen lebt eine alte Freundin von uns, die Gräfin Ottilie von Wolfersdorf auf dem Schlosse gleichen Namens. Sie würde sich freuen, dich kennen zu lernen, und von dort aus könntest du vielleicht für unsre Sache wirken.“

Die Ministerin trat herein. „Was meinst du?“ rief ihr Mann, „Kurt spricht da eben den Wunsch aus, zur Stärkung seiner Gesundheit eine kleine Tour in die Berge zu unternehmen, und da habe ich ihm vorgeschlagen, sich der alten, guten Wolfersdorf vorzustellen. Sie würde sich doch sehr freuen, denkst du nicht?“

„Die Wolfersdorf,“ sagte sie mit einem Ton der Rührung. „Mir hat heute nacht von ihr geträumt. Soll das bedeuten, daß ich wieder von ihr hören werde? In diesen Tagen muß ihr Geburtstag sein, irre ich nicht, so ist es übermorgen.“

„Das trifft sich ja herrlich, so bringst du ihr unsre Wünsche,“ lächelte der alte Werber und rieb sich vergnügt die Hände.

Drittes Kapitel.

Kurt von Werber wanderte fröhlich auf der Landstraße dahin. Er war ein rüstiger Fußgänger aus Vater Jahns Schule; das Gepäck, das er bei sich führte, wog nicht eben schwer. Nur mit Mühe hatte die Mutter gegen sein Stirnrunzeln die Idee aufrecht erhalten, ihm mit der Post einen Koffer nachzusenden. „Du kannst doch nicht, wie du bist, zur Gräfin kommen,“ meinte sie, und er würde daraufhin die ganze Absicht aufgegeben haben, wenn nicht die frohe Zuversicht, welche der alte Herr auf das Gelingen des Planes setzte, ihn erfreut und gerührt hätte. So ließ er auch den Koffer über sich ergehen.

Es war ein heißer Tag, fast zu schwül für den September. Der Bach, der halb verdunstet sein träge plätscherndes Wasser durch die waldige Mulde hinabfallen ließ, war das einzige, was kühlende Erquickung verbreitete. An den Rosen indessen verließ die Straße seinen Lauf; bergauf ging es, der Wasserscheide entgegen, die den Übergang nach dem bergigen Terrain des Dobegebietes vermittelte. Das war kahle Fläche, von Sonnenbrand beglüht, abgeerntete Felder lagen dort, in denen die Grillen zirpten, ein ewig gleicher Ton, zum Verzweifeln. Kurt schritt mutig vorwärts. Er versuchte

ein Lied zu singen, aber der Staub verschleierte die Stimme.

Aus der Ferne winkte ein mitleidiger Waldstreifen, der sich quer über die Straße legte. Er kam recht langsam näher, aber endlich war er doch erreicht.

Ein anderer Wanderer, der sich wohl in der gleichen Lage wie Kurt befunden, lag bereits im Schatten der ersten Bäume.

„Platz genug, Kamerad," rief er, als der junge Werber zögernd stehen blieb und sich an einen Baum lehnte.

Es klang wie eine Einladung, und der Sohn des Ministers war im Zeitalter des Naturrechts demokratisch genug gefeilt, um ihr zu folgen, umsomehr, als er sich herzlich müde fühlte. Er sank in das Moos und machte sich's bequem.

„Wie klar die Luft heute ist," sagte der Fremde, „eine solche Beleuchtung sieht man in Deutschland selten. Ich meine den Ilissos rauschen zu hören und könnte mir einbilden, die einzelnen Kiefern dort drüben auf der Felswand wären Pinien."

„Sie waren in Griechenland?" frug Werber interessiert.

„Ich war in Griechenland," erwiderte jener mit Betonung. „Schmerzlich empfinde ich täglich, daß ich es nicht mehr bin. Dort gibt es noch Helden, hier nicht. Mich fröstelt in dieser Atmosphäre der Halbheit, des hohlen Literatengeschreis, des feigen Byzantinismus. Dort in der ewigen Schönheit einer gottbegnadeten Natur verbluteten die Kinder der Unsterblichen, selbst unsterblich

im Kampf um ihr kostbarstes Gut, um die Freiheit. Hier schleudert man mit Worten um sich, schimpft wie ein Schulbube und streckt doch zuletzt geschmeichelt die Hand aus, wenn von oben her ein Ämtchen, ein Verdienst lockt, von dem die elende Existenz, die sich hier zu Lande Leben nennt, ihr karges Flämmlein nähren kann."

Er war aufgesprungen und stand jetzt im vollen Sonnenschein vor Kurt Werber. „Ich muß diesen Mann kennen," dachte er bei sich und forschte vergeblich in allen Kammern seines Erinnerungsvermögens. Zugleich erwog er, ob es geraten sei, den Weg mit diesem, wenig Sicherheit versprechenden Gefährten fortzusetzen.

„Und dennoch denken Sie bei diesem Volke zu wirken?" sagte er, den Kern der Sache scharf ins Auge fassend.

Der Fremde lächelte. „Wer sagt Ihnen das?" fragte er. „Das hieße verlorene Liebesmüh. Dies Geschlecht ist zur Revolution noch nicht reif, es ist ein Hamlet, der zu fett und zu träge zur That, seinen Zorn in Reflexionen kühlt. Lassen Sie sich nicht täuschen von den einzelnen Unruhen, die da und dort großes Aufsehen machen. Privatinteressen haben sie erregt. An seinem eigenen Leibe will der Deutsche gepackt sein, wenn er erkennen soll, daß seine Stellung im Staate eine unwürdige ist. Die Zeit allgemeinen Aufstandes liegt noch fern."

„Sie haben viel Vertrauen zu mir," sagte Kurt gutmütig. „Ich möchte Sie fast bitten, nicht weiter darin zu gehen."

„Ein Turner könnte den andern verraten?“ fragte jener rasch.

„Ach,“ rief Werber traurig aus, „wohin ist das fröhliche, freie Turner- und Burschenleben gekommen? Fast kann ich's nicht glauben, daß die heutige Bewegung daraus hervorging. Wir waren fromm und rein und liebten das große, deutsche Vaterland. Wir hatten Pietät vor jeder wirklichen Größe. Die Stimmführer von heute berühren sich mit den negierenden Elementen der neunziger Jahre.“

„Wir lassen nur eins bestehen,“ entgegnete lächelnd der Fremde, „das Recht des Ichs gegenüber dem Du.“

„Aber das ist unmoralisch, unchristlich,“ rief Kurt empört aus, und sein Gesicht färbte sich rot.

„Mag sein,“ erwiderte jener, „aber nachdem man tausend Jahre auf die Hilfe gewartet hat, die von andern kommen soll, muß man es auch auf diese Art versuchen.“

„Sie sind eine gewaltthätige Natur!“

„Die bin ich, zugestanden. Aber auch Ihnen, Verehrtester, so gut wie jedem andern Sterblichen, wird der Tag kommen, da Sie dem Zügel nicht mehr gehorchen, da die Autoritäten rechts und links von Ihnen in die Büsche fliegen. Und dann — denken Sie an mich — dann werden Sie erst anfangen, ein Mensch zu sein.“

„Sie könnten sich täuschen,“ sagte Werber, biß die Lippen zusammen und schritt aufgeregt mit großen Schritten vorwärts.

„Warten Sie doch," rief der andere, „habe ich Ihnen einen solchen Schrecken eingejagt, daß Sie Ihr Heil in der Flucht suchen? Den Ideen der Zeit entfliehen Sie nicht."

Er war plötzlich sehr bleich geworden und griff mit der Hand nach dem Herzen. Ein heftiges Zittern verbreitete sich über seinen ganzen Körper. Allmählich ging der Anfall vorüber.

„Was war das?" fragte Kurt erschreckt, der hinzugetreten war, um ihn zu stützen.

„Ein Herzkrampf," erwiderte der Fremde mit matter Stimme. „Ich bekomme das sehr leicht bei großer Wärme und raschem Gehen."

„Aber warum suchen Sie bei solch schwacher Gesundheit nicht lieber ein zufriedenes, geehrtes Leben zu führen?" fragte Kurt. „Sicher verstehen Sie doch irgend ein Gewerbe oder sind einer Wissenschaft mächtig, Sie machen den Eindruck, als ob Bildung und Intelligenz bei Ihnen heimisch wären. Lockt es Sie denn nicht, in begrenzten Verhältnissen glücklich und nützlich zu sein? Selbst ein Wilhelm Meister findet nichts Höheres."

„Mit Weib und Kind, als echter deutscher Hausvater!"

„Spotten Sie nicht! Was gibt es Heiligeres, was gibt es Edleres, als die Vereinigung zweier Menschen, die sich verstehen, zu dem Zwecke in Familie und Wirksamkeit nach außen, mit einem Wort in dem deutschen Hause, ihrer Überzeugung Gestalt zu verleihen? Was früher nur als unreifer Traum im Kopfe des jungen

Mannes lebte, das Ideal einer Lebensführung, muß hier in plastischer Schönheit der Umgebung vor Augen treten. Ermöglichen wir das, so haben wir nicht umsonst gelebt. Sie werden mir zugeben müssen, daß die vorübergehende Erscheinung eines einzelnen das nicht wirken kann, was eine solche Vereinigung wirkt."

„Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte!"

„Mephisto!"

„Das bin ich nicht, nur ein Mensch, der nie einen Tropfen Familienglück gekostet hat."

Der Übergang vom schnödesten Spott zur tiefsten Wehmut war so plötzlich, daß es den jungen, empfänglich gestimmten Werber tief ergriff. Daneben regte sich auch wieder die rätselhafte Empfindung früherer Bekanntschaft, ja, jetzt erschien es ihm sogar, als erinnere diese lockige, schwarze Haarwelle gerade über der Stirn und die Handbewegung, mit der er sie zurückstrich, an Kurts eigenen Vater, den in treuem Staatsdienst ergrauten alten Herrn.

War es denn die Hitze, die so verwirrend wirkte?

Es lag nicht in Kurt Werbers Gewohnheiten, Fremde beim ersten Zusammentreffen nach ihren Familienverhältnissen zu fragen. Auch der Philhelene fügte keine weitere Mitteilung hinzu, und so schritten sie ziemlich schweigsam vorwärts.

Sie hatten den Bergrücken erstiegen und sahen nun vor sich das splitternde Schiefergestein des Dobethales. Tief unten, arg beengt durch die Felslager, rauschte der Fluß mit Getös, so schmäht der Schwache, wenn stär-

kere Gewalten ihm schweigend den Weg verlegen. Jenseit des Flusses stieg das Bergland hinan. Über die hohen, waldigen Häupter hinweg schauten noch höhere, neugierig nach dem Flachland hinunterblickend, die letzten, höchsten ragten einsam, sich selbst genug, in blauen Duft gehüllt, hinter der Masse hervor.

Diese Landschaft führte eine andere Sprache, als der eben verlassenen Niederung geläufig war.

„Was wollt ihr hier?" fragten die Berge herunter, „wir bedürfen eurer nicht. Laßt da drunten unterschiedslos ineinanderfließen, was auf der glatten Fläche ohne Hindernis hin und her kraucht. Nur das Bedeutende vermag sich unter uns zu erhalten, aber es steht sich schroff und unvermittelt gegenüber."

Jenseits auf einem Felsvorsprung lag ein altersgrauer Bau. Er war mit Schießscharten und Türmen versehen und blickte so trutzkräftig ins Land, als gedenke er es heute noch mit jedem Feinde aufzunehmen. Wie für die Ewigkeit schienen diese Mauern zusammengekittet.

„Die Dobenau," sagte der Fremde mit sonderbarem Ausdruck.

Im höchsten Grade gefesselt blickte Kurt von Werber hinüber. Er war noch Romantiker genug, um für den Reiz empfänglich zu sein, den das düstere Schloß ausübte. Dazu kam die unklare und übertriebene Vorstellung, die er sich von dem Freiherrn gebildet hatte, Gerüchten entsprechend, die ihm über denselben zu Ohren gekommen waren. Trotz der Verachtung, mit welcher der Minister gestern einen solchen Plan beiseite geschoben,

stieg in dem jungen Manne der Wunsch heiß empor, jene sagenhafte Stätte selbst betreten zu dürfen.

Der Fremde hatte sich inzwischen auf den Felsen niedergeworfen und schaute starren Blicks hinüber, als erblicke er Dinge, die dem körperlichen Auge nicht sichtbar sind. Halblaut murmelte er die Worte Byrons vor sich hin:

„Have I not
Here me mother Earth! behold it heaven!
Have I not had to wrestle with my lot?
Hopes sapped, name blighted, lif's life lied away!"

Seine schmale, bleiche Hand riß die graue Flechte vom Felsen und warf das Gestein in den Abgrund.

„Wollen wir nicht weitergehen?" fragte Werber endlich, „es wird spät."

„Lassen Sie mich hier allein," erwiderte jener. „Ich habe eine Abrechnung zu halten in dieser Stunde." Er legte den Kopf auf die Hand und regte sich nicht mehr.

Kurt ging. An einer Wendung des Weges sah er noch einmal zurück. Der Fremde lag noch immer wie er ihn verlassen, das Gesicht in die Hand gedrückt, unbeweglich, als ob er schliefe.

Als Kurt von Werber noch ein Stück Weges bergab geschritten war und sich dem Knotenpunkt zweier Straßen näherte, rollte eine Equipage, mit schönen Pferden bespannt, von jener Richtung heran, der junge Mann trat

ausweichend zur Seite. Ein älterer Herr in englischer Kleidung führte mit Kraft und Eleganz die Zügel, hinter ihm saßen Damen. Als der Wagen Kurt erreicht hatte, hielt er an, und der Gentleman auf dem Bocke grüßte herunter.

„Wollen Sie mitfahren, guter Freund?“ fragte er von oben herab.

Kurt wollte danken, aber ein dunkles Gefühl, halb Erinnerung, halb Ahnung sagte ihm, daß dies Zschorta selbst sei. Sollte er die günstige Gelegenheit verscherzen, mit der Dobenau Beziehungen zu knüpfen.

„Entschließen Sie sich,“ sagte jener, „meine Pferde haben nicht die Gewohnheit, auf andre Erwägungen Rücksicht zu nehmen als auf die meinigen.“

„Wenn Sie mir erlauben,“ erwiderte Kurt und kletterte hinauf, „so benutze ich diese Gelegenheit gern.“

„Wo wollen Sie hin?“

„Nach Dobenhausen vor der Hand. Ich bin Historiker und möchte mir die Archive einiger Schlösser ansehen. Vornehmlich bin ich nach Wolfersdorf empfohlen.“

„Dort werden Sie nicht viel finden,“ bemerkte der alte Herr wegwerfend, „das ist ein neues Haus, nicht älter als zweihundert Jahre. Wie ist Ihr Name, wenn ich fragen darf?“

„Schmidt,“ sagte Werber rasch entschlossen, „Privatdocent Schmidt aus Halle.“

„Schmidt,“ wiederholte der Alte, und es war, als bewege er einen ekelerregenden Gegenstand zwischen den Lippen. „Schmidt! Ihre Werke scheinen noch nicht

die Berühmtheit eines Schlosser erlangt zu haben, wenn auch Ihr Name mir — nicht ganz unbekannt ist."

„Ich bin noch ein bescheidener Anfänger," entgegnete der junge Mann, dem bei diesem Examen das Blut ins Gesicht stieg. Hinter sich hörte er Mädchengekicher. In beleidigtem Selbstgefühl wollte er vom Wagen springen und schnöde diesem dünkelhaften Junkertum den Rücken kehren. Aber seine Mission? Und wie bei nervösen Menschen in der Erregung ein Vorsatz öfter ins gerade Gegenteil umspringt, so ging er jetzt sofort zur Offensive über.

„Wenn es in Wolfersdorf nichts ist," sagte er, „dann können Sie mir gewiß einen andern Ort nennen, wo ich mehr finden werde. Wie steht es auf der Dobenau?"

„Kennen Sie mich?" frug der alte Herr mit einem mißtrauisch funkelnden Blick von der Seite her.

„Nein, aber ich vermute, daß ich den Freiherrn von Zschorta selbst vor mir habe, nach der Beschreibung, die mir von ihm gemacht ward."

„Haben immer von mir zu reden," murmelte der Berüchtigte nicht ohne den Ausdruck befriedigter Eitelkeit. „Ja, ich bin der reichsfreie Herr von Dobenau und Zschorta. Wenn Sie mit dem Wenigen vorlieb nehmen wollen, was die Burg einem Gaste bieten kann, so sind Sie von mir eingeladen, Herr — Herr Schultze."

Abmahnend stieg des Vaters ernstes Gesicht vor Kurt herauf, er überlegte.

„Sie bedenken sich?" fragte der Freiherr mit einem

bösen Lächeln. „Man hat Ihnen so viel Schauergeschichten von dem Alten erzählt, daß es Ihnen gruselt?"

„Keineswegs," erwiderte Werber entrüstet, „ich bedachte nur einige Nebenumstände, zum Beispiel meinen Koffer, der noch nicht in meinem Besitz ist."

„Nebenumstände?" sagte Zschorta, die Silben gleichsam zerpflückend. „Nebenumstände! Mir ein ganz neues Wort. Kenne ich nicht. Gehört es zur Ausrüstung eines modernen Gelehrten?"

„Es gehört doch wohl zu den Dingen, mit denen man rechnen muß," entgegnete Kurt lachend.

„Es wird aber nun nötig werden, daß Sie sich entscheiden, mein guter Freund," bemerkte der Freiherr, „hier verlassen wir die Straße und wenden uns rechts."

Kurt blickte auf. Das sagenhafte Schloß ragte jetzt drohend wie eine Zwingburg gerade über ihm von einem Felsen empor. Unbezwingliche Lust am Abenteuer erfaßte den jungen Romantiker, er sagte zu.

Sie fuhren jetzt aufwärts. Schmal und felsig rang sich der Weg zwischen den Tannen empor, als ob man ihn Schritt für Schritt erkämpfen müsse, und die trotzigen Mauern schauten ungastlich auf die Nahenden. Die Umgebung des Schlosses war mit peinlicher Sorgfalt gepflegt, kurz geschorner Rasen von köstlichem Grün, verschnittene Hecken, pyramidenförmige Bäume und Laubengänge aus alter Zeit trennten die Burg vom Walde, Blumen sah man wenig, der Freiherr liebte sie nicht. Der Wagen hielt an der Brücke, die über den Wall führte, es war keine Zugbrücke mehr, aber ein eisernes

Gitterthor fügte sich dort den Mauern ein und schied das Schloß von der Welt. Seltsam berührte es Werber, als nach der Wärme des Sommertages die kühle Luft der Kreuzgewölbe ihn umwehte mit einem leisen Beigeschmack von Moder, der hinter solchen Grundmauern heimisch ist und an Kerker erinnert. Rasselnd schloß sich die eisenbeschlagene Thür hinter den Eingetretenen — man war in der Dobenau.

An der Treppe blieb Zschorta stehen. „Wir haben gegenwärtig Besuch," sagte er, und warf, um einige Stufen erhöht, einen vernichtenden Blick auf den Gast hinunter, „Sie müssen mein armes Haus nehmen, wie Sie es finden, Umstände werden nicht gemacht. Da die Fremdenzimmer besetzt sind, Joseph, so führe den Herrn Schultze in die Teufelsstube."

Abermals war es Kurt, als höre er die Mädchen lachen; ohne sie anzusehen ging er an ihnen vorbei und folgte dem Diener Korridore entlang, eine kleinere Wendeltreppe hinauf, durch leere, halb verfallene Räume, mehrere Stufen wieder hinab, in ein Zimmer, dessen Wände mit Gemälden aus der Rokokozeit geziert waren. Nymphen mit unnatürlich flatternden Schleiern flohen dort vor Satyren, die durch ihre grauenhafte Häßlichkeit dem Gemach den vorerwähnten Namen zugezogen hatten. In der Ecke stand ein Bett, daneben ein Tisch mit Waschzeug, ein Stuhl, nichts weiter fand sich in dem Raume. An den Fenstern hingen vergilbte Rouleaus, und in den Nischen waren Spiegel der verschiedensten Größe in die Wand eingefügt, die das Bild der

lebenden Menschen neben den toten Faungesichtern gespenstisch malten.

Der Diener brachte frisches Wasser und verließ dann den Fremden. Ein wenig später klopfte es, und ein anderer dienstbarer Geist trat ein, der Kurts Regenschirm im Wagen gefunden hatte und dies zum Vorwand nahm, auf ein Trinkgeld anzuspielen. Werber hielt es für geraten, freigebig gegen ihn zu sein. „Ich war erstaunt, daß Ihr Herr mich so bereitwillig mitnahm,“ sagte er, „ist derselbe immer so gefällig gegen Fremde?“

Jener lachte. „Dankten Sie ihm, als Sie abstiegen?“ fragte er.

„Gewiß that ich das.“

„Andernfalls hätte er Ihnen die Peitsche um die Ohren geschlagen.“

„Ist das vorgekommen?“

„Mehr als einmal. Er nimmt, wenn Platz ist, fast jeden mit, dem er auf der Landstraße begegnet, aber es gibt hier herum manchen, der lieber zu Fuß hinterhergeht.“

„Ei, ist Ihr Herr so böse?“

„Sie werden's ja selbst sehen. Also hier herein hat er Sie logiert? Wissen Sie, daß es in diesem Zimmer umgeht?“

„Meinen Sie das im Ernste?“

„Gewiß, und es ist schon manchem kalt den Rücken hinuntergelaufen, der die Nacht hier verbracht hat. Doch ich will Ihnen da nichts vorschwatzen, sie sagen, wer ein gut Gewissen hat, den fechte das nicht an. Bald ist es zwei, die Stunde der Tafel. Sie haben sich nobel

gegen mich gezeigt, Herr Schultze, ich meine es gut mit Ihnen, sein Sie recht unterthänig gegen den Herrn."

„Ich heiße Schmidt, mein Freund. Und wie ruft man Sie?"

„Robert, Ihnen zu dienen."

Durch Robert orientiert, begab sich Werber nach dem Speisesaal, einem weitläufigen Raume, der ebenfalls mit dunkeln Öltapeten bekleidet war, auf denen in langen Pappelalleen Damen gallopierten mit Windspielen zur Seite, während daneben ein idyllischer Schäfer die Flöte blies. Der Sohn des Hauses befand sich dort und die Damen, zum erstenmal glitt Kurts Blick prüfend über die letzteren hin. Es waren zwei junge Mädchen im Alter von ungefähr achtzehn Jahren. Die eine war stolz von Wuchs und Haltung, auf ihrer Stirn an der Nasenwurzel begann sich schon in solch früher Jugend der charakteristische Familienzug der Zschortas einzugraben, der da sagt: „Ich will, was kümmert mich das weitere?" Die Nase war stark gebogen, die Nüstern groß und beweglich, alles an ihr atmete Charakter und Leidenschaft bei großer natürlicher Anmut. Die andre erschien von untergeordneter geistiger Bedeutung, ein Wesen mit echt weiblichen Reizen begabt und von unbefangener Heiterkeit und Frische.

Der junge Zschorta schien verstimmt, und selbst die Ankunft der Schwester, die heute aus der Pension in das väterliche Haus zurückgekehrt war, vermochte nicht,

ihn aufzuheitern. Auch sein Gesicht trug die Familienzüge, und der stark hervortretende Trotz zwischen den Brauen machte in diesem Augenblick seine Erscheinung nahezu abstoßend.

Der Prinz und Zschorta traten jetzt herein, gefolgt von dem Kavalier Seiner Durchlaucht, Herrn von Bessendorf.

„Sie hier?“ rief Ludwig Ernst bei Kurts Anblick im Ton des höchsten Erstaunens.

Werber verneigte sich tief. „Euer Durchlaucht sind überaus gnädig, sich meiner noch zu erinnern,“ sagte er. „Ich bin allerdings jener Student Schmidt, den Euer Durchlaucht mehrfach bei Dero Hofmeister, dem Grafen Sondersleben, sahen. Es gereicht mir zu hoher Ehre, daß meine bescheidene Persönlichkeit noch in Euer Durchlaucht Erinnerung lebt.“

„Nur zu wohl!“ rief der Prinz mit Betonung, „aber sagen Sie mir doch, wie kommen Sie auf die Dobenau, lieber — Schmidt? Ich werde mich an den Namen erst gewöhnen müssen, Sie wissen, wir hatten das Recht, Sie sanfter Heinrich zu nennen.“

„Durchlaucht sehen in diesem jungen Manne eine hervorragende historische Kapazität,“ nahm Zschorta das Wort, „er ist gekommen, in meinem bescheidenen Hause wichtige Entdeckungen zu machen. Fräulein von Eierstedt und du, Helene, ihr kennt den Herrn — Schultze schon. Herr von Bessendorf, ich erlaube mir auch Ihnen diese neue Größe zu präsentiern.“

Der Kavalier des Prinzen verneigte sich und lächelte

wie die Damen gelächelt hatten, vielleicht um ein weniges bedeutungsvoller.

Kurt ertrug den boshaften Spott, ohne mit der Wimper zu zucken, fühlte sich sogar befriedigt. Er sagte sich, der Sohn des mächtigen Gegners würde in einem Zschorta andre Gefühle erregen als die halb mitleidiger Geringschätzung. Auch von seiten des Prinzen schien keine Gefahr mehr zu drohen. So fand sich der junge Mann ganz behaglich in seiner Rolle, die Lust am Abenteuer kam über ihn, er räusperte sich und sagte mit einer linkischen Verneigung: „Ich wollte mir nur die unterthänige Bemerkung erlauben, daß mein Name Schmidt ist, wenn die Herrschaften gestatten."

Der Prinz lachte laut. „Setzen Sie sich, Herr Schmidt," rief er heiter, „Sie finden auf der alten Dobenau eine gastliche Tafel, ein vortreffliches Menu; sollte mich doch wundern, wenn das selbst einer solchen verstaubten Gelehrtenseele nicht anziehender erschiene als die schwer entzifferbaren Pergamente der Vorzeit. Freilich mundet es uns heute doppelt angenehm, da wir die Gesellschaft der Damen nicht mehr entbehren. Das hatte Ihrer Burg bisher gefehlt, Zschorta, das war der einzige Mangel, den ich in den letzten Tagen empfunden. Es lebe die Schönheit!"

Hell klangen die Gläser durch den Saal, die beiden holden Mädchengestalten, in der Blüte der Jugend, nahmen errötend die Huldigung hin, die ein junger, hochstehender Mann ihrem Geschlecht brachte.

Nur Veit Zschorta war sitzen geblieben und trank nicht mit.

„Nun, Veit,“ rief der Vater gereizt, „was soll das heißen? Begrüßest du Fräulein von Eierstedt und deine Schwester nicht?“

Mechanisch wie in langgewöhntem Gehorsam hielt der junge Mann sein Glas den Damen entgegen, er zitterte, blutrote Tropfen rannen über und flossen auf seine Hand. Eine blaue dicke Ader lief auf und legte sich über seine Stirn, genau an der Stelle, wo dem Vater die gleiche Ader schwoll.

„Sie sind Historiker,“ wandte sich indessen der Prinz an den bescheidenen Gast, „haben Sie sich ein besonderes Zeitalter zum Studium erkoren?“

„Den dreißigjährigen Krieg,“ erwiderte Werber mit strahlendem Gesicht. „Schon als Kind interessierte ich mich in hohem Grade für alles, was dieser Epoche angehört. Ich sammelte alle die halbverblichenen Bildnisse aus dem siebzehnten Jahrhundert, die ich erlangen konnte, von Tilly allein sind es fünf. Das Herz geht mir auf, wenn ich sie sehe.“

„Ich fürchte, der Zerstörer Magdeburgs würde mein Herz sehr unbeteiligt lassen,“ lachte der Prinz.

„Und Holk!“ fuhr Kurt fort. „Ich schreibe jetzt ein Werk über Holk, eine Rechtfertigung für ihn gewissermaßen. Diesen Charakter hat man bisher ganz falsch beurteilt, er war eigentlich edeldenkend, human und menschenfreundlich, und nicht die Hälfte von dem ist wahr, was man ihm nachsagt.“

„Na, hören Sie mal," sagte der alte Zschorta, „so hat er sich in unsrer Gegend nicht betragen."

„Ich muß um Entschuldigung bitten," beharrte der junge Gelehrte, von Eifer fortgerissen, „die Herren werden sich selbst überzeugen, wenn Sie die Quellen nachlesen, die mir zu Gebote standen. Holk ist im Grunde ein braver Mensch gewesen. Er hatte eine kleine Schwäche für geistige Getränke und ließ sich zuweilen von ihnen in einen Zustand versetzen, in dem er über seine Verordnungen nicht ganz klar war. Zudem war es kein leichtes Stück, die Soldadeska von damals in Rand und Band zu halten. Aber es liegen Züge von ihm vor, einzelne Handlungen, die — wie soll ich sagen? die — hm — die den Stempel großer Gutmütigkeit tragen."

„Den Teufel auch!" rief Zschorta, und der Prinz lachte herzlich.

„Aber Holk," bemerkte Helene erstaunt, „das war doch der Anführer jener Reiterscharen, die so entsetzlich in diesen Ländern hausten?"

„Man hat das allerdings immer so angenommen, mein gnädiges Fräulein, allein gerade deshalb ist ja Geschichte ein so hochinteressantes Studium, weil, wenn wir in die Tiefe hinabsteigen, wo die Zeugen der unverfälschten Wahrheit noch schlummern, sich manches überraschend anders zeigt, als unsre nivellierte Oberfläche es darstellt."

„Aber, lieber Freund," warf der Prinz ein, „verzeihen Sie, wenn ein Laie sich in solchen Dingen ein Urteil anmaßt — diesmal scheinen Sie mir doch auf dem Holz-

wege. Es liegen hier Fakta vor. Die Ruinen unsrer Klöster sprechen gegen Sie."

„Ich habe im Gegenteil den Beweis, daß er sich in einem Kloster zu Weyda gegen eine Nonne sehr liebenswürdig gezeigt hat."

Ein schallendes Gelächter von seiten der Herren erfolgte, die Damen erröteten, konnten sich aber doch eines Lächelns nicht erwehren. „Wie man's nimmt, lieber Freund, wie man's nimmt," sagte der alte Zschorta. Das Blut stieg Kurt Werber heiß ins Gesicht, in seinen Augen brannte ein ungewöhnliches Feuer.

„Sie sind eine fromme Seele, Herr Schulze oder Schmidt," rief der Freiherr und streckte ihm seine Hand über den Tisch hin. „Wollen Sie meine Lebensgeschichte schreiben, wenn ich tot bin? Ich hätte dann noch Aussicht, als Heiliger auf die Nachwelt zu kommen."

Kurt schlug ein und schüttelte die dargebotene Rechte überraschend kräftig. „Er ist wirklich nicht der Schneider, für den man ihn hält," dachte Zschorta.

Nach beendigter Tafel bat Werber, ihm das Archiv zu zeigen, Zschorta und der Prinz gingen voran, Kurt folgte mit dem Kavalier, einem bleichen, lächelnden Mann, der sich längst entwöhnt zu haben schien, eine eigne Meinung zu hegen. Diesmal führte der Weg nicht in den Renaissancebau des Haupthauses; daran anschließend, nach der Tiefe hin, stand ein altersgraues Mauerwerk, das alte Schlößchen genannt, und daneben ein Turm, rund, oben spitz und massiv, wie für die Ewigkeit gemauert. Man mußte über den inneren Hof gehen, um zu ihm

zu gelangen. Eine kleine, rundbogige Thür, so niedrig, daß der Eintretende glaubte, sich bücken zu müssen, führte in beträchtlicher Höhe hinein; um da hinauf zu kommen, hatte es in alter Zeit der Leitern bedurft, jetzt führte eine bequeme Holztreppe zu dem Eingang. Ein düsteres Gewölbe barg sich im Innern, dort hatte lange Zeit keine reinigende Hand walten dürfen, staubbedeckt war alles; an den Wänden standen schwere Truhen von Eichenholz mit Schnitzerei und Wappenbildern, ganze Stammbäume waren darauf verzeichnet.

Zschorta schlug mühsam den wuchtigen Deckel der einen zurück und sagte: „Ich knüpfe eine Bedingung daran, Herr Schmidt, daß ich Sie unumschränkt hier walten lasse. Manches ist da in Unordnung, verwildert und verkommen. Wollen Sie dies alles in ein System bringen, heften und registrieren, so mögen Sie zu ihrem Werke davon benutzen, was Ihnen gut dünkt."

Werbers Gesicht strahlte. „Wie gern!" rief er. „Ich bin Ihnen unbeschreiblich dankbar, gnädiger Herr."

Er hatte das „unterthänig" vergessen, aber der Ton war so innig, daß es der Alte verzieh.

„Haben keine Manieren, diese Schulmeister," sagte er nur zum Prinzen im Hinausgehen. „Fürchte aber, er wird nicht viel finden," und ein böses Lächeln zuckte über sein faltiges Gesicht.

Sie waren schon an der Treppe, als Ludwig Ernst noch einmal umkehrte und in die Thür trat, als wäre ihm etwas eingefallen, das er zu sagen vergessen.

„Halten Sie sich nicht zu lange mit dem staubigen

Papier auf, Freund Schmidt," bemerkte er, „man sagt, die Luft ist ungesund in solchem alten Gemäuer."

„Dem wäre ja bald abgeholfen," rief Kurt mit aufleuchtenden Augen, „wenn Euer Durchlaucht sich entschließen könnten, mir bei Lösung meiner Aufgabe ein wenig in die Hand zu arbeiten, ich würde dann sehr rasch am Ziele sein." Ein Blitz des Erkenntnisses zuckte über das Gesicht des Prinzen, einen Augenblick schauten die beiden jungen Männer einander verständnisvoll in die Augen. „Wollen sehen," murmelte Ludwig Ernst hastig, „ich sehe Sie wohl später. Die gemeinsamen hübschen Erinnerungen wollen wir doch auffrischen. Einstweilen adieu!"

„Welche Insolenz von dem Burschen, sich mit Euer Durchlaucht einen solchen Scherz zu erlauben!" sagte draußen Zschorta.

„Was meinen Sie?" frug der Prinz zerstreut.

„Sagte er nicht, Euer Durchlaucht sollten ihm bei seiner Arbeit behilflich sein?"

„Wir haben eine lustige Zeit zusammen verlebt," erwiderte der Prinz, „wo wir es mit der Etikette nicht so streng nahmen. Er ist im Grunde eine treue Seele."

Die jungen Mädchen waren indessen durch den Garten gegangen, und mit regem Intesse bewunderte Ida von Eierstedt die ihr fremden Rokokoanlagen, die hier in ursprünglicher Reinheit und Sauberkeit erhalten wurden.

„Es ist erfreulich für Ihre Fräulein Tochter," be-

merkte der Prinz, als er der Damen ansichtig wurde, „daß sie eine so angenehme Gesellschafterin zur Seite hat, gewiß würde es sonst zu einsam auf der Dobenau sein.“

„Fräulein von Eierstedt bleibt nur wenige Tage hier,“ entgegnete Zschorta ausweichend.

„O, im Ernste?“ rief der Prinz erschrocken. „Das thut mir leid, sie ist eine sehr — sehr sympathische Erscheinung.“

„So?“ sagte der Alte. Er sprach dieses Wort mit ganz besonderem Ausdruck, der Vokal klang voll aus, und der Ton zitterte donnerähnlich nach. Wer von ihm abhing, fürchtete diesen Laut.

„Ja, es ist schade — schade,“ fuhr der Prinz unbefangen fort, „Ihre Fräulein Tochter wird sich ohne die Gefährtin sehr einsam fühlen.“

„O, ich habe dafür gesorgt,“ beruhigte der alte Herr. „Freilich, ein junges Mädchen will nicht nur Gesellschaft, sie muß auch eine weibliche Hand über sich wissen, ein Mann meiner Art paßt schlecht zur Duenna. Ich habe dafür gesorgt. Eine Verwandte von mir in mißlichen Verhältnissen, — mein Gott, ’s ist eigentlich Pflicht, sich der Familie anzunehmen, zudem“ — er lachte häßlich, „ich empfinde es fast wie meine Schuldigkeit — als junger Mensch widmete ich ihr eine Zeitlang meine Verehrung, und die gute Seele nahm das für Ernst und grämte sich krank um mich. Um den alten Zschorta, Prinz, ist’s zu glauben?“

„Warum nicht,“ meinte Ludwig Ernst, „die Weiber sind gar gern bei der Hand, wenn es gilt, eine Sache

tragisch zu nehmen. Um geringeren Gegenstand hat sich manche die Augen fast blind geweint."

„Sie haben recht, Prinz, wie immer. Also sie ist hier, und ich habe mich mit unmenschlicher Geduld gerüstet, um all ihre weiblichen Schwächen zu ertragen, bin dergleichen nicht mehr gewöhnt, Durchlaucht, meine Frau ist schon lange tot, und ich hatte sie gelehrt, sich in mich zu fügen."

In diesem Augenblick wurde die aus dem Gartensaal in die Veranda führende Thür geöffnet, der Diener trug einen bequemen Stuhl und Kissen heraus, und ihm folgte eine schöne, schlanke Frauengestalt. Wie sie sich über die Brüstung lehnte und mit freundlichem Lächeln nach den auf- und abgehenden Männern heruntergrüßte, sah man, daß ihre erste Jugend vorüber, die Vierzig überschritten, daß Silberfäden sich schon durch ihre glatten Scheitel zogen. Mehr als das: nicht das Alter allein, auch das Leid hatte in diese Züge verändernd eingegriffen, aber sie waren nicht dadurch entstellt, und es wollte scheinen, als wäre dort ein drittes über Alter und Leid Sieger geblieben. Was war es?

„Gabriele!" rief der Hausherr und sprang mit so jugendlicher Elasticität die Stufen hinan, daß der Prinz des eben stattgehabten Gesprächs eingedenk ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Endlich bist du gekommen!" rief Zschorta der Dame entgegen, „es ist mir eine große Ehre und Freude, dich auf der Dobenau begrüßen zu dürfen."

„Soll ich sagen, daß die Ehre auf meiner Seite sei?"

frug sie schalkhaft. „Geh, du weißt wohl, daß ich es bin, die zu danken hat. Und ich danke dir, Wolf," flüsterte sie herzlich, „von Grund meiner Seele. Nicht bloß für die materielle Hilfe, die mir ja von großem Wert ist, auch für dein treues Gedenken, für deine Anhänglichkeit an eine arme, alte, kranke Verwandte, mit der du viel Nachsicht haben mußt." Sie reichte ihm die Hand, und er neigte sich stumm darüber und küßte sie.

Der Prinz erklärte, nachdem die Vorstellung erfolgt war, daß er die jungen Damen von der Ankunft der verehrten Tante benachrichtigen wolle, es schien ihm ein sehr angenehmer Vorwand, den jüngeren Teil der Gesellschaft aufzusuchen. Als er mit Bessendorf in den Buchenhecken verschwand, schaute ihm Zschorta mit einem lauernden Blick nach, etwa wie der Jäger, der auf der Fährte des Fuchses ist.

„Ein schöner Mann," bemerkte Gabriele, „ist es der Thronfolger?"

„Mutmaßlich. Des Herzogs Sohn lebt noch und — kann sich erholen."

„Das glaube ich kaum, die letzten Nachrichten aus Italien lauten sehr ungünstig. Du fühlst kein Bedauern, Wolf, scheint mir, kannst du dich mit dem jetzigen Regiment nicht aussöhnen?"

„Nein!" rief Zschorta, und das Wort klang laut und gellend über den stillen Garten hin, „mögen sie alle sterben und verderben!"

„Wolf! wenn dich jemand hörte!"

„Die ganze Welt soll mich hören! Denkst du, ich

fürchte mich vor dem Gelichter? Die Kniee zittern ihnen, wenn sie mich von ferne sehen."

„Es ist doch eigen," sagte Gabriele mit ihrem liebenswürdigen Lächeln, mir bist du durchaus nicht furchtbar. O, ich kenne dich so gut. Die Jugendzeit mit ihrem ganzen Zauber steigt vor mir auf, da ich dich höre. Weißt du noch, Wolf, wie du als junger Mann zuerst in meiner Eltern Haus kamst, ich zählte wohl damals sechs Jahre, da sollte ich dich küssen, erinnerst du dich, und als artiges Kind, das ich war, stand ich bereit, es zu thun. Doch du schnittest mir ein furchtbares Gesicht, und weinend flüchtete ich zur Mutter."

„Es war roh!" rief Zschorta beschämt, „verzeih mir," er faßte nach ihrer Hand und preßte seinen Mund auf die zarten Finger.

„O laß, es ist längst vergeben. Ich sah dich wieder, als du auf Schloß Hirschburg mit dem hochseligen Fürsten zur Jagd rittest, ‚mit Horridoh und Hussassa', wie das Lied sagt. Es ging über ein Rübenfeld hin, noch seh' ich die abgerissenen Blätter nach recht und links fliegen. Ich stand in dem Alter zwischen Kind und Jungfrau, just, wo die Phantasie am mächtigsten zu sein pflegt; Bürgers wilder Jäger wollte mir nicht aus dem Sinn, und immer dacht' ich, der mit dem silberblinkenden Rosse, der Warner, fehle an deiner Seite."

„Möglich," erwiderte Zschorta nachdenklich. „Es war eine schöne Zeit, Gabriele, die Lumpenhunde wissen jetzt nicht, was Leben heißt. Wir haben manchen Streich verübt, der hochselige Herzog und ich. Einst fingen wir

einen preußischen Sappeur, der auf Urlaub war, und schnitten ihm den Bart ab. Das kostete den Schreiberseelen manchen Tropfen schlechte Tinte, und mein Herzog mußte den Vogel füttern, bis das Gefieder wieder gewachsen war. Gabriele, es war ein Band der Freundschaft, das mich an Heinrich band. Wir waren beide jung, und die Welt schien zu eng für uns. Warum ist er so bald gestorben? Warum ließ er mich allein, mich, den Geier unter den Raben? Ihm hätte ich mich unterworfen. Bei einer Flasche alten Weines hätte ich ihm gern und willig den Vasalleneid geschworen."

„Wie alt warst du, als er starb?" fragte Gabriele.

„Dreißig Jahre, mein Vater lebte noch, und ein Dobenau, weißt du, läßt seine Hähnchen nicht flügge werden, so lange er selber noch ein Wort zu sagen vermag. Zu jener Zeit spielte auch der thörichte Roman mit Mathilde Werber. Ich ging mit ihr nach England."

„Man sagt, du hättest dich vorher mit ihr trauen lassen," sagte Gabriele, dem erregt auf- und abschreitenden Mann mit teilnehmenden Blicken folgend.

„Es war etwas dergleichen," murmelte er halb unverständlich und riß mit abgekehrtem Gesicht die Weinblätter von den Ranken.

„Sie ist tot?"

Er schwieg einen Augenblick. „Ja, nun ist sie tot," sagte er dann, „lassen wir sie ruhen. Als ich nach Jahren zurückkehrte, um mein Erbe anzutreten, da war sie auch schon gerächt. Jener steifleinene Schreibergehilfe, ihr Bruder, dem ich bei jenem Duell vor meiner Abreise

großmütig das Leben schenkte — Thor, der ich war! — er hatte inzwischen seinen Vorteil wahrgenommen. Als die Fürsten des deutschen Reiches vor Monsieur Mathieu ihre Goldstücke klingen ließen und im Palais Talleyrand Schoßhunde cajolierten, da durfte er auch nicht fehlen. Die Wohlfahrt des Landes erforderte es. Man konnte ja profitieren, — in dem großen Lottospiel um die Länder möglicherweise eine Ambe gewinnen. Das war der offizielle Zweck, der geheime war — Rache."

„Glaubst du?" frug Gabriele, eingeschüchtert durch den Ausdruck elementarer Wut, der aus den letzten Worten klang.

„Ich weiß es!" rief er. „Ich habe es empfunden alle die Jahre lang. Wohl bin ich nicht der einzige, an dem man brutale Gewalt geübt hat, aber meine Schicksalsgenossen stehen doch noch in Gemeinschaft als der erste Stand eines Landes da, das den Namen eines Königreiches verdient. Der Mann, dem sie Gefolgschaft zu leisten gezwungen sind, ist doch ein wirklicher Herrscher. Ich dagegen soll, nach geographischer Lage zu jenen gehörig, durch die elenden Machinationen dieses Menschen gezwungen sein, auf meinem freien Territorium die Eingriffe eines Fürsten zu dulden, der im Grunde nichts andres ist als ich! Den eine neue Teilung der Erde verschlingen wird, wie ich verschlungen worden bin! Ich, der reichsfreie Herr der Dobenau, soll mir auf meinem Eigentum Vorschriften machen lassen von einem Menschen, dessen Schwester ich nicht zur Herrin meines Gebietes machen konnte, weil ihr Name dem

meinen nicht ebenbürtig war! Daß ihn die Hölle verschlänge, diesen Namen! Und den Kerl dazu! Den Speichellecker, den zahmen Halunken mit seinen schönen Worten von Gesetz und Recht auf der verdammten Zunge. Möge sie ihm im Halse verdorren! Alles, was sie gebaut haben, er und sein Herzog, die Gemeindeordnung, die Steuergesetze, 's ist faul und für die Würmer. Und der neue deutsche Bund ist eine Komödie. Ich erkenne keinen Fürsten über mir, und auf meinem Hause weht kein andres Banner als das meine. — Doch, da kommt unser Prinz mit seinem schönen Gefolge. Er scheint sich ja — hm — sehr zu enflammieren für dieses kleine Hühnchen, das eben aus dem Eiernest gekrochen ist."

In der That, das vordere Paar, Ida von Eierstedt und der Prinz, schienen in lebhaftes Gespräch vertieft, ihre Augen begegneten sich häufig und warm. Helene ging mit Bessendorf hinterher, und auf ihrem Gesicht lag ein Zug der Enttäuschung und Langeweile.

Viertes Kapitel.

Veit Zschorta war während dieser ganzen Zeit nicht gegenwärtig. Keiner der Anwesenden hatte ihn vermißt, sogar der Vater nicht, der sich von dem Gespräch mit Gabriele ungewöhnlich gefesselt und angezogen fühlte.

Etwas später am Nachmittag kam der junge Mann langsam den steilen Pfad vom Wasser herauf, zuweilen ruhte er, dann klammerte sich seine Hand an den Felszacken fest, während der Blick düster und sehnsuchtsvoll die Ferne suchte. Er zog einen Brief aus der Tasche, der von zierlicher Damenhand geschrieben schien, starrte lange hinein und vergaß Zeit und Stunde.

„So vertieft?“ rief ihm eine fröhliche Stimme von oben entgegen. Helene hatte sich über den Felsrand gebeugt und grüßte hernieder. Rasch und scheu barg er das Papier in seinem Busen.

„Sicher ein Liebesbrief,“ lachte die Schwester, als er die Höhe erreicht hatte und neben ihr stand.

„Spionierst du?“ frug er unwillig.

„Nein. Wir kennen uns so wenig, daß du meine Scherze nicht verstehst. Woher sollten wir auch, wir sahen uns selten. Und stehen uns doch so nahe. Ich habe mich so sehr auf einen Bruder gefreut, Veit, doch

du brachtest mir kein ähnliches Gefühl entgegen! Das ist traurig."

„Ich freue mich auf nichts mehr."

„Auf nichts, Veit? Bist du so unglücklich? Was fehlt dir denn?"

„Alles! Licht! Luft! Freiheit! Unter einem Tyrannen zu stehen, wie Papa, gleichgeartet wie er, das ist nichts Leichtes, Helene."

Die Schwester sah mit großen, bangen Augen zu ihm auf. „Ist Papa wirklich so schlimm, wie man hört?" fragte sie leise.

„Du wirst es erfahren, wenn auch nicht an dir. Erfüllst du stets in allem seinen Willen, dann bist du ja geborgen, andernfalls —"

„Das werde ich sicher nicht thun. Ich habe noch nie jemandes Willen unbedingt erfüllt, meine Lehrer und Erzieher wissen von mir zu sagen. Was mir nicht richtig scheint, das thue ich nicht."

„Schwester, Schwester, bist du auch eine Zschorta?" Er wurde herzlicher, legte sogar den Arm um ihre Schulter. „Wie kommt es, daß ich dich hier allein treffe?" fragte er.

„Papa ging nach den Ställen, das neue Pferd satteln zu lassen, und der Prinz ist ja wohl ganz bezaubert von Ida. Ich hatte das Gefühl, dort überflüssig zu sein."

„Darf ich dir vertrauen, Schwester?"

„Gewiß, ich bin verschwiegen wie das Grab. Nicht wahr, 's ist eine Liebesgeschichte? Ich merkte es ja gleich, als ich dich so vertieft in den Brief sah. Und

Papa ist dagegen? Wir wollen ihn recht hinters Licht führen."

„Du wärest die erste, der das gelänge."

„Und warum nicht, ich bin seine Tochter. Jetzt heraus, wer ist es? Gewiß ein liebes, süßes Geschöpf, gegen das sich gar nichts einwenden läßt, 's ist immer so in den Geschichten."

„Sie ist der verwitweten Frau von Kranz einzige Tochter, und Papa hält sie nicht für ebenbürtig. Sie waren nicht reichsfrei, besaßen aber ein Gut, das nach des Vaters Tod Schulden halber verkauft werden mußte. So leben sie nun unten im Städtchen in dürftigen Verhältnissen."

„Ist die Sache schon zur Sprache gekommen?"

„Vor wenigen Tagen. O, Helene, was ich da sah und hörte, ist in mein Herz eingegraben und läßt sich dort nie wieder verlöschen. Und wenn er es jetzt zugäbe, nicht. Für mich ist kein Glück mehr möglich, jener Abend brach etwas in mir entzwei."

„Wieso denn, Veit, ich verstehe dich nicht."

„Wohl dir, wenn du es nicht verstehst. Sieh, es ist zwischen Kindern und Eltern, auch wenn sie sich fremd blieben, immer noch so etwas wie ein Band, eine Zugehörigkeit, wär's auch nur ein Schatten von dem, was Menschen Liebe nennen. Zwischen uns ist das vorbei. Der Mann da drinnen," er sagte es zwischen den Zähnen, „ist mein Gegner auf Leben und Tod, nichts weiter, und einer von uns beiden muß weichen."

„Das ist grauenvoll," flüsterte Helene bang.

„Nicht wahr? Ich fühle es selbst. Aber nun laß uns die anderen aufsuchen, leicht schöpft Papa Verdacht, wenn er uns in vertrautem Gespräche beisammen sieht. Auf der Dobenau muß man vorsichtig sein. Sieh doch, das Pferd scheint sehr ungezogen, es entspricht dem Rufe, der ihm voranging, sagte man doch, es hätte bisher jeden, der es bestieg, abgeworfen. Papa ist ein vorzüglicher Reiter, wenn irgend einer, so mag er geeignet sein, dem Tiere seine Herrschaft aufzuzwingen. Sieh nur, wie fest er im Sattel sitzt.

„Wirklich, es ist aufregend," sagte Helene, in nervösem Spiel einen Zweig zerpflückend. Das Pferd bäumte sich, schlug mit Vorder- und Hinterbeinen und ging zuletzt durch. Die Zurückbleibenden sahen Roß und Reiter wie zu eins verwachsen in tollem Jagen durch die Allee verschwinden.

Niemand bemerkte in der Erregung des Augenblicks, daß die Geschwister sich der Gesellschaft anschlossen, atemlos lehnten alle, weit übergebeugt und schauten nach der Richtung, wo der kühne Reiter verschwunden war, und wo sie hoffen durften, ihn wieder auftauchen zu sehen. Oder vielleicht ein lediges Pferd?

Es dauerte lange.

„Das war ja eine seltsame Mär, die Sie mir erzählten, als Zschortas kühner Ritt uns unterbrach, Fräulein von Eierstedt," sagte der Prinz endlich. „Können Sie mir nichts Näheres darüber mitteilen? Mich fesseln derartige schauerliche Familientraditionen ganz ungemein."

Ida ward ein wenig verlegen. „Ich weiß nicht,

that ich recht daran," entschuldigte sie sich gegen die Freundin, „ich plauderte aus, was du den Zimmergenossinnen im Stift zuweilen in der Dämmerstunde vortrugst, wie eine so grausige Prophezeiung auf eurem Hause ruht, daß ein fürstlicher Gast sich nicht ohne Sorge hierherwagen sollte."

„Wahrhaftig! Ich habe lange nicht mehr daran gedacht."

„O bitte, Baronesse," wandte sich der Prinz an die Tochter des Hauses, „geben Sie mich nicht länger der Neugier preis, aus Ihrem Munde werde ich über diesen Punkt am besten unterrichtet werden."

Helene lehnte am Bogenfenster der Veranda und ließ die Weinranken auf ihrem dunkeln Haar spielen. Grünes Gewinde von Waldreben hatte sich an der Säule emporgesponnen und hing in irrem Geflecht ihr über Hals und Brust. Eine dunkle Spätsommerrose glühte in dem weißen Gewebe, das um ihre Schultern geschlungen war, und daneben am Halse lag an goldener Kette ein Kreuz von alter Form.

„Ich weiß nicht, ob es Durchlaucht bekannt ist," begann sie, „daß auch die Zschortas aus dem Geschlecht der Dobenaus stammen, daß sie nur ein jüngerer Ast sind, nach dem Schlosse benannt, wo sie lange hausten, von dem sie aber endlich, nachdem die anderen Linien erloschen waren, zur Stammburg zurückkehrten. Jene Weissagung trifft uns."

„Wie lautet dieselbe?" rief der Prinz ungeduldig, „und wo stammt sie her?"

„Sie mag so alt sein wie die Mauern der Burg," erwiderte Helene, „mit dem Geschlecht wuchs die Sage empor, an seinem Untergang wird sie sich erfüllen. Wer zuerst das schaurige Wort ersann, ob Geisterhände es auf die feuchten Turmmauern schrieben, ob ein irrendes Zigeunerweib dem fahrenden Ritter solch bösen Gruß bot, wer weiß es? Die letzte der Fräulein von Dobenau wird einen Fürstensohn morden."

Der Prinz blickte zu ihr auf, es schien ihm, als lagere etwas Rätselvolles um diese hohe Gestalt und in den Augen, die von dem verderblichen Feuer ihres Geschlechts sprühten. Ein fremdartiger Schauer lief über ihn hin. „Als ob ein Nervenfieber im Anzuge wäre," spottete er innerlich über sich selbst. „Beim Bart des Propheten, ein solches Weib zu lieben, müßte neu sein." „Aber unbequem," fügte eine warnende Stimme hinzu.

„Und wenn nun Sie gerade diese letzte Tochter der Dobenaus wären, mein gnädiges Fräulein, würden Sie denn fähig sein, mich zum Beispiel zu töten?"

Sie sah ihn voll düstern Ernstes an und blickte dann vor sich nieder, als sei sie mit dem Grund dieses Hauses verwachsen, ein Reis aus den Quadern emporgesproßt und suche da drunten Wurzel und Ursprung ihres Daseins und die Antwort auf ihres Schicksals Warum und Woher.

„Ich bin eine Dobenau," war die einzige Antwort, und es lag darin ein Bangen vor sich selbst.

„Er kommt," rief jetzt Gabriele, die noch immer nach dem Reiter geblickt hatte, jene ihr bekannte Pro-

phezeiung der Dobenaus interessierte sie nicht mehr, die Tage, da sie dergleichen mit romantischem Reiz umkleidet dünkte, lagen weit zurück.

Das Pferd schien gebändigt. Wohl troff es von Schweiß, und es zitterten ihm die Flanken, wohl stand der Schaum ihm vor dem Gebiß, aber es ging in ruhigem Trabe, wie es dem Reiter beliebte, und folgte jedem Schenkeldruck, ein wundervolles Tier, edel von Art, tadellos gebaut, es war eine Lust, es anzusehen.

Da flog eine Taube jäh aufgeschreckt vor dem Pferde empor, das Tier erschrak, bäumte sich und warf den Reiter auf den Kiesweg.

Einen Augenblick lang war jeder wie gelähmt. Wolf Zschorta sprang auf, seine Züge verzerrten sich, ein Ausdruck teuflischer Wut zuckte über sein Gesicht. Er griff in die Brusttasche, lief dann gelenk wie ein Panther über den Rasen hin nach dem Pferde, das der Stallknecht soeben auffing und zu beruhigen suchte: ein Blitz, ein Knall, und mit fürchterlichem Schrei brach das Tier zusammen und wälzte sich verendend im Sande.

Die Dienerschaft lief zusammen, Höring eilte herbei und erteilte Winke und leise Befehle. Alles schien in größter Bestürzung. Auch Werber war aus dem Turm getreten und blickte starr auf das Schauspiel.

„Das war ein Holkscher Streich, mein guter Freund,“ sagte der Alte, „die lieben Sie ja. Merken Sie sich das auf die Zeit hin, wo Sie meine Geschichte schreiben werden. Und jetzt wollen wir nachsehen, wie das zarte

Geschlecht die Sache auffaßt. Werde keine Lorbeeren ernten, fürchte ich!"

Ida Eierstedt war auf ihr Zimmer geeilt, an allen Gliedern zitternd, und zerfloß dort in Thränen. Gabriele und Helene empfingen Zschorta ruhig aber bleich. Die Hand der Kranken bebte ein wenig, als er sie küßte.

„Hast du dich erschreckt?" frug er.

„Wenn ich offen sein soll, ja. Dies Herz mit seinem Klopfen ist so lästig. Ich wollte, es wäre bald ganz still." Und freundlich grüßend trat sie in das Haus.

Zschorta biß die Lippen zusammen und blickte wild um sich, als sei sein Grimm noch nicht gesättigt. Ein zitterndes Stubenmädchen stand im Hintergrund, das Brett mit Tassen in der Hand haltend.

„Was gafft sie da?" schrie er. Sie zuckte zusammen und — das Geschirr fiel zur Erde.

Als er vorwärts schritt, die Reitpeitsche in der Rechten, lodernden Zorn im Auge, machte sich der Prinz bereit, sich ins Mittel zu legen.

„Du verläßt mein Haus auf der Stelle," rief der Zürnende, „auf der Stelle, sage ich, laß mich deine Visage nicht wieder erblicken, sonst soll dich — Von Lohn ist nicht die Rede. Was du verdienteſt, reicht nicht hin, diesen Verlust zu ersetzen. Wird's bald?"

Das Mädchen floh und ließ den schwer erworbenen Verdienst eines halben Jahres gern zurück um den Preis, entkommen zu sein.

„Und du, Helene?" frug Zschorta, „zitterst auch du, weil ich die Bestie tot schoß?"

„Nein, ich hatte es erwartet,“ entgegnete sie kühl.

Der Prinz sandte ihr einen raschen, aufmerksamen Blick nach, als auch sie sich zum Gehen wandte.

„Spielen wir eine Partie, meine Herren,“ rief Zschorta, „und lassen wir die Weiber ihren eigenen Weg gehen.“ Er machte eine cynische Bemerkung und schritt voran nach dem Rauchzimmer.

Es war Kurt gelungen, im Laufe des Abends vertraulich mit dem Prinzen zu reden. Ludwig Ernst zeigte sich nicht gerade abgeneigt, nach X. zurückzukehren, war aber nicht dahin zu bringen, die Sache wichtig zu nehmen. Die Sorge des Ministers um etwaige Vorkommnisse auf der Burg fand er grundlos, die Idee, ehrsame Bürger und Handarbeiter der getreuen Stadt X. zur Bürgerwehr heranzubilden und an ihrer Spitze Heldenthaten zu vollbringen, wie er sich ausdrückte, entwickelte in ihm einen nicht zu dämpfenden Humor. In der Sorge, Zschorta oder jemand von der Dienerschaft könnten von der Sache mehr hören als gut war, brach Kurt das Gespräch ab, das Weitere auf günstigere Gelegenheit aufsparend. Den Prinzen in seinen Gemächern aufzusuchen, fand er nicht für ratsam. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht diese vorsichtig für den fürstlichen Gast ausgewählten Räume unter der besonderen heimlichen Kontrolle des Burgherrn standen?

Es war spät geworden, als der junge Mann, be-

wegt von den seltsamsten Eindrücken, die Ruhe suchte. Joseph leuchtete ihm, und während sie über die Steinfließen hinschritten, suchte Werber sich ein klares Bild von der Örtlichkeit zu machen. Das Gebäude, in dem er sich befand, trug einen einheitlichen Charakter. Es war ein stattliches Schloß aus dem sechzehnten Jahrhundert, in der Mitte ein Turm mit schieflaufenden Fenstern, die der breiten Wendeltreppe Licht gaben. Am gegenseitigen Ende des Hauses vermittelte eine steile Holztreppe die Verbindung mit den oberen Stockwerken, dort wohnte Ludwig Ernst mit seinem Gefolge, während in der diesseitigen Richtung sich der Hauptbau, einen Winkel bildend, dem sogenannten alten Schlößchen anfügte; die Wendeltreppe, die in diesem Eckturm hinauf nach Kurts Zimmer führte, mochte wohl auf einige Jahrhunderte mehr zurückblicken als der Hauptaufstieg, denn die schmalen ausgehöhlten Stufen erzählten von manchem Fuß, der auf ihnen gewandelt war. Am unteren Ende dieser Treppe befand sich uraltes Kreuzgewölbe, auch, in eine Nische gefügt, ein verwittertes Heiligenbild. Seltsam hing die Feuchtigkeit des Raumes Tropfen bildend an dem Stein.

„Wie wunderlich das aussieht," bemerkte Werber, „man sollte denken, das Bild weinte."

„Um Gottes und aller Heiligen willen schweigen Sie davon," stöhnte der Diener, der ganz blaß geworden war, er ging rasch mit dem flackernden Licht voran, Kurt folgte, bei den steilen Windungen der Treppe im Halbdunkel über die rauhen Steine stolpernd. „Was haben

Sie für Räume in dem alten Teile?" fragte er noch, „sind sie bewohnt?"

„Die unteren nicht. Hier in der ersten Etage logieren die gnädigen Fräulein."

Sie stiegen noch eine Treppe höher. „Und hier in der zweiten?" fragte Kurt.

Der Diener leuchtete hinein. Schräge Wände ließen das Dach erkennen. „Dies sind schon Mansardenstuben," sagte er, „da schlafen die Dienstmädchen. Das alte Schlößchen ist nicht in die Höhe gebaut, mehr in die Tiefe."

„Ach — Keller und Gefängnisse."

„Die sollten Sie sehen," flüsterte Joseph, „möchte nicht darin liegen. Hier unter dem alten Treppenturm soll ein tiefer Brunnen sein, der hinunter geht bis zum Wasserspiegel der Dobe. Es hängt ein Schloß vor dem Raume, niemand von uns ist je da hinein gekommen."

Sie waren noch einige Stufen emporgestiegen, nun führten einige Stufen wieder hinab. Man befand sich im zweiten Stock des Haupthauses. Dort trug alles einen neuen Charakter. Die Räume waren weit und hoch, große Fenster, zwei und zwei bei einander, ließen den gestirnten Himmel hereinsehen, und die bunte Malerei an den Wänden stach wunderlich ab von dem kahlen, massigen Mauerwerk der alten Burg.

Während der Diener Kurts Lichter anzündete, warf sich der junge Mann nachdenklich auf den einzigen Stuhl in dem Raume, ein Gefühl von Grauen, wie er es noch nie gekannt, wollte ihn beschleichen. „Was war das da unten?" fragte er, „warum fürchteten Sie sich?"

Joseph lächelte verlegen. „Das Volk erzählt sich hier so dumme Sachen,“ sagte er dann, versuchend sich einen Anflug von Überlegenheit zu geben. „Ich glaube eigentlich nicht daran.“ Sie sagen, der Heilige weine, weil ein Dobenau dort seinen Vater erschlagen. Sicher ist's nur die Feuchtigkeit, die aus dem alten Stein quillt. Aber es geht niemand gern dorthin zur Nachtzeit. Auch flüstert man sich zu: „seit das geschah —“

„Weiter, weiter!“

„Es ist wohl besser, ich rede nicht darüber.“

„Bei mir ist's gut aufgehoben.“

„Man sagt, seitdem habe in der Familie nie Frieden bestanden zwischen Vater und Sohn. Ob ich die Haupttreppe hinuntergehe, an des Herrn Zimmer vorüber? Er liebt es nicht, und wenn er mich hörte — nein es ist besser, die Toten reizen als die Lebendigen. Gute Nacht, Herr Schmidt.“ Und er verschwand in der Richtung, aus der er gekommen war.

Kurt von Werber blieb allein. Er öffnete das Fenster und ließ die würzige Sommerluft hineinströmen. Ein Resedaduft stieg von den Rabatten empor. Eine seltsame Empfindung hatte ihn vorhin angewandelt. War es Furcht? Wiederholt hatte der junge Mann auf Mensuren Leben und Gesundheit leichtfertig aufs Spiel gesetzt, und jene Momente höherer Erregung, die solchen Ereignissen vorausgingen, waren ihm stets nur reizvoll erschienen. Kampf war ihm Freude, Hochgefühl des Daseins. Aber hier war kein Kampf. Unsichtbar und lautlos zogen die schicksalsschwangern Wolken über

der Burg dahin, da wehte keine Lebensluft, da regte sich kein freies Schaffen, freudiges kein Streben; nur das gespannte Gefühl der Erwartung eines Unbestimmten, unabwendbar Kommenden lagerte formlos über der Lebensthätigkeit, sie hemmend und beeinträchtigend. Allein der Prinz schien nichts davon zu empfinden, nicht darunter zu leiden, seine genußfrohe Natur gaukelte schmetterlingsartig um die freundlichen Äußerlichkeiten des Daseins.

Werber ging mit verschlungenen Armen im Zimmer auf und ab.

„Was ist's denn weiter," sagte er plötzlich laut, daß es seltsam durch den Raum schallte, „das Schlimmste, was kommen kann, ist der Tod, und wer den fürchtet, der fange nicht an zu leben!" Er trat an das Fenster und lehnte sich weit hinaus. Mädchenstimmen klangen von unten herauf.

„Du fürchtest dich?" hörte er Helene sagen, „und schläfst doch kaum zwei Zimmer weit von mir? Wenn du rufst, kann ich es hören."

„Laß mich bei dir auf dem Sofa bleiben," bat die sanfte Stimme der lieblichen Ida. „Du freilich fühlst das nicht. Du bist mit diesen Eindrücken aufgewachsen, und so vermögen sie es nicht mehr, deine Nerven zu erregen. Das Bild des gemordeten Pferdes werd' ich nicht los, es hätte ebensogut ein Mensch sein können. Welch eine starke Natur bist du, daß dich dergleichen kalt läßt!"

„Kalt," sagte Helene und ihre schöne Altstimme klang gedämpft herüber, „denkst du, ich bin unempfindlich gegen

all dies? Glaube das nicht. Aber sieh, Ida, außerhalb der Dobenau, draußen wo der Wald rauscht und die Sterne glitzern, liegt eine reiche glückliche Welt, und sie birgt in sich alles, was gut und edel ist. Kann der alte Bau mit all seinen dunkeln Geistern dagegen aufkommen? Ich sage dir nein."

„Das tröstet dich?"

„Ja," sagte Helene bewegt, „ich will dir erzählen, wie ich dazu kam. Lange hat es in mir gekämpft. Wenn ich zu den Ferien heimkehrte — andre Kinder zählen die Tage, bis es an der Zeit ist — da lief es mir immer kalt über den Rücken hin. Denn hier weht eine Luft, die vernichtet. Da kam ich einst auf der Reise hierher in ein Dorf, wo der Kutscher für Papa kleine Besorgungen zu machen hatte. Der Wagen hielt neben dem Kirchlein, dessen Thür offen stand, man spielte darin einen einfachen Choral. Das Haus war leer, nur der Organist übte sich für den kommenden Festtag. Die Sonne ging nieder und warf einen schrägen Strahl durch die Fenster nach dem Altare, über welchem ein Bild angebracht war: Der Heiland schreitet über die nachtbedeckte Erde. Er war barhäuptig, barfuß, und seine Gewänder dünkten mich ärmlich und rauh, auch nicht körperliche Schönheit verlieh der Gestalt ihren Reiz. Hände und Füße erschienen mager und lang, und das Antlitz war das eines Menschen, der die Wege der Entbehrung gewandelt ist. Was zog mich so mächtig an? War es der Zauber der Stunde, der Einsamkeit, trugen die einfachen Orgelklänge mein Gemüt aus dem

Bereich irdischen Schauens? Ich weiß es nicht. Aber heute noch seh' ich das kniende Weib am Wege, das aus der Finsternis heraus die Hand flehend, hilfeheischend nach ihm ausstreckt, und heute noch fühl' ich die Mahnung seiner ernsten Augen: Sei getrost! Ein Ergreifen und Halten für die Ewigkeit lag in diesem Blick. Und heute noch seh' ich, wie hinter dem Schritte des Erlösers die Lichtwelle, die ihn umgibt, nachzittert und dem Dunkel wehrt, sich verlöschend auf seine Spur zu legen. Auf diesem erhellten Pfad wandelten fromme Männer und Frauen mit gefalteten Händen, während im Hintergrund Luzifer mit scheußlich gewundenem Schweif in Ohnmacht verzweifelt." Helene atmete tief auf. „Seit jener Zeit weiß ich es," sagte sie im Ton innigster Überzeugung, „wenn wir nur recht hilfeflehend die Hand ausstrecken, ergreift er sie, und das Dunkle, Schreckliche hat keine Macht über uns."

„Welch ein sonderbares Mädchen du bist," sagte Ida, „das lehrt doch jeder Religionsunterricht."

„Mag wohl sein," entgegnete die Altstimme Helenens, „doch sind das ausgetretene Bahnen. Der liebe Gott hat es wohl gewußt, eine Dobenau zu packen, dazu reicht das trockene Katechisieren nicht aus."

Sie mußten vom Fenster weggetreten sein, denn Werber hörte nur noch Stimmen, unterschied aber keine Worte mehr. Ein Windstoß fuhr durch den Garten und wehte ihm die Haare in die Stirn, geduldig strich er sie wieder zurück. Er hatte sich auf die Brüstung gesetzt und hielt sich mit der Hand an dem Holzwerk;

das Licht flackerte unruhig hin und her, es tropfte seitwärts am Leuchter hinunter, und sein zitternder Schein fiel auf die Gemälde an den Wänden, sie waren nichtssagend, die Gesichter ausdruckslos: diese Figuren schienen nur vorhanden, um Gewänder malerisch an ihnen zu drapieren.

„Geh zu Bett, Kurt,“ sagte der junge Mann laut zu sich selber.

Es dauerte noch eine Weile, bis er der Aufforderung nachkam, endlich streckte er sich tief seufzend auf das Lager und war sogleich entschlafen.

In der tiefen Nacht schlich etwas durch das Zimmer. Die Sterne schienen herein und beleuchteten matt eine große Gestalt in langem Mantel, die sich von der Seite des alten Schlößchens her nach der entgegengesetzten Thür zu bewegte. An dem Bette des Schlafenden hielt sie einen Augenblick inne! Er atmete tief und laut. Geräuschlos schritt der unheimliche Gast weiter.

Plötzlich fuhr Werber doch empor, er starrte schlaftrunken um sich und griff nach den Zündhölzchen, als aber das Licht aufflammte, war das Zimmer leer.

Fünftes Kapitel.

Ein köstlicher Morgen brach an. Über den Thälern und Höhen, bis in die weite Ferne hin, lag tauiger Duft und der blinkende Glanz der frühen Sonne. Es war kaum sechs Uhr, und doch stand schon Helene bei ihrem Vater im Hofe und sprach eifrig mit ihm, als Kurt nach dem Archiv ging.

„Ja, dann mag sie doch abreisen, die zartbesaitete Seele,“ sagte der Alte laut und höhnisch. „Dergleichen Nerven passen freilich nicht auf die Dobenau. Sagtest du nicht, daß sie von hier aus die Buttlars in Frankenbach besuchen will? Ah! Guten Morgen, Herr Schultze! Gut geschlafen? Sie haben sicherlich keine Gespenster gesehen, mein Bester?“

Kurt lächelte freundlich. „Nicht das Geringste,“ sagte er. „Ich habe herrlich geruht und nur ein wenig geträumt.“

Wolf Zschorta maß den jungen Mann mit einem ausdrucksvollen Blick. „Geträumt!“ wiederholte er, „ei, was für empfindsame Naturen sich doch jetzt auf die Burg verirren! Die kleine Eierstedt liegt oben im Fieber, weil sie behauptet, heute nacht — ich weiß nicht was — gesehen zu haben. Robert, um zehn Uhr fährst du das Fräulein nach Frankenbach!“

„Wer weiß, ob sie reisen kann, Papa?“ wendete Helene ein.

„Sie muß reisen, sage ich,“ fuhr Zschorta auf, „ich will es!“ Er besann sich. „Hätte da viel Lust auf das Gewinsel hinzuhören,“ fuhr er ruhiger fort. „Soll ich ihr heute nacht eine Leibwache stellen? Nein, besser so. Fort damit! Die Art paßt nicht hierher!“

„Kommen Sie,“ sagte er dann zu Kurt, „wir wollen sehen, was Sie gestern gemacht haben.“ Und als prüfe er den Fleiß eines bezahlten Handwerkers, begann er von Werber Rechenschaft zu fordern über dessen Thun.

„Ich hatte mir erlaubt, einen kleinen Kehrbesen zu verlangen,“ entschuldigte sich der Sanfte, „und ein Tuch!“

„Schön! Was haben Sie hier für einen Berg aufgesammelt?“

„Dies sind lauter Quittungen über Zahlungen, die seiner Zeit der Herr Amtshauptmann von Beust von seiner gnädigen Frau Schwiegermama, der verwitweten Frau von Dobenau, geb. von Hoyen, erhalten hat.“ Er nahm das erste Blatt zur Hand. „Einhundert Reichsgülten, gezahlt auf der Leipziger Michaelimessen, ditto ein Hund, so der Haushofmeister ihm zugeführet.“

„Wohl dem, der eine reiche Schwiegermutter hat und mit ihr in Frieden lebt. Und was ist dies?“

„Privatbriefe sind es, die ein Herr von Wolfsrambsdorf an ein Fräulein Barbara von Dobenau geschrieben. Sie war seine Nichte, und er hat sie später heiraten wollen. Damals waren die Schweden im Land unter Karl XII. Es ist eine unleserliche Schrift.“

„Schweinisch," sagte Wolf Zschorta und legte schaudernd die Briefe aus der Hand. „Was haben Sie da?"

„Dies sind Akten eines Prozesses, den Christoph von Dobenau mit dem damaligen Herzog Ernst geführt hat. Es handelt sich um Jagdgerechtsame in der Flur Lußnitz."

„Zeigen Sie her," rief der Alte, und jede seiner Muskeln spannte sich vor Erregung. „Damals schon? Wer hat ihn gewonnen, den Prozeß?"

„Sie haben sich verglichen."

„Sie sollen sich nicht verglichen haben. Beim Satan und seinen bösen Engeln, ich nehme ihn wieder auf. Zwischen ihnen und mir ist kein Vergleich möglich."

„Aber warum nicht?" fragte der Sanfte begütigend.

„Warum nicht?" schrie der Alte, daß das Gewölbe gellte. „Warum nicht, elende Schneiderseele? Fühlst du nicht, daß es einen Haß gibt, der nicht zu versöhnen ist? Nein, du fühlst es nicht. Wie könnte deinesgleichen das verstehen? Nie mehr wird Friede sein zwischen mir und den Usurpatoren. Und jener Werber — — ich sage dir, Mensch, wenn ich ihn hier in meiner Hand hätte —" er machte die Bewegung, als ob er eine Raupe zerdrücke — „so zermalmte ich ihn!"

Kurt hatte das Tuch genommen und putzte sich sorgfältig den Staub von dem Ärmel. „Das thut mir leid," sagte er ruhig, „ich bin ein guter Freund der Werberschen Familie und als Kind viel in dem Hause gewesen."

„Und Sie kommen zu mir?" rief der Freiherr.

„Ja," erwiderte Kurt und legte das Tuch wieder

hin. „Warum sollte ich denn nicht? Ich bin ein stiller Mann und, was meine Person anbetrifft, von gar keiner Bedeutung. Der Haß politischer Persönlichkeiten kümmert mich nur soweit er mit meinem Studium zusammenhängt. Dann allerdings sehr. Sie glauben nicht, wie interessant es ist, wenn man da verfolgen kann, wie zwei Familien sich so Jahrhunderte lang immer gemordet und gefangen, gespießt und gefoltert haben. Es macht viel Freude.“ Treuherzig blickte er zu Zschorta empor.

„Und wenn nun einmal so ein — Hase in das Gefecht geriete, der sich neugierig zu nahe herangewagt und die Rosse zerträten ihn, oder die abspringenden Klingen träfen seine langen Löffel?“ fragte der Freiherr lauernd.

„Was liegt an einem Hasen?“ lachte Werber. „Auch er muß einmal ein Ende nehmen. Der Tod ist doch eigentlich etwas Unvermeidliches. Ich bin recht neugierig, was dann kommt.“

„Neugierig, was dann kommt — neugierig, was dann kommt, ich bin es auch,“ murmelte der Alte. Er schaute lange Zeit vor sich nieder auf die Steinplatten, die sich mehrfach gesenkt hatten und ein unebenes Gefüge bildeten. Ein Kellerkäfer kroch dort umher. Zschorta hob den Fuß und zertrat ihn, daß es knirschte. „Der weiß es jetzt,“ sagte er, aber in dem Blick, mit dem er aufsah, lag kein Spott, sondern ein furchtbarer Ernst.

Dann ging er hinaus.

Die Abreise des Fräulein von Eierstedt erfolgte nicht so rasch, als Zschorta geglaubt hatte. Zweimal wurde der

Wagen wieder abbestellt, endlich gegen vier Uhr war alles in Ordnung, und die dräuende Wolke auf der Stirn des Hausherrn durfte sich verziehen.

Helene hatte der Freundin ein Stück Weges das Geleit gegeben und ging nun zu Fuß zurück. Ihr Vater war mit dem Prinzen ausgeritten, so fühlte sie sich verhältnismäßig frei und auf eigenen Füßen stehend.

Es war ein schöner Tag, und die Arbeiterhäuschen, die sich gegen den aufsteigenden Berg hin lehnten, sahen in der hellen Septembersonne meist recht anmutig aus. An einigen Fenstern standen Blumenstöcke in Scherben gepflanzt, eine Nelke blühte so herrlich, daß Helene es sich nicht versagen konnte, der Frau, die vor dem Hause Holz zerkleinerte, ihre Bewunderung auszudrücken.

„Das gnädige Fräulein kennen mich wohl gar nicht mehr?“ fragte die Arbeiterin mit schlauem Gesicht aufblickend.

„Frau Lorenz!“ rief Helene in die Hände klatschend, sie erkannte die Wärterin, die sie als Kind auf dem Arme getragen und die ihr später stets große Anhänglichkeit bewahrt hatte. „Wie geht es dir, alte, gute Lies?“

Die Frau wurde verlegen. „Nicht zum besten,“ erwiderte sie unsichern Tons: „Mein Großer liegt drin und hat's Bein gebrochen, die Kleinen wollen Brot und Schulbücher und Kleider, und mein Alter, na, gnädiges Fräulein haben das immer gewußt, der steckt seine Nase in jeden Quark, der ihn nichts angeht, und in der Schusterei wird nichts fertig. Ich habe es schon gelernt,

Flecke auf einen alten Stiefel zu setzen, damit ich im Notfall aushelfen kann."

„Ich möchte wohl euern Fritz besuchen, wenn er krank ist," sagte Helene aus ihrem guten Herzen heraus.

Die Frau wurde wieder verlegen. „Es ist nicht gescheuert, und die Kinder machten soviel Schmutz, und wer wüßte auch, ob der Herr Baron das gern sähe." Aber sie drang nicht damit durch.

Es war gescheuert, und das Bett, auf dem der Verletzte lag, glänzte in tadelloser Reinheit. Aber ein Fremder saß in dem kleinen traulichen Zimmer, ein junger, bleicher Mann mit ausländischem Wesen, er erhob sich betroffen, beinah scheu, als das junge Mädchen durch die enge Thür trat. Hinter Helene machte die Frau ihrem Manne allerlei rätselhafte Gebärden und Zeichen, die keiner verstand.

„Das gnädige Fräulein ließ sich nicht abhalten, selbst nach dem Fritz zu sehen, als sie hörte, daß er krank wäre," brachte sie mit einer nivellierenden Redseligkeit hervor, „sie hält immer noch ein Stück auf mich, mein Helenchen! Sehen Sie, da gibt's feine Kundschaft, ein Herr, der jetzt in Dobenhausen auf Besuch ist, hat sich gerad' ein Paar Stiefel anmessen lassen."

Sie fuhr mit der Schürze über das glatte braune Holz eines Stuhles. „Setzen Sie sich nur, gnädiges Fräulein, Sie werden uns doch die Ruhe nicht mitnehmen wollen?"

Der Schuster und der Fremde beobachteten ein eigentümliches trotziges Stillschweigen.

„Wie haben sie es denn angefangen?“ fragte Helene den Kranken, „sich so schwer zu verletzen?“

Diese an sich unverfängliche Frage versetzte auch den Patienten in einige Unruhe. Jetzt stand der Schuster auf, trat an das Bett und begann von einem Sturze seines Sohnes in den Keller zu erzählen. Helene fühlte deutlich, daß man ihr etwas verheimlichte.

Die Tochter des Hauses trat herein, ein junges, blondes Ding mit einem Gesicht, aus dem harmlose Güte sprach. Sie trug reifes Obst in der Schürze und bot es dem Fräulein dar, dann näherte sie sich auch dem Fremden. „Ist's gefällig?“ frug sie ihn, der wie abwesend vor sich hinblickte, „da, das ist die schönste, die hab' ich für Euch ausgesucht.“

Seine Augen blickten auf und begegneten den ihrigen, die voll Teilnahme auf ihm ruhten, er schüttelte hastig den Kopf, sprang auf und trat an das Fenster, dem Zimmer trotzig den Rücken kehrend. Traurig blickte ihm das Mädchen nach.

Unterdessen hatte die Frau einige der schönsten Nelken vom Stock geschnitten und sie ihrem Liebling in die Hand gedrückt. Es lag in dieser Handlung ein Ausgleich für die mangelnde Gastlichkeit des Empfangs, aber auch der Versuch, der Scene ein Ende zu machen. Helene erhob sich, drückte die Hand des Kranken, wünschte Besserung und ging.

Die Lorenz begleitete sie in den Hof hinaus. Da, wo der Fliederbusch das Haus deckte, blieb sie stehen

6*

und drückte schluchzend die Schürze vor die Augen. „Das gnädige Fräulein wird uns nicht verraten,“ flüsterte sie, „der da drin ist keiner, der Stiefeln braucht, er müßte sie denn nötig haben um auszureißen. Ach Gott, wir leben in bösen Zeiten! Und der Lorenz — der Lorenz, der muß doch stets dabei sein, wo es drunter und drüber geht. Verraten Sie uns dem gestrengen Herrn nicht, Helenchen, machen Sie mich alte Frau nicht ganz unglücklich!“

„Es ist ein Aufwiegler, ein Demagog, der unsre Leute zur Empörung anstiften will?“ fragte die junge Herrin mit weit geöffneten Augen.

„Ach nein,“ beschwichtigte nun wieder die Frau. „Drunten im Land, da hat er's gethan. Aber sie haben ihm das Handwerk gelegt, und die Polizei ist ihm stark auf den Fersen. Wenn sie ihn erwischen, so wird er die liebe freie Sonne so bald nicht wieder erblicken, und lange hält er das Eingesperrtsein nimmer aus. Ist ja kaput durch und durch. Hier sucht ihn niemand, 's ist ein feiner Herr, weit in der Welt herumgekommen, er sagt, er habe gesehen, wo die Rosinen und Korinthen wachsen.“

„Weißt du was, Mutter Lies,“ sagte Helene, „schafft den bösen Gast bald wieder fort.“

„Das wollen wir,“ stimmte die Frau eifrig bei, „und nicht wahr, Sie sagen nichts, auch von dem Fritz nicht, denn er hat sich das böse Bein auch nicht im Keller geholt, sondern da, wo er besser nicht dabei gewesen wäre. Und Sie bleiben nun ganz hier, gnädiges Fräulein?

Was das Helenchen groß und schön geworden ist! Da wird sich bald ein vornehmer Bräutigam finden."

„Daran denken wir jetzt noch nicht," rief das Fräulein in einem Ton, der erhaben sein sollte, aber etwas schnippisch ausfiel. Dann nahm sie ihr Kleid zusammen und schritt mit wohlgesetzten, aber etwas aufgeregten Schritten auf dem schmalen Dorfweg dahin.

Sie nahm einen Umweg nach dem Flusse hinunter, wo der Pfad schmal und von dornigem Strauchwerk überwuchert war. Dort stand unter Lindenzweigen eine Bank. Es war Helene, als sähe sie durch das Gebüsch hindurch Menschen dort, und als vernähme sie Stimmen; zögernd trat sie näher heran und erblickte Veit in Gesellschaft eines jungen Mädchens und einer älteren Frau. Sie fuhren erschreckt empor.

„O, ich bitte, lassen Sie sich nicht stören," bat Helene herzlich. „Willst du nicht so freundlich sein, mich vorzustellen, Veit?

„Meine Schwester," stammelte der junge Zschorta, „Frau von Kranz mit ihrer Tochter."

„Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," fuhr Helene mit stolzer Freundlichkeit fort, „und ich hoffe, wir werden einander liebgewinnen." Veits Braut sah befangen zu der künftigen Schwägerin auf, sie war hübsch, um ihre Stirn krauste sich hellgoldenes Haar, und ein kleiner Zug von Impertinenz um das Stulpnäschen verlieh ihr pikanten Reiz.

„Das hoffe ich auch," sagte sie, „denn um Veits willen thäte mir's leid, wenn ich der ganzen Familie

ein Dorn im Auge wäre. So unschuldig wie ich bin," schmollte sie. „Daß ich kein Vermögen besitze, kann ich doch nicht ändern, andernfalls thäte ich es gern. Nun, zu leben habt ihr doch noch für eins da oben?"

„Ich denke wohl," lachte Helene, „aber der Mensch lebt nicht von Brot allein, und ich fürchte, die Luft da oben weht zu rauh für eine so zarte Blume. Ja, wenn sich Papas Einwilligung entbehren ließe, wenn Kurt selbständig sich und eine Frau zu ernähren im stande wäre. Aber er durfte ja nicht in Staatsdienst treten oder sich sonst eine Stellung schaffen. Vielleicht überläßt Papa ihm Frauenfels bald, dann ist er wohl so frei und gut gestellt, daß er wählen kann, wen er will."

„Denkst du, Papa gibt mir einen Pfennig, bevor er mich nach seinem Willen verheiratet sieht? O, er hat es weislich so eingerichtet, daß ich die Kette immer klirren höre. Wir sind ohne Hoffnung, Franziska."

„Ich möchte diesem Mann nur mal ordentlich meine Meinung sagen," bemerkte Franziskas Mutter, „was hat er eigentlich gegen meine Tochter? Die Reichsfreiheit hat doch längst ihre Bedeutung verloren. Im übrigen ist sie ihm ja ebenbürtig, von Adel, wenn auch arm. Ich habe ihr eine gute Erziehung geben lassen, sie spricht französisch, spielt Klavier — —"

„Sei doch still, Mutter," rief das Mädchen, „mische dich nicht auch noch hinein. Fräulein Helene, raten Sie uns, ich bitte Sie dringend, wir sind in einer sonderbaren Lage. Nachdem uns Ihr Vater jeden erdenklichen Schimpf angethan, nachdem wir jede Hoffnung

aufgegeben hatten, ihn unsern Plänen günstig zu stimmen, lädt er uns plötzlich auf nächsten Sonntag zu Tisch ein."

„Das ist eine Annäherung," rief Helene freudig überrascht aus.

„Fräulein von Zschorta," sagte die Mutter, „wir möchten gern alles Vorhergegangene vergessen und an eine freundlichere Gestaltung der Verhältnisse glauben, wenn nicht die Art und Weise, wie die Einladung erfolgt ist, es unmöglich machte. Jener freche Bursche, der Leibdiener Ihres Vaters, Joseph heißt er ja wohl — die Tochter unsres Hauswirtes ist seine Geliebte — er trat zu uns herein, die Mütze auf dem Kopf und die Pfeife im Munde. ‚Was wollen Sie?' frage ich, ‚hat Ihnen Herr von Zschorta nicht mehr Anstand gelehrt?' ‚Der gnädige Herr schickt mich her.'"

„Was ist's?" frage ich, eiskalt vor innerer Erregung. „‚Sie und — die Franziska,' er zeigte mit der Hand nach meiner Tochter, ‚sollten Sonntag hinauf zum Essen kommen.' Er lachte höhnisch und verschwand."

„Der Schurke!" schrie Veit, „aber ich will's ihm eintränken, mit der Reitpeitsche will ich ihm Manieren lehren und kostete es mich das Leben."

„Regt sich das Blut der Dobenaus?" fragte Helene. „Ei, hast du Lust, solchen Vaters würdiger Sohn zu sein? Das Beispiel kann dich lehren."

„Laßt das jetzt," rief das kleine blonde Fränzchen. „Tadeln Sie ihn nicht, Helene, sein Zorn ist gerecht, und die Heftigkeit wird sich geben, wenn er erst mein ist. O, ich verstehe es schon, ihn weich und fügsam zu machen.

Jetzt sagen Sie uns lieber, sollen wir kommen oder nicht kommen?“

„Nur nach meinem Tode betrittst du dies sündhafte Haus,“ meinte die Mutter.

„Jetzt fang du auch noch an,“ brummte Franziska, „wenn wir den Alten gewinnen können, ist's nicht an der Zeit pathetisch zu sein. Ich bin dafür, wir gehen hin, und ich versuche all meine Liebenswürdigkeit an dem Gefürchteten.“

Veit und Helene standen schweigend. „So sagt doch etwas,“ rief das Bräutchen ungeduldig. „Wie sollen wir uns verhalten? Ihr müßt es doch wissen?“

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, pilgerte ich lieber barfuß ans Ende der Welt, als daß ich solcher Einladung folgte,“ sagte Helene. Und Veit schüttelte den Kopf. „Wie ich Papa kenne, ist das kein Annäherungsversuch, sondern eine Falle.“

„So ratet, was wir thun sollen,“ meinte Franziska. „Ihr seid alle so wunderbare Menschen. Jeder andere wüßte wenigstens einen Ausweg. Aber euer Vater versteht es, euch ganz ins Bockshorn zu jagen. Mir soll er nur kommen, ich fürchte mich nicht.“ Sie horchte scheu auf, in der Ferne hörte man Pferdetritte.

„Sie sind's,“ sagte Veit. Und wie ein Schwarm Tauben vor dem Habicht zerstiebt, so flohen die Frauen auseinander: Mutter und Tochter hinter dem Erlengebüsch das Thal hinab, Helene mit klopfendem Herzen den Berg hinan. Veit stand allein und sah trotzigen

Blickes hinüber nach der Chaussee, wo der Prinz und Zschorta vorüber trabten.

„Wahre dich," drohte er mit geballter Faust, „es ist das Blut der Dobenaus, das du reizest."

Helene stand im Hofe, als die Herren abstiegen. Sie war ein wenig erhitzt, das Haar hing ihr lose um die Stirn, und in ihren Augen glühte Erregung. Des Prinzen Blicke ruhten unverwandt auf ihr; als sie es bemerkte, glitt ein Zug des Unmuts über ihr stolzes Gesicht, und sie wendete sich ab.

„Darf ich mit dir kommen, Papa?" fragte sie, „ich möchte dich etwas fragen."

„Kann es nicht hier geschehen?"

„Wenn du erlaubst, möchte ich allein mit dir sprechen."

„Da haben wir's, es handelt sich um neue Kleider! Sie müssen mich schon entschuldigen, Durchlaucht, ce que femme veut Dieu le veut."

Der Prinz lachte und winkte mit der Hand.

„Wie steht es, Durchlaucht," sagte Kurt rasch zu ihm tretend, „wann reisen wir ab?"

„Ja, so!" rief Ludwig Ernst. „Trittst du zu mir, mahnendes Gewissen? Je nun, so übel wäre es am Ende nicht. Ich bin durchaus geneigt, zur Versöhnung die Hand zu bieten, man kann ja im Grunde einander kaum entbehren. Eine kleine Episode, die wir heute auf dem Spazierritt erlebten, hat mir auch zu denken gegeben.

Auf einem Kartoffelfeld hatten die Hirsche weidlich gehaust und viel Schaden angerichtet; die Eigentümer standen händeringend vor der nicht mehr zu ändernden Thatsache. Auch gute Nachbarn und Freunde hatten sich hinzugefunden. Unser Unstern führte uns dort vorbei. Da hätten Sie die Augen der Leute sehen sollen! Die Reden trug der Wind fort, denn wir ritten einen scharfen Trab, es mochten keine Segenswünsche sein. Plötzlich flog eine Erdscholle zwischen unsere Pferde hinein. Zschorta kehrte pfeilschnell sich um und sprengte im Galopp gegen die Gruppe an. Da hätten Sie sehen sollen, wie sie auseinander stoben; feige sind sie alle, und man hat nichts Ernstliches von ihnen zu fürchten. Wir leben nicht in Frankreich, cher ami. Wenn der Deutsche mündlich oder schriftlich raisonnieren kann, so ist das alles, was er für seine Gesundheit braucht."

„Das thut man in der That jetzt in ausreichendem Maße," erwiderte Kurt. „Die allgemeine Unzufriedenheit ist sehr groß."

„Weil man nicht zu leben versteht," warf der Prinz leichtherzig hin. „Um aber wieder auf unsere Aventüre zu kommen, die Luft war also sehr rasch rein. Zschorta, dessen Pferd den Zustand des Ackers nicht eben verbessert hatte, wendete sich nach mir um und lachte. Lieber Werber, es war ein greuliches Lachen!"

„Wenn es also Euer Durchlaucht genehm wäre," schlug Kurt vor, „so könnten wir die Abreise morgen ins Werk setzen."

„So plötzlich," sagte Ludwig Ernst, „nein, das würde

nicht convenable sein. Zschorta bereitet auf Montag große Hühnerjagden in Frauenfels vor, die nehmen wir erst noch mit. Ich habe heute bereits Briefe abgeschickt, die meinen durchlauchtigsten Oheim einstweilen beruhigen werden. Mein Gott, ich bin doch nicht dazu nötig, dieser neuen Garde du corps die Kniekehlen gerade zu richten. Bevor ich den Oberbefehl übernehme, muß man doch ihr Exterieur ein wenig reguliert haben!"

In Zschortas Zimmer zog Helene ihre Hand aus des Freiherrn Arm. „Papa, was ist das mit Veit," begann sie vertraulich, „warum willst du nicht zugeben, daß er sich mit jener Dame verlobt? Ist etwas gegen sie einzuwenden?"

„Hat er dich an mich abgeschickt?" frug Zschorta mißtrauisch. „Meint ihr in Gemeinschaft den Alten mürbe zu machen?"

„Er weiß nichts davon, daß ich mit dir darüber spreche," rief Helene, „verrate mich nicht, ich glaube nicht, daß ich in seinem Sinne handle. Die Sache erfuhr ich zufällig. Er war verstimmt. Und ich frug ihn um sein Leid. Er sagt, daß es anständige Leute sind, wenn auch arm. Aber Papa," sie schaute stolz in sein düsteres Gesicht, „wir Zschortas haben es doch nicht nötig, uns mit den Mitteln anderer zu bereichern."

„Ist dir wohl recht romantisch erschienen, die Liebesgeschichte mit der Nähmamsell?" höhnte der Alte. „Höchst rührend und pathetisch? Um sich in der Limonade den Tod anzusaufen, nicht wahr? Ja, siehst du, mein Kind, es ist immerhin gut, daß es noch solche Väter in der

Welt gibt, wie ich einer bin, sonst hörten die hübschen Geschichten auf. Du hast Glück, Helene. Frisch aus der Pension weg, begegnet dir gleich ein Roman."

„Vielleicht auch ein Trauerspiel."

„Mag sein, auch das, obgleich die Heldin nicht dazu angethan ist. O, ja, es sind ganz respektable Leute. Nähen Hemden fürs Geld. Hemden!" er legte einen Ausdruck dürftigster Blöße in das Wort. „Ich will das gar nicht verachten. Ein Hemde ist ein gutes Ding. Ich brauche Hemden — der Joseph braucht Hemden, es ist immer profitable, wenn man jemand im Hause hat, der das versteht. Nehmen wir sie her, sie kann sich nützlich machen. Aber ich bin nicht der Ansicht — einen Priester mit der Angelegenheit zu inkommodieren."

„Papa," sagte Helene laut und klar, „du hast, soviel ich weiß, stets einer Dame gegenüber im Auge behalten, was du ihrem Stande schuldig warst. Auch das Fräulein von Zschorta ist eine Dame. Ich hoffe, du wirst das nicht vergessen, so lange ich in deinem Hause bin."

Ein freudiges Wohlgefallen blitzte in seinem Auge auf. „Du hast recht, mein Kind, da hast recht," sagte er freundlich. Er nahm ihre Hand und küßte sie galant. Dann fuhr er ernster fort: „Du mußt nicht denken, Helene, daß ich es verachte, wenn Leute von Adel durch kärgliche Verhältnisse gezwungen sich mit Arbeit zu nähren suchen. Ich kenne Damen, denen ich die Hand küsse, mögen sie nähen, was sie wollen. Aber die Kranz ist nicht von denen. Sieh dir sie an, Helene, ich sage dir, wenn sie Veit nicht bekommt, wird sie einen Konditor

heiraten. Das tänzelt und scharwenzelt und frisiert sich und hat ein Latzschürzchen vor wie eine Büffettmamsell und wirft mit Augen um sich, und jeder Kaufmannsdiener fühlt sich encouragiert, ihr etwas über ihre kleinen Füße zu sagen. Wenn nicht der Zschortasche Kopf bei dem Veit ins Spiel käme, die Liebe," er machte eine wegwerfende Bewegung, „der wäre ihr Ende gesetzt. Helene, ich möchte die Klagen nicht hören, die ihr binnen kurzem über den so heiß ersehnten Gemahl entströmten."

„Gnädiger Herr, es ist angerichtet," sagte Joseph hereintretend.

„Wir haben heute Betstunde in der Kapelle," bemerkte Zschorta bei Tisch, gegen die Gäste gewendet. „Es ist eine althergebrachte Gewohnheit am Freitag Abend, die ich nicht einschlafen lasse. Und wir besitzen einen tüchtigen Prediger an dem Herrn Jäger. Kein solch Insekt aus stagnierendem Wasser, wie man heute häufig findet, er hat den alten, guten, strenglutherischen Glauben und spricht ihn furchtlos aus — imponiert mir zuweilen. Denn es ist immer gut, meine Herren, wenn man mit seinem Gott Fühlung behält, man weiß nicht — was kommen kann. A propos, Freund Schmidt, wie weit sind Sie denn mit dem Holk?"

„Ich finde nichts über ihn," entgegnete Kurt niedergeschlagen. „Den ganzen Tag über quälte ich mich mit Prozeßsachen aus dem achtzehnten Jahrhundert. Immer ist es Jagdgerechtsame oder Schaftrift, einmal sogar Tanzvergnügen in dem Orte Waldengrün, um das sie sich streiten."

Zschorta lachte. „Mit dem Koffer haben Sie mehr Glück gehabt, wie es scheint,“ sagte er, „Sie erscheinen heute in vollendeter Gala.“

„Ich suche mich meines Aufenthaltes würdig zu erweisen,“ erwiderte Kurt mit leiser Ironie.

Man ging zur Kapelle. Draußen dämmerte es, und vor dem Altar waren die Kerzen angezündet. In den Ecken lag noch das Dunkel, altes Gewappen hing dort, auch Bilder zierten den Raum, von manchem wußte niemand mehr, wen es vorstellte. Zschorta nahm in dem großen Sessel der Schloßherren Platz, neben ihm Gabriele, deren Sitz man durch Kissen bequemer zu machen gesucht hatte. Als ihr Kopf sich gegen die hohe Lehne zurückbog, sah sie fast jung aus, denn der rote Samt warf belebende Farbentöne über ihre edeln Züge. Oder kam der warme Schein von innen heraus?

Die Orgel wurde schön und maßvoll gespielt und leitete zu einem Choral ein, der von wenigen, aber gut geschulten Stimmen gesungen wurde. Es war eine alte Melodie:

Ich weiß, es wird mein Ende kommen,
Doch weiß ich nicht, wo, wann und wie?
Vielleicht werd' ich der Zeit entnommen
Heut' abend oder morgen früh.
Vielleicht ist auch mein Ziel bestimmt,
Eh' diese Stund' ihr Ende nimmt.

Ein Luftzug kam von der Thür her und knisterte in verstaubten Kränzen. Gabrielens Hände waren ge-

faltet, ihr Auge nach oben gebannt, sie sah der Stunde des Todes mit Sehnsucht entgegen. Der Burgherr blickte in finstrer Andacht vor sich nieder. Auf Helenens jungem Gesicht konnte man wahre Inbrunst lesen. Nur Veit und der Prinz dachten nicht daran, wie flüchtig die Stunde sei, und der Kavalier lehnte gleichgültig und bleich an einer Säule. Im Hintergrunde, nahe der Thür, stand Kurt Werber und betete fromm.

Der Gesang hatte geendet, und der Geistliche trat hervor. Es war ein großer, hagerer Mann mit schwarzem Haar und einem begeisterten Aufblick, wie er den Märtyrer kennzeichnet oder den Fanatiker. Seine Bewegungen waren nicht edel abgerundet — eckig aber kraftvoll focht sein Arm für das Wort seines Mundes. Zuweilen fiel die Hand schwer auf die Kanzelbrüstung, als kündete sie ein Urteil. Dann blieb es einen Augenblick still in dem Raume.

Er las das Evangelium des zehnten Sonntages nach Trinitatis:

„Und als er nahe hinzugekommen war, sahe er die Stadt an und weinte über sie. Und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient, aber nun ist es vor deinen Augen verborgen."

Und der Pfarrer fragte: „Habt ihr bedacht, was zu eurem Frieden dient? Das Heute ist euer, das Morgen nicht mehr."

Es war sehr still in dem Kirchlein, manches Auge blickte bang auf zu dem Manne, der von einer Vergel-

tung sprach. Der alte Zschorta stützte den Ellbogen auf und barg das Gesicht in der Hand, man hätte glauben können, er schliefe, so regungslos saß er da; aber als das Beichtgebet gesprochen wurde, da war er der erste, der das Knie beugte, nach der alten Sitte der Väter.

Die Andacht war aus. Draußen lag die herrliche Sommernacht, es strahlten die Sterne, tiefe Stille ruhte über der Burg und dem Walde. Von dem Städtchen herauf klang Gesang, Burschen und Mädchen, der Arbeit ledig, zogen durch Wiesen und Thal und freuten sich der köstlichen Stunde.

Gabriele verabschiedete sich bald, während Zschorta mit Helene und den Gästen noch im Garten auf und ab wandelte. Veit war verschwunden.

„Eine wonnevolle Nacht," sagte der Prinz, und es klang durch seine Stimme ein sehnsüchtiger Ton, als vermisse er etwas. Sie traten ganz vorn an die Brüstung, wo der Fels schroff zu Thal abfiel, und Helene lehnte sich weit hinüber, nach den Lichtern blickend, die von der Stadt herauf glänzten. Der Prinz stand dicht neben ihr, zuweilen fühlte sie seinen Atem an ihrer Stirn. Der Gesang kam näher, dicht unter dem Felsen zog er vorbei.

„Und die Freiheit, Freiheit nur allein,
Nur allein soll mein Vergnügen sein."

„Die Glücklichen," sagte der Prinz, „wer ist so sorglos wie sie, wer so unbehelligt? Da führt nun jeder sein Liebchen im Arm, die erste, beste, für die sein Herz spricht. Und dabei singen sie noch solche aufrührerische Lieder."

Die Melodie änderte sich jetzt, sie wurde ernster, getragener und klang in unendlicher Schwermut durch die Nacht:

„Und die letzte der Fräulein von Dobenau
Hat ein Messer so scharf und so spitz —
Ja, wärst du nicht gekommen zur Dobenau,
Du säßest auf des Landes höchstem Sitz.

O weh, du stolzes, schönes Fürstenkind,
Vom Blute liegst du so rot —
Ade, du schöne, grüne Dobenau,
Wie bitter ist mir der Tod!"

Sie hatten atemlos gelauscht, einmal war es Helene gewesen, als fühle sie des Prinzen Hand an der ihren. Schaudernd fuhr sie zurück. Auch er stand jetzt betreten gegen die Mauer gelehnt und lachte gezwungen auf, als die Sänger schwiegen. „Ei, mein gnädiges Fräulein," sagte er heiser, „führen Sie wirklich das spitze Messer? Fast könnte mir bange werden, wenn — wenn ich es gelernt hätte, mich vor schönen Frauen zu fürchten." Er sprach das letzte leise, zwischen den Zähnen, niemand vernahm es als sie.

„Soll Helene schon die letzte der Dobenaus sein?" frug der Freiherr, „das stimmte nicht mit meiner Rechnung. Veit wird schon dafür sorgen, daß sie es nicht bleibt. Auch in Meklenburg lebt noch ein Vetter. Nein, nein, Prinz, noch hat es keine Gefahr."

„Lebensgefahr nicht," erwiderte jener mit feiner Betonung.

Wäre die Nacht nicht so dunkel gewesen, man hätte einen Blitz der Befriedigung gewahrt, der über das Gesicht Wolf Zschortas zuckte.

Sechstes Kapitel.

In der Nacht hatte es ferne gewittert, und früh rieselte ein feiner Regen auf die Blätter des Gartens. Zum erstenmal empfand es Kurt Werber als lästig, über den Hof nach dem Turme zu gehen. „Ist denn da keine Verbindung durch das Haus?“ fragte er Joseph, „keine Thür, die aus dem alten Schlößchen hinüberführt?“

„Man sagt, daß eine da ist, aber niemand weiß wo. Der gnädige Herr und ich haben danach gesucht — jahrelang. Er hatte mir ein gut Stück Geld versprochen, wenn ich sie fände, ich habe es nicht verdienen können.“

„Ist wahrscheinlich vermauert,“ sagte Kurt, spannte seinen Schirm auf und ging durch den Regen. Er suchte sich mit den Übeln dieser Welt in Frieden abzufinden.

Wolf Zschorta saß in seinem Zimmer am Schreibtisch, vor ihm stand der Rentmeister. Ein Fenster war geöffnet, und das leise Anklingen der Tropfen tönte herein. Peinliche Ordnung herschte in dem Raume, kein Stäubchen lag auf den Läufen der an der Wand hängenden Gewehre, auf den Revolvern, die den Sims des Schreibtisches schmückten, auf den schön geschliffenen Dolchen

und Knickfängern, die zur Hand lagen. Die kurzen und langen Jagdpeitschen, die Reitstöcke und Fahrpeitschen hingen schön geordnet in einer Nische — leicht erreichbar.

Der Rentmeister hielt die Hände auf dem Rücken, die Augen starr auf das Parkett geheftet, nur zuweilen glitten sie mit einem schlauen Aufblitzen über des Herrn Gesicht hin.

„Nur gemütlich," sagte er eben, „wir wollen den Schuften schon heimleuchten. Ich habe mit dem Gerichtsdirektor gesprochen, auch er ist nicht der Ansicht, die Gerichte in der Stadt mit der Angelegenheit zu behelligen. Eine tüchtige Tracht Schläge ist solchen Burschen am dienlichsten. Den Lorenz habe ich ganz genau erkannt, trotzdem er sich das Gesicht geschwärzt hatte, und seinen Sohn auch. Der nächste Gerichtstag wird sie lehren, ob es geraten sei, ihres Herrn Pferde aufzuhalten. Der Fritz soll übrigens zu Bett liegen; möglich, daß er einen Knacks wegbekommen hat!"

„Freut mich," sagte Zschorta, „nun, und der Fremde?"

„Über den habe ich nichts in Erfahrung gebracht, als was Euer Gnaden selbst schon wußten: daß die Geheimpolizei Werbers auf ihn fahndet. Man sagt sogar, auch im Königreich Sachsen werde er hochverräterischer Umtriebe halber steckbrieflich verfolgt."

„Habe nicht die Verpflichtung, Werbers Angelegenheiten zu fördern," bemerkte der Freiherr verächtlich. „Lassen wir ihn vor der Hand in Ruhe. Wenn er mir die Bauern rebellisch macht, wollen wir ihm in aller Stille ein Quartier in unsern Souterrains anweisen.

Und nun besorgen Sie mir einen Boten nach Frauenfels."

Höring hatte das Zimmer wieder verlassen, und Zschorta blieb allein und in Gedanken zurück. Zu seinen Füßen ruhte eine große, schwarze dänische Dogge. Plötzlich knurrte sie leise, als nahe sich ein Feind. Joseph kam herein. Ein junges Mädchen sei draußen, meldete er, das sich um die erledigte Stubenmädchenstelle bewerbe.

„Soll warten," brummte der alte Herr und begann einige Worte mit markiger Hand auf das Papier zu werfen. Der Diener verschwand.

Abermals knurrte der Hund ganz leise. Zuletzt stand er auf, ging nach der Thür und lauschte hinaus.

„Leg dich, Pluto!" rief sein Herr, „nicht not, dich anzustellen um ein Kammerkätzchen." Er klingelte. „Der Bote nach Frauenfels soll diesen Brief mitnehmen," befahl er. „Und nun führe das Jüngferchen herein. Ist sie hübsch?"

„So passabel," entgegnete Joseph mit einem einfältigen Lächeln.

Der alte Herr wandte sich nach dem Fenster und trommelte hastig gegen die regenbespritzten Scheiben. „Heute ist Sonnabend — morgen Sonntag — Montag, nur zwei Tage dazwischen. Verdammt, wenn das Wetter anhielte! Doch in zwei Tagen kann sich viel ändern."

„Viel, Wolf Zschorta!"

Hatte das jemand gesagt, oder war seine Einbildungskraft so rege? Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Zuweilen kamen ihm seltsame Anfälle. Es war ihm dann, — als sei da drin — in der Stirn

— nicht alles, wie es sein sollte. Ein seltsam unheimliches Gefühl! Lächerlich, sich darüber den Kopf zu zerbrechen! Den meisten Menschen mochte es so gehen. Er wendete sich um, ungeduldig darüber, daß das Frauenzimmer noch nicht erschiene; da stand sie schon an der Thür, geräuschlos war sie eingetreten, bewegungslos verharrte sie in einer demütigen Stellung.

Sie befand sich nicht mehr im ersten Jugendalter, der Jahre dreißig mochten über sie hinweggegangen sein. Dennoch war sie schön, eine seltsame Schönheit. Das Gesicht erschien schmal und blaß, die Augen ausdruckslos, die Züge wie von Künstlerhand aus Stein gemeißelt oder wie ein Menschenantlitz, das durch vernichtenden Fluch zu Stein erstarrt ist. Es war, als schlüge kein Herz in dieser Brust. Und jede Bewegung des wundervollen schlanken Körpers so schlangenhaft stark und schneidig, so katzenartig anmutsvoll, elastisch und voll Kraft.

Wolf Zschorta sah sie lange an. „Du kommst mir recht bekannt vor," sagte er endlich.

„Mag sein," entgegnete sie, ihre Stimme war klar aber kalt. „Mag sein. Es müßte auch sonderbar zugehen, wenn es nicht der Fall wäre."

„Martha!"

„Vater!"

„Still! Wie wagst du es, mich so zu nennen! Was willst du überhaupt hier? Ich glaubte dich abgefunden für alle Zeit."

„Glaubtest du das?" fragte sie ausdruckslos, fast müde. „Es gibt Dinge, die lassen sich nicht für alle

Zeit abfinden. Ich bin allein und ohne Mittel. Da komme ich zu dir. Zu wem sollte ich sonst gehen?" Sie schritt tiefer ins Zimmer hinein und warf sich in einen Sessel.

Zschorta eilte nach der Thür und schob den Riegel vor. In maßloser Aufregung stand er vor der Verwegenen. Dort hingen die Peitschen, hier lagen die Dolche, was halfen sie ihm? Gegen solchen Feind war er ohne Waffe.

„Was hast du mit dem Gelde angefangen, das ich dir gab," keuchte er atemlos, „du hast es verpraßt in lustiger Gesellschaft."

„Hätt' ich's gethan, dir käme es nicht zu, mich drum zu tadeln. Ich gab es Wilhelm, meinem Bruder."

„Er hatte selbst ein genügend Teil."

„Was willst du, es war verbraucht. Er reist viel, seine politische Gesinnung fühlt sich wohler im Ausland als hier. Er ist Republikaner. Im Grunde," setzte sie eintönig hinzu, „ja im Grunde bin ich es auch."

„Verfluchtes Gesindel," schrie Zschorta auf.

Sie nickte ruhig. „Da hast du ganz recht," sagte sie, „verflucht, das ist das richtige Wort für uns. Das waren wir schon im Mutterleibe. Hattest du es anders erwartet, alter Zschorta? Als ich denken lernte, als ich zuerst an meiner Mutter Knie stand und in ihr krankes, verhärmtes Antlitz blickte, fühlte ich den Fluch. Und später, als ich mich mit Miltiz verlobte, als du mir versprachst uns anzuerkennen, uns den Namen zu geben, der uns gebührt, die Stellung, auf der wir stehen sollten,

als ich darauf bauend meine Aussteuer nähte, mein Brautkleid glückstrahlend in den Schrank hing und sehen mußte, daß du mich getäuscht, — als mich Miltiz verließ und ich plötzlich — allein stand — und all die schönen Spukgestalten zerronnen waren und nichts mir blieb als die Leiche der Mutter und das böse Gerede der Welt und — — ha!" es lief ein Schauer über sie hin, „und das Brautkleid im Schrank — da hab' ich ihn gefühlt, den Fluch, ja, lieber Vater, da hab' ich ihn gefühlt — — ich hab' ihn gefühlt."

Ihre Stimme war so gesunken, daß die letzten Worte nur wie ein kältender Hauch durch das Zimmer wehten. Wieder lief Wolf Zschorta verzweiflungsvoll auf und ab, ratlos bei all seinen Peitschen und Pistolen. „Und wenn ich dich einfach aus dem Hofe jage?" sagte er endlich.

„Warum willst du das thun?" frug sie freundlich lächelnd. „Ich verlange gar nichts, als hier Stubenmädchenstelle vertreten zu dürfen, das kann dich nicht stören, meine ich. Niemand soll wissen, wer ich bin. Andernfalls würde ich der Welt nicht vorenthalten, wie ein Zschorta meine Mutter freite. Jener Geistliche lebt wohl noch?"

„Was hilft dir das? Er war nicht ordiniert, nur ein Student oder Kandidat, was weiß ich? Gültigkeit hat die Sache nicht, glaube mir nur endlich. Übrigens ist er seit kurzem gestorben, gesegnet sei ihm die Ruhe, er mahnte mich Jahr für Jahr an meine Sünden und bereute tief, was er gethan."

„Wenn ich nichts damit erreiche, könnte ich dir nicht schaden? Willst du es darauf ankommen lassen? Gut. Ich gehe, als des Freiherrn von Zschorta Tochter bei einer umherziehenden Theatertruppe Stellung zu suchen. — Ich werde dafür sorgen, daß das Publikum nicht im unklaren über mein Schicksal bleibt, und denke, daß es mir sein Interesse nicht versagen wird.“

„Martha,“ sagte der Alte, „du bist von allen meinen Kindern mir am ähnlichsten, darum verstehe ich dich besser, als du denkst. Du willst nicht in deiner Väter Schloß den niedern Posten einer Dienerin bekleiden in bescheidenem Genüge bis an deiner Tage Ende; du wünschest Fuß zu fassen und weiter zu streben.“

„Und wenn es wäre? Laß es doch darauf ankommen. Kannst du mir nicht jederzeit Halt gebieten? Oder“ — sie sprach wieder ganz leise, — „fürchtest du mich?“

Auch sie verstand den Vater.

„Nein,“ sagte er schneidend, „Männer nicht, geschweige denn Weiber. So bleib denn! Aber komm mir mit keinem Schritt über die Schranke, wenn ich dir raten soll! Und nun geh! Aber was ich sagen wollte — gegen Helene —“

„Du kannst dich auf mich verlassen, Vater.“

Sie huschte hinaus, geräuschlos, wie sie gekommen war. Zschorta hatte nicht einmal bemerkt, wie sie den Riegel weggeschoben. Verdrießlich ging er auf und ab. Die Zeit stieg in ihm auf, wo er jung war, die Frauen, die er geliebt, traten vor seine Seele, jenes liebliche Wesen zumal, dem seine erste, heiße Neigung gegolten.

Martha glich ihr, aber die Zschortasche Kraft war hinzugekommen und hatte den Bau verändert.

Die Einstgeliebte war nicht ebenbürtig gewesen, der Adel der hübschen Waise konnte weder auf den Vorzug der Reichsfreiheit noch auf den des Alters Anspruch erheben. Ihr Vater, ein reicher Kaufmann, der bei dem Landesherrn in Gunst stand, trug ein glänzendes Wappenschild als Dank für manche dem Hof gewährte pekuniäre Vorteile davon. Doch was kümmerten den jungen Freiherrn die eben erlöschenden Vorrechte seiner Geburt in dem Augenblick, wo er liebte? Gern hätte er sich darüber hinweggesetzt, aber auch Wolf Zschorta besaß einen Vater aus dem Blute der Dobenaus. So war die Schuld gekommen, und die Folgen der Schuld wollten sich nicht zum Schweigen bringen lassen.

Als der junge Mann fühlte, daß er unhaltbare Verhältnisse geschaffen, als er die Tochter des Kaufmanns selbst nicht mehr passend fand zur Herrin der Dobenau, verließ er sie und irrte jahrelang fahrend umher, sein Vater war tot, und Geld stand ihm genügend zu Gebote, er glänzte in England bei Rennen und Jagden, kam zurück und füllte die Tagesblätter mit seinen Launen und Abenteuern. In jener Zeit sah er Gabriele und fühlte sich von ihr angezogen, aber sie ging ihren sichern Weg der Frömmigkeit und der Pflicht, und das behagte ihm wenig.

Und ein drittes Frauenbild stieg vor seinem geistigen Auge auf, auch bleich wie die andern, gebrochen an Gesundheit wie sie. Es war sein ihm rechtlich ange-

trautes Weib. Wie? oder hatte die erste doch das Recht für sich? Sie lebte noch, als er sich wieder vermählte. Eine seltsame Unruhe erfaßte den gealterten Mann: Was ist Recht? Wer ist als höchster Richter darüber gesetzt? Gilt ihm ein nicht ordinierter Priester etwa doch auch als Priester?

„Gib mir ein Zeichen,“ sprach er gegen den Himmel hinauf, „du, den sie Gott nennen, den Allweisen. Sprich, damit ich mein Leben verstehe! Welche von ihnen wird am Ende der Tage mit dem gültigen Schein in der Hand mir entgegentreten? Welche Kinder sind die echten?“

Es veränderte sich nichts. Blinkende Tropfen lagen auf den Blättern, Sperlinge zwitscherten laut im Gebüsch, der Regen hatte aufgehört; unten auf dem Kiesweg vor dem Fenster schritt Helene auf und ab, neben ihr der Prinz. Zschorta pfiff dem Stallknecht und bestellte sein Reitpferd.

Der Nachmittag brachte wieder Sonnenschein, als wollte die Luft sich klären, nur gegen Süden stand eine Wolkenwand, und die feuchte Schwüle über dem Thal deutete auf kommende Wetter.

Es war ein Grünsteinkopf, auf dem das Schloß lag, an manchen Stellen stieg er so senkrecht vom Thale auf, daß es dem Kühnsten unmöglich gewesen wäre, da hinauf zu klimmen. Auch die Vegetation hatte hier aufgehört, und nur einzelne Wildrosensträucher hafteten in

den Spalten oder Schlehdorn und Hasel mit starkem Wurzelgeflecht.

Helene stand auf der Bastei und schaute hinunter. Die Dobe plätscherte laut gegen den Fels, eine Forelle schnellte lustig aus dem Wasser empor. Jenseits des Flusses auf den Feldern zirpte das Grillenvolk zwischen feucht gewordenen Hafergarben. Wie angenehm, von hier oben einem Vogel gleich aus den Lüften zu Thal schauen zu können, auch die Schloßfenster boten eine schöne Fernsicht, doch stand der Bau weiter zurück, und man befand sich dort nicht so unmittelbar über dem Abgrund wie hier.

Aber jener alte, halbverfallene Wartturm schob sich bis an den Rand vor.

Ob die Leiter noch stand, auf der Helene oft als Kind zur Zinne emporgestiegen war?

Sie stand noch. Ein kecker Gedanke blitzte im Auge des jungen Mädchens auf. Sie schürzte ihr Kleid und kletterte hurtig Sprosse auf Sprosse hinan. Es gab deren, die morsch und gefahrbringend waren, andre fehlten ganz.

Nicht so lohnend, als sie es gedacht, war das kühne Unternehmen. Eine Linde, höher als das Gemäuer des Turmes, reckte ihr starkes Geäst über das Bauwerk, nur Teile der Fernsicht sah man, in kleine Bilder gefaßt, zwischen den Zweigen hindurchschimmern. Dennoch war es schön hier oben, ein die Brust durchschauerndes Gefühl von Einsamkeit wehte durch die Lindenblätter und das Gras, das in dem alten Gestein gewachsen war.

Da krachte etwas in der Tiefe; als Helene sich umwandte, stand hinter ihr der Prinz.

„Durchlaucht,“ rief sie erschrocken, „das ist ein gefährlicher Weg.“

„Fürchten Sie für mich?“ frug er warm zu ihr aufschauend, „und sind doch selbst ohne Bedenken hinaufgestiegen?“

„Das ist ein ander Ding. Wenn ich verunglücke, erfolgt nichts als eine kurze Notiz in den Zeitungen mit daran geknüpfter Betrachtung über die Vergänglichkeit irdischen Daseins und einem halbversteckten Bezug auf die Marotten unsres Geschlechts. Sollte Ihnen etwas zustoßen, mein Prinz, welches Aufsehen und — denken Sie doch, ich bin mit Ihnen allein, bin gegenwärtig die einzige meines Namens: die alte Prophezeiung schiene erfüllt, und ich müßte ja wohl mit meinem Kopf für das Vergnügen büßen, Sie da heraufklettern zu sehen.“ Sie hatte lebhaft gesprochen, und das Blut in ihren Wangen ging und kam wie in innerer Bewegung. Vorher hatte sie es nicht gewagt, sich auf die bröckelnde Zinne zu schwingen, wie in Kindertagen, jetzt that sie es rasch und gewandt, und einzig an einen Holunderstrauch sich klammernd, saß sie über dem Abgrund.

Er war an der Spitze der Leiter angelangt und stand jetzt dicht neben ihr, die verschränkten Arme auf die Mauer stützend. „Baronesse,“ sagte er, „hüten Sie sich! Wir Männer sind da ganz sonderbar organisiert, Gefahr schreckt uns nicht ab, sie reizt, sie lockt uns. Dieses Verhängnis in reizender Frauengestalt ist so recht

eigentlich danach angethan, einen um Kopf und Verstand zu bringen. Die Damen sind sonst nicht gerade geneigt, mir nach dem Leben zu trachten — im Gegenteil, ich bin an viel freundliches Entgegenkommen gewöhnt, manche weiße Kleider haben mir zu Ehren geprangt, und die Rosen, die ich aus schönen Händen erhielt, ja, wenn ich sie nur hier hätte, um sie Ihnen zu Füßen zu legen."

„Wohin denn?" fragte Helene, in den leeren Turmraum blickend. „Sind es ihrer so viele, daß der Berg bis zu mir heraufreichend mir zum Schemel würde? Das wäre bequem, denn ein solcher fehlt mir."

„Welche Idee," rief der Prinz lachend, „einen Berg von Rosen bis hier herauf zu bauen, um diese kleinen Füße darauf zu setzen, würdig eines Imperators oder einer Zschorta!"

„Ja," sagte Helene nachdenklich, „wir sind ein arges Geschlecht, erwarten Sie kein Heil von dem Verkehr mit ihm."

„Keines?" frug der Prinz, und seine Augen waren ihr unheimlich nahe. „Helene, sollte ich bei dem Fräulein von Dobenau nur — das spitze Messer finden? Diese Frage beschäftigt mich Tag und Nacht. Sie fängt an, eine Macht zu werden in meinem Leben, sie setzt sich mit mir zu Tisch und steht mit mir auf. Wie denken Sie darüber?"

Grauen überkam das Mädchen, als drohten böse Gewalten in ihr Schicksal einzugreifen. Jenseit des Haartwaldes ballte das Wetter sich stärker zusammen, die Sonne verschwand, und ein kühler Wind fuhr durch die Zweige.

Kein Vogel war mehr sichtbar, das Murmeln des Wassers klang wie eine warnende Stimme von fern.

„Mein Sitz wird unbequem,“ sagte sie, „gestatten Durchlaucht, daß wir das Gespräch auf ebenem Boden fortsetzen, so werde ich Ihnen mehr Aufmerksamkeit widmen können als bisher.“

„Sogleich, Baronesse, mit dem größten Vergnügen, nur die Antwort auf meine Frage geben Sie mir noch hier oben.“

„Welche?“

„Ob die Gesinnung des Fräuleins von Dobenau wirklich eine dem Prinzen ausschließlich feindliche ist. Ich will es, ich kann es nicht glauben.“ Er faßte nach Helenens Hand.

Glühende Röte flog über ihr Gesicht; es war, als versage ihr der Atem.

„Feindlich?“ sagte sie dann mit klingender Stimme. „Nein. Warum? Mein Leben steht zu dem seinen in keiner Beziehung. Aber,“ sie beugte sich zu ihm nieder, und der Blick, der ihn traf, war der Wolf Zschortas, während die Finger, die er gefangen hielt — nicht zu entkommen suchten, o nein — ihn umwanden kühl und stark, wie eine Schlange umwindet, was sie vernichten will. „Aber,“ fuhr sie fort, „sie kann ihm feindlich gesinnt werden. Vielleicht will es das Schicksal. Vielleicht wird sie ihn hassen, wie die Dobenaus hassen.“

Ein Windstoß brauste heran und schüttelte mächtig die Lindenäste, Steine glitten aus dem Gemäuer und rollten in die Tiefe.

„Es wird gefährlich hier,“ sagte der Prinz und fing an hinabzusteigen. Helene folgte. Als er am Fuße der Leiter angelangt und sie noch mehrere Sprossen entfernt war, brach plötzlich das morsche Holzwerk.

Einen Augenblick hielt er sie fest im Niedergleiten, und es war, als entschließe er sich schwer, sie wieder loszugeben.

Aber sie machte sich frei.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leichthin, „das hätte uns ebensogut da oben passieren können. Aber jetzt zu den andern. Wo ist eigentlich Ihr Kavalier?“

„Ich weiß es nicht, sicher wird er höchst beunruhigt sein, mich verloren zu haben,“ lächelte Ludwig Ernst schlau. „Er ist ein treuer Wächter, zu treu, um bequem zu sein.“

Siebentes Kapitel.

Als Helene das Schloß ereichte, begab sie sich in ihres Vaters Zimmer. „Papa," sagte sie atemlos wie von schnellem Laufe, „ich komme, dich um etwas zu bitten. Du weißt, Tante Ottilie hat mich immer sehr lieb gehabt. In der Pension erhielt ich öfter Briefe von ihr und herzliche Einladungen auf die Zeit hin, wo ich wieder zurück sein würde. Sie ist alt und einsam. Erlaubst du mir, sie auf acht Tage zu besuchen?"

„Ich habe nichts dagegen, mein Kind, du magst im Spätherbst nach Wolfersdorf gehen, wenn unsere Gäste uns verlassen haben."

„Nein, Papa, ich möchte gerade jetzt nach Wolfersdorf hinüber."

„Das wäre doch ein sehr seltsames Betragen."

„Ei, Papa, du fragst manchmal im Leben nicht danach, ob das Betragen der Zschortas den andern Leuten seltsam erscheint oder nicht," entgegnete Helene keck, „ich meine, wir haben eine andere Richtschnur für unsere Thaten wie die Menge."

„Was treibt dich denn so gewaltig nach Wolfersdorf?"

„Ich will es dir nicht verhehlen, Papa," erwiderte

sie beklommen, „es ist der Prinz. Er hat eine so sonderbare Art, mit Damen zu verkehren. Und ich bin noch jung und unerfahren. Ich weiß es, ich würde mich einfältig benehmen, wenn ich hier bliebe, und er lachte vielleicht über mich. Bedenke, wie wenig ich noch von der Welt gesehen habe, Papa."

„Eine Dobenau kann sich nie einfältig benehmen," entgegnete der Freiherr aufgebracht. Ich begreife dich nicht. Junge Damen sind doch sonst, wenn man ihnen den Hof macht, nicht in Verlegenheit, wie sie sich zu verhalten haben. Der junge Mann will sich hier die Langeweile vertreiben, verstehst du das nicht? Ich hätte nicht gedacht, daß meine Tochter zu beschränkt wäre, um ein wenig harmlos zu kokettiren. Es ist deiner Mutter Art, dieses steife Sichnichthelfenkönnen, ihr habt es zuweilen beide, du und Veit. Wo ich mich mit einer kleinen Perfidie abfinde, müßt ihr zu einem gewaltigen Streich ausholen."

„Ja, ich fühle, daß es mir eigen ist," bestätigte Helene. „Harmlos? Das bin ich nicht. Könnte ich es sein! Ich mochte nie läppisch spielen wie andere Kinder. Und darum, eben darum, Papa, bitte ich dich, laß mich gehen!"

„Das es mir einfiele!" brauste Zschorta auf. „Es ist abgeschlagen, und ich wünsche nicht, daß du den Antrag erneuerst. Finde dich wie du kannst in die Situation."

Er war aufgestanden und trat seinen Hund, daß er schrie und dann knurrend nach ihm auffuhr. Wütend

riß der Alte die Peitsche von der Wand. „Ich will dich lehren, Canaille,“ knirschte er zwischen den Zähnen. Heulend kroch das Tier unter das Sofa.

Und nun stand er, in innerer Aufregung mit der Peitsche wild durch die Luft schlagend, vor Helene und hing seinen Gedanken nach. Sie war ganz blaß geworden und sah erwartungsvoll nach ihm hin.

„Hast du denn gar keinen Tropfen Blut von mir, Mädchen,“ fragte er endlich, „nichts dergleichen, was man Ehrgeiz nennt, wie? Oder haben sie dir da in deiner Pension einen albernen Begriff von Tugend und Moral beigebracht, als könne nur der ein rechter Kerl sein, der sich weit von den Versuchungen der Welt mit Wurzeln und Kräutern nährt?“

„Ich mache keines anderen Begriff von Moral oder Ehre zu dem meinigen und werde handeln, wie ich es mir selber schuldig bin.“

„So ist's recht. Wir verstehen uns, mein Mädchen. Sieh, der Prinz ist der Erbe des Throns. Jener da in Italien unten erlebt den Winter nicht. Helene! Wir haben sonst dem Hofe so nahe gestanden, sollten die schönen Zeiten nicht wiederkommen können? Du siehst, dem Prinzen gefällt es bei uns. Die Schrullen des alten Zschorta sind ihm nicht anstößig, das Ungewöhnliche reizt und mehr noch am jungen, hübschen Mädchen als am alten Manne. Es kostet dich vielleicht wenig, ihn — enger an uns zu fesseln.“

Das Antlitz des Mädchens wurde blaß wie der Tod. „Versteh' ich dich recht, Vater,“ flüsterte sie, „und das

Ende? Soll ich vielleicht," sie lachte bitter auf, „Frau Herzogin werden?"

„Und warum nicht?" fragte er stolz. „Unser Geschlecht ist so alt wie das seine, aber das vornehmere von beiden. Zu der Zeit, als die Sendboten, Grafen und Vögte, von denen diese sogenannten Souveraine ihre Herkunft ableiten, noch in der sklavischen Abhängigkeit des Beamtentums schwitzten, saßen die Herren von Dobenau schon als freies Dynastengeschlecht auf ihren Burgen und gehorchten dem Kaiser oder gehorchten ihm auch nicht — je nachdem."

„Ich kann das nicht beurteilen," sagte Helene, „aber mein Gefühl warnt mich vor dem Prinzen. Wie? wenn ich doch die letzte meines Hauses wäre? — — — ich kann das Gräßliche nicht ausdenken. Als Kind träumte ich manchmal davon. Und immer war ich es, an der das Verhängnis sich erfüllte. Oft habe ich das Messer in meiner Hand gefühlt."

„Bläst der Wind daher?" lachte der Alte, „da kannst du ruhig sein. Der Vetter in Mecklenburg hat mir kürzlich die Geburt eines Sohnes angezeigt, die Tochter wird auch nicht lange auf sich warten lassen. Wir sind noch nicht am Aussterben. Und wenn es wäre!" Sein düsteres Auge blitzte wild auf, „wenn das Geschick dich dazu bestimmt hätte, dich, ein Weib, die Unbill zu rächen, die deinem Geschlecht widerfuhr! Ihnen den Dolch ins Herz zu stoßen, den verfluchten Emporkömmlingen, die unser Recht an sich gerissen, die von der Höhe eines erbärmlichen, an fremden Thronen erbettelten Herzog-

sitzes herab auf uns als auf gemeine Unterthanen herabsehen wollen! Stoß zu!“ schrie er gellend und focht mit seinen hagern Armen wild umher.

Ein unheimliches Gefühl glitt gleich einer kalten Blutwelle über Helene hin. Ihre Lippen und Hände schienen an dem heißen Sommertag wie erstorben. „Laß mir Zeit, Papa,“ sagte sie beschwichtigend, wie man zu einem Kranken redet, „ich will darauf denken, deinen Willen zu erfüllen.“ Dann ging sie hinaus.

Von der Treppe scholl die fröhliche Stimme Ludwig Ernsts zu ihr herauf. Ihm entgegentreten in diesem Augenblick? Seine leichte Causerien mit anhören, seine galanten Bemerkungen mit einem witzigen Wort in die Schranken weisen? Unmöglich! Sie wandte sich flüchtend und eilte die Treppe empor, durch die unbewohnten Räume konnte sie ihr Zimmer erreichen, ohne auf Menschen zu stoßen.

Die Einsamkeit, die hier oben herrschte, that ihr wohl. In dem Vorgemach, das den Eingang zum alten Treppenturm vermittelte, war ein Teil der Decke herabgestürzt, die blinden Scheiben der Fenster schauten, von Spinngewebe überzogen, trübselig drein, tote Insekten lagen auf dem Fensterbrett, und lebende summten in irrer Rastlosigkeit zwischen dem Staub auf und nieder. Helene lehnte sich an eins der Fenster und ließ die Thränen strömen. Da war es, das unheimliche Gespenst, das sie schon in mancher bösen Stunde geängstigt hatte, das Verhängnis, das über ihr zu lauern schien, ihr den Dolch in die Hand drückend, sie dringend zu einer grausigen That, die ihrem

frohen Jugendmute so fern lag, und doch der empfänglichen Phantasie ihrer achtzehn Jahre so nahe. Die hingeworfenen Worte des Vaters, ihm von der Erregung des Augenblicks erpreßt, keine andere Bestimmung habend, als den letzten Einwand siegreich niederzuschlagen, erschienen ihr wie ein wohlüberlegter Plan, alle die wilden von Rachedurst glühenden Äußerungen, die sie je von ihm gehört, fielen ihr ein und legten sich wie ein Alp auf ihre Brust. Ja, es war gewiß, ihr junges Leben voll Hoffnung und Frühlingsglanz hatte keine andere Bestimmung als die, ein anderes vernichtend, selbst der Vernichtung anheimzufallen. Wie wenig kannte sie noch menschliche Leidenschaft, wußte sie, daß der Ehrgeiz aus dem Leben süßeren Honig saugt, als die Rachsucht aus dem Tode.

Während sie so weinte, war Kurt die Treppe hinaufgekommen und unbemerkt von ihr in den Raum getreten. Beim Anblick ihrer Verzweiflung geriet er in große Verlegenheit. Seine Gegenwart erschien ihm als unverzeihliche Indiskretion, im selben Augenblick, wo echt menschliches Gefühl ihn dazu trieb, die Trauernde mit einem ihm selber noch unbekannten Troste aufzurichten. Letztere Empfindung behielt die Oberhand.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er leise und näherte sich den Spinngeweben, „dürfte ich Ihnen in irgend etwas meine Hilfe anbieten?“

„Sie?“ frug sie verwundert emporschauend, und mit unendlicher, müder Geringschätzigung fügte sie hinzu: „Was könnten Sie mir helfen?“

„Jeder gute, bereitwillige Mensch kann dem andern helfen,“ entgegnete er unwillig „und es ist nicht recht, von vornherein daran zu verzweifeln. Wenn ich Ihnen aber lästig bin, so entschuldigen Sie die Freiheit, die ich genommen. Nebenan ist mein Zimmer, und ich mußte hier vorüber gehen.“

„Nein, bleiben Sie,“ sagte Helene, als sie sah, daß sie ihn gekränkt hatte. „Ich sagte das nur, weil mir in der That niemand helfen kann. Kein Mensch, vielleicht auch Gott nicht. Glauben Sie an ein Schicksal?“ fragte sie, mit dem abgefallenen Mörtel spielend.

„Sie haben Müllners Schuld und Ähnliches gelesen,“ erwiderte Kurt.

„Das ist es nicht. Diese Sachen machten mir einen mächtigen, unauslöschlichen Eindruck, aber nur weil ich das aussprechen und bestätigen hörte, was mir längst vorgeschwebt hatte. Die Geschichte unseres Hauses war so reich an solchen Dingen. Sie ist noch nicht zu Ende.“

„Sie denken den Prinzen zu ermorden?“ fragte Werber, und so sehr sein Herz von Mitleid erfüllt war, vermochte er doch kaum ein Lächeln zu unterdrücken.

„Wer sind Sie, daß Sie mir eine solche Frage stellen?“ rief sie und maß ihn mit den blitzenden stolzen Augen von oben bis unten.

„Ein Freund,“ erwiderte er innig, besann sich aber sofort darauf, daß er eigentlich hier ein Feind war. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, und eine jähe Heftigkeit, die ihm zuweilen eigen war, erfaßte ihn. „Das kommt davon, daß ich mich in Sachen mische, die mich nichts an-

gehen," sagte er, sehr rot aussehend, „ich habe nie mit Frauenzimmern verkehrt und verstehe mich gar nicht auf ihre zarten Empfindungen. Wenn mir jetzt ein Mann die Ansicht entwickeln wollte, daß ein gewisses Schicksal uns zu einer Schurkerei vorausbestimmen kann, so würde ich ihn für einen abgefeimten Bösewicht oder für einen Feigling halten."

„Das wäre ein sehr voreiliges Urteil," meinte Helene altklug. „Sie können nicht leugnen, daß es Verhältnisse gibt, die ihr Opfer unabwendbar vom rechten Wege drängen."

„Der Mensch kann immer, was er soll," erwiderte Kurt mit der Überlegenheit jemandes, der sich an eine Autorität anlehnt.

„Was er soll?" rief Helene, und der ganze unabhängige Familiengeist blitzte aus ihren großen Augen. „Soll? Ich bitte, wiederholen Sie mir das Wort nicht. Wir Zschortas kennen nur das Wollen, nicht das Sollen. Frei, wie wir gewesen sind, werden wir bleiben. Wir vertragen weder Zaum noch Zügel."

„Und wollten doch ein Ammengeschwätz aus alter Zeit als Autorität anerkennen?"

„Nicht wir bequemen uns der Vorhersagung an, sondern die Vorhersagung hat nur das herausgefunden, was die letzte Konsequenz unsres Wesens ist. Lasen Sie nicht über unsrer Thür den Wappenspruch: Ich beuge mich nicht? Wir können uns nicht unterwerfen. Wenn uns keine andere Hilfe wird, so helfen wir uns selbst."

Kurt Werber, der die Meinung ihrer Worte nicht

erraten konnte, war überrascht. „Ist es möglich,“ dachte er bei sich, „daß dieses junge Geschöpf an dem Streit um die Rechte des Hauses so regen Anteil nimmt, daß sie sich bis zu dem Gedanken an ein Verbrechen fortreißen lassen kann?“

„Das sprechen Sie nicht aus sich selbst,“ sagte er. „Kämpfen Sie gegen solche Einflüsse, es sind keine solchen, die Ihr Leben zu beglücken vermögen.“

„Sie raten mir Kampf?“ fragte Helene und blickte lächelnd zu ihm hin. „Ich habe Sie für einen Mann des Friedens gehalten.“

„Ei,“ rief Kurt eifrig, „meinen Sie, ich habe noch nie gestritten und standgehalten, wo der Feind mir überlegen war? Geistig und wohl auch,“ er sah verlegen vor sich nieder, „mit diesen, meinen Händen.“ Er nahm ein Federmesser und bohrte damit in das Holz der Fensterbrüstung, vor dem sie standen. „Ich war Student, man geht da ernsten Ausgleichungen nicht aus dem Wege. Der erste Schmiß,“ er zeigte auf eine Narbe, „traf mich, die späteren kamen auf das Teil der andern. Aber das ist nicht der schlimmste Streit, den man mit der Hand ausfechten kann, o nein, das ist ein lustiger Streit. Aber es gibt andere, wo man still bei der Fahne stehen muß, der Feind tobt gegen uns an, aber wir dürfen uns nicht wehren, nur stand zu halten vermögen wir, bis Ersatz kommt oder Tod.“

„Was hat Ihnen das Holz gethan?“ fragte Helene, nach dem Messer greifend.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ stotterte

er, „es ist eine Angewohnheit.“ Er steckte das Messer wieder in die Tasche. „Ich muß Sie übrigens doch noch auf etwas aufmerksam machen, gnädiges Fräulein,“ fuhr er dann fort. „Sie hörten von den Ereignissen in Frankreich, in Belgien, — in ganz Deutschland saust und braust die Bewegung, auf meiner Reise hierher tönten mir aufrührerische Reden ins Ohr, und jetzt höre ich sie sogar wenig verändert auf Burg Dobenau aus dem Munde einer Dame.“

„Wie können Sie das vergleichen?“ rief Helene, „die Freiheit, die Unabhängigkeit ist unser gutes Recht, wir fordern nur das zurück, was man uns genommen.“

„Eben diese Worte hörte ich aus dem Munde der Demagogen. In alten Zeiten entschieden die deutschen Männer selbst über Krieg und Frieden, über Recht und Unrecht.“

„Aber wie lange ist das schon her? In unserm Jahrhundert würde dergleichen einfach unmöglich sein.“

„Auch die freie Ritterschaft hat unser Jahrhundert für unmöglich erklärt.“

„Mag es!“ rief Helene mit glühenden Wangen. „Mag es uns alle Rechte nehmen. Die Dobenaus unterwerfen sich nicht. Das Recht unsrer freien Persönlichkeit, unsrer Individualität vermögen sie nicht anzutasten.“

„Ich fürchte Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie diesen Satz heute in allen liberalen Zeitungen und Flugblättern finden,“ sagte Kurt Werber fast mitleidig. Ein warmes Gefühl für dies junge, schöne Weib

wallte in ihm auf, das mit so ernst forschenden Augen in das wirre Getriebe des Lebens blickte. „Glauben Sie mir doch," fuhr er fort, „in jedem von uns lebt diese rebellische Individualität, die ihr Recht verlangt. Sie muß sich dem unterwerfen, was Recht und Pflicht ist, wenn sie nicht in der Schwäche ihrer Vereinzelung vergeblich im Strome kämpfend an einem Felsen zerschellen soll. Aber in den friedlich umhegten Schranken des Gesetzes entwickelt sie sich zu segensreicher Kraft."

„Sie verstehen mich nicht," sagte Helene kühl, „wie könnten Sie auch?" Sie wandte sich und ging stolz nach der Turmtreppe hinunter.

Kurt Werber blickte ihr lange nach. Und auch er war noch so jung, so sehr Romantiker und Phantast, daß er ernstlich erwog, ob der Freiherr sein Kind mit Vorbedacht zum Prinzenmord anleite, um den Verfall seiner Machtstellung zu rächen. Und er nahm sich vor, über Helene zu wachen.

Achtes Kapitel.

Der Sonntag brach an. Drückende Schwüle lastete über der Burg, denn jenes Gewitter, das gestern vom Haartwald heraufstieg, hatte sich entladen, in Dunst aufgelöst lag es nun fühlbar beängstigend in der Atmosphäre.

Auch im Hause herrschte beklommene Luft, die trotz aller geöffneten Fenster nicht weichen wollte und deren lähmende Wirkung die Schloßbewohner seufzend empfanden.

Am schwersten schien Veit darunter zu leiden. Eine innere Rastlosigkeit trieb ihn hin und her, er besuchte die Kirche nicht, lief im Park auf und ab, ging ins Haus zurück, versuchte zu lesen und warf doch wieder ärgerlich das Buch beiseite. Dachte er daran, was der heutige Tag bringen könnte, im Fall Franziska käme oder nicht käme, sie hatte sich noch immer nicht entschieden, so sah er nimmermehr Gutes, nur Schlimmes daraus hervorgehen.

Zuletzt suchte er Helene auf, die an einer versteckten Stelle des Gartens saß. Mit dem Ausdruck der Verzweiflung warf er sich neben sie auf den Rasen. „Fühle, wie mein Blut rast," sagte er, ihr seine Hand entgegen-

haltend, „ich bin wie im Fieber. Was wird geschehen? Sieh sein Gesicht und sage mir, daß er gewillt ist, mir heute das Glück meines Lebens zu bieten, einen festlich frohen Tag zu bereiten. Ich kann's nicht glauben."

„Er denkt nicht daran," flüsterte Helene. „Dieses Zucken um die Augen kündet nichts Gutes. Ich wollte, Franziska und ihre Mutter blieben weg."

„Ich auch, seufzte der Bruder. „Aber Helene, was soll werden? Entscheiden muß sich etwas, wenn ich das Leben fürder ertragen soll."

„Lieber Veit," begann Helene, vertraulich seine Hand fassend, „auch wenn Franziska nicht wäre, dein Leben kann nicht bleiben, wie es ist. Du bist ein junger Mann voller Kraft und wirst nicht hier auf der Dobenau müßig bleiben wollen. Was hast du vor?"

„Du weißt es so gut wie ich, Papa soll mir Frauenfels geben, und ich gedenke dort an Franziskas Seite als Landwirt thätig zu sein."

„Wenn aber Papa das nicht will?"

„Mein Wille gegen den seinigen!" rief Veit.

„Und gibt es keinen andern Ausweg?"

„Ich mag keinen oder — finde keinen, wenn das besser klingt. Papa sagt ja oft, wir hätten der Mutter steife Natur und wüßten uns nicht zu helfen. Soll ich gänzlich mit ihm brechen und die untergeordnete Stellung eines Beamten irgendwo einnehmen? Ich kann nicht gehorchen."

„Mir fällt etwas ein," rief Helene voller Freude.

„Was ist's?"

„Wolfersdorf grüßt freundlich herüber und erweckt mir einen guten Gedanken. Jemand hat in diesen Tagen erwähnt, daß man dort auf Ostern einen neuen Pachter sucht. Tante Ottilie ist unabhängig und fürchtet sich nicht vor Papa. Bist du mit ihm vollständig zerfallen, so kann dir bei dieser Freundin unsrer Mutter noch Hilfe werden."

„Pachter bei Fremden?" sagte Veit, „bis dahin sollte es mit dem letzten Sproß des alten Geschlechts gekommen sein?"

Der Himmel hatte sich wieder umzogen; mächtige, massige Wolkenhaufen türmten sich auf und zogen leise in düsterm Schweigen von Westen nach Osten. Ein Sonnenstrahl glitt neckisch zwischen ihnen durch und spielte jenseit des Thales auf einer anmutig gelegenen Senkung zwischen den Bergen. Pappeln umgaben an jener Stelle ein freundliches Haus, davor fiel der Hang ab, dort grünten Wiesen, ein Bach plätscherte zu Thal, rechts und links schützten die Gipfel vor den Stürmen, im Rücken lag der Wald, und ins Antlitz lachte die Sonne.

„Sieh hinüber," sagte Helene, „lockt es dich nicht?"

Er schaute lange, lange hin.

„Ich bin im Frühling dort gewesen," fuhr die Schwester fort, „im Walde nisten Nachtigallen, die einzigen in der Gegend. Um das Pachterhaus sind Weinstöcke und rankende Rosen gezogen, ein blaßrotes Blütenmeer schlang sich damals zwischen den Fenstern durch, und im Herbste reifen in der Mittagslage die köstlichsten Trauben. Aus dem Familienzimmer tritt man auf einen

Altan, der weit über die Gegend hinsieht. Ich stand dort, als die Sonne niederging; unten im Städtchen läuteten die Glocken zum Feierabend, die Pferde kamen vom Felde heim, um das Haus wehte Rosenduft, und zuletzt trat der Pachter heraus, bestaubt wie er war, nahm die junge Frau neben mir in den Arm und küßte sie. Die alte Dobenau lag finster und grau drüben auf der Mitternachtsseite."

Veit hatte beide Hände vor das Gesicht gedrückt und schluchzte leise. „Wenn ich's könnte, Helene!" flüsterte er, „es müßte wonnevoll sein. Liebe! Friede! Sonnenschein! Welche Worte! Das ist ein Land, das ich nimmer erreichen werde. Wo führt der Weg hinüber?"

„Es ist ein ganz stiller, schlichter Weg," sagte Helene tief ergriffen, „habe nur eine kleine Weile Geduld. In einiger Zeit besuche ich Tante Ottilie, Papa hat es mir erlaubt, ich will deine Sache schon führen. Aber freilich — wenn es dann zu spät wäre! Besser, du bätest so bald als möglich die Gräfin selbst darum."

„Ich kann nicht bitten." Er stöhnte. „Ein Dobenau betteln in der Fremde, lieber sterben!"

„Soll ich es brieflich thun?"

„Ja," sagte er endlich sehr leise, „ich will es dir lebenslang danken. Was liegt an dieser Freiherrnwürde, die keinen Wert mehr hat, die Zeit, da sie etwas galt, kenne ich nur aus Sagen. Mir brachte sie nur Leid. Dein Vorschlag ist vielleicht das einzige, was mir bleibt."

„Das einzige, wenn du Franziska nicht verlassen willst."

„Nie! und wenn ich sie nicht mehr liebte. Dem Willen des Vaters beuge ich mich nicht."

Es war düster geworden, einzelne Regentropfen fielen, aber immer wollte das Wetter sich nicht entladen.

„Komm, es ist bald Essenszeit, ich muß mich anziehen," sagte Helene.

„Essenszeit," flüsterte Veit, und es war, als fröstle es ihn. „Wenn es vorbei wäre!" Sie gingen nach der Veranda hin. An der Thür, die in das Schloß führte, blieb Veit noch einmal stehen.

„Es wäre besser, ich bliebe draußen und beträte das Haus nie wieder," sagte er. „Ich kann den einen Gedanken nicht los werden."

„Welchen?"

„Es ist der Fluch der Dobenaus, daß der Sohn sich wider den Vater erhebt. Ich wäre nicht der erste — —"

„Sei still! Wir hörten zuviel von den alten Geschichten und haben unsre Phantasie damit vergiftet. Auch ich leide zuweilen darunter. Wie war das? Man kann immer, was man soll? Halte dich an die Genien des Lichts, Veit, denk an das rosenumrankte Haus in der Ferne, an die süße, kleine Hausfrau, sei stark!" Sie gingen hinein.

Im Archiv saß Kurt Werber vor seinen Pergamenten und sonstigen Nachrichten aus dem letzten Jahrhundert. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet, nur gegen Morgen streckte er sich zum Schlummer auf eine der Truhen. Er wünschte, mit dieser Angelegenheit zu Ende gekommen zu sein, bevor er abreiste. Die peinliche Ordnung und Sorgfalt, mit der er zu Anfang verfahren war, verwarf er, ein neues, oberflächliches System vereinfachte die ganze Sache sehr, und so konnte er jetzt um die Mittagsstunde das Ende seiner Arbeit in nicht allzuweiter Ferne vor sich erblicken. Und es war, als hätte ihn just eben die Kraft verlassen, traumverloren blickten seine Augen vor sich hin auf die grauen Steine der Mauer, nur einmal, als Mädchenstimmen im Hofe ertönten, sprang er auf und eilte an das kleine eisenvergitterte Fenster. Es war aber niemand sichtbar, und so kehrte er leise seufzend auf seinen Platz zurück.

Ein Klopfen an der Thür erschreckte ihn; auf seine Aufforderung hin trat der Kavalier des Prinzen, Freiherr von Bessendorf, herein.

„Sie suchen mich auf!“ rief Werber erfreut, „Sie bringen erfreuliche Nachricht? Seine Durchlaucht ist bereit, abzureisen?“

„Das leider nicht,“ sagte Bessendorf, „vor der Hand vertröstet er uns noch auf die kommende Woche, aber unter uns gesagt, ich erwarte auch da keine definitive Entschließung. Immer weiß ihn der alte Bösewicht wieder durch ein andres Amüsement zu interessieren und an sich zu fesseln. Man möchte verzweifeln. Nein,

es ist etwas anderes, was mich herführt: Ihre Eltern sind in Sorge um Sie."

„Das sieht dem guten Vater ähnlich," lächelte Kurt, „ob er mich nicht schon im Geist in den Kellern der Dobenau an Händen und Füßen gefesselt erblickt? Die Zeiten sind doch vorüber. Das Schlimmste, was der Alte mir anthun darf, ist doch schließlich, daß er mich aus seinem Hause hinausweist."

„Ich möchte doch auch zur Vorsicht raten," meinte Bessendorf. „Nicht daß ich behaupten will, er würde in dem Augenblick, wo er den Sohn Ihres Vaters in Ihnen entdeckt, von längst begrabenen Rechten Gebrauch machen, nein, es könnte ihn vielmehr ein Moment übereilen, wo alle Rechte der Welt ihre Gültigkeit für ihn verlören. Sie sahen es neulich, er kennt sich nicht im Jähzorn. Ihre Mission ist erfüllt, reisen Sie ab."

„Meine Mission ist nicht erfüllt," erwiderte Kurt mit unnatürlicher Gereiztheit und einem feinen Rot in seinem bleichen Gesicht. „Ich pflege übernommene Pflichten in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen."

„Thun Sie, was Sie für gut finden," sagte Bessendorf mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „aber bestimmen Sie, was ich Ihrem Herrn Vater antworten soll, er zieht es vor, in Ihrer prekären Stellung auf einen direkten Verkehr zu verzichten."

„Daß ich nur mit dem Prinzen die Dobenau verlasse," rief Kurt im Tone eines Freiheitskämpfers, der auf seine Fahne schwört.

„Ich glaube, Sie fassen die Sache zu ernst auf,"

bemerkte der Kavalier mit einem feinen, ironischen Lächeln. „Was kann dem Prinzen schließlich hier widerfahren? Ich selbst mißbillige durchaus diesen Aufenthalt und werde ihn abzukürzen suchen, soviel in meinen Kräften steht. Aber ich halte ihn nicht für so gefährlich, daß Sie, dessen Lage so viel exponierter ist, sich hier unnötig einer Entdeckung aussetzen sollten."

„Sie sind überaus liebenswürdig, sich so für meine Angelegenheiten zu interessieren," sagte Kurt sehr erregt, „aber — aber —"

„Sie würden es vorziehen, wenn ich es unterließe," lachte jener. „Nun, wie Sie wollen, die Glocke läutet zu Tisch. Dieses Diner verspricht jedenfalls interessant zu werden."

Mit einer gewissen Feierlichkeit war die Tafel gedeckt, das alte Silber der Zschortas prangte darauf, und steife Blumensträuße in altertümlichen Vasen standen zu beiden Seiten. Mehrere Diener, sogar der alte Haushofmeister, der selten mehr in Gala erschien und meist von seiner gemütlichen Stube aus im verborgenen das Hauswesen leitete, eilten hin und her.

Kurt und Bessendorf fanden, als sie eintraten, nur Veit, der von ihnen keine Notiz nahm, sondern unverwandt durch das Fenster auf die Landschaft blickte. „Ein ziemlich unhöflicher Patron," bemerkte der Kavalier. Doch als eine der Flügelthüren sich öffnete und die Damen des Hauses mit Franziskas Mutter erschienen,

wandte sich der junge Zschorta jäh um und stützte dann wie von Ohnmacht angewandelt die Hand auf einen Stuhl.

Joseph riß die andere Thür auf, die Herren traten ein. Zschorta in voller Gala. Alle Orden, die sein langer Aufenthalt am Hof ihm eingetragen, prangten auf seiner Brust, an seinen Füßen klirrten die feinen silbernen Sporen.

Er trat vor die alte Dame und verneigte sich tief. Totenstille herrschte im Kreise. Veit zitterte so heftig, daß er kaum im stande war, sich auf den Füßen zu halten.

„Sie erweisen meinem Hause eine außerordentliche Ehre, gnädige Frau," sagte der Hausherr mit jener devoten Höflichkeit, die er Fremden gegenüber selten außer acht ließ, „aber ich vermisse Ihre Fräulein Tochter. Sie hat uns nicht gewürdigt, diesen Tag mit uns zu verbringen? Das thut mir leid," er betonte scharf, „in der That, das muß ich aufs tiefste bedauern."

„Es geschah auf meinen ganz ausdrücklichen Wunsch und Befehl," entgegnete die Frau mit Würde, „daß meine Tochter zu Hause blieb, ich wußte nicht, ob ihr in der Dobenau derjenige Empfang zu teil werden würde, den ich für mein Kind gewünscht hätte, Herr von Zschorta. Und so bitte ich, die vielleicht allzu vorsorgliche Mutter entschuldigen zu wollen."

„Meine gnädigste Frau," sagte der alte Herr ein wenig gereizt, „ein Gast auf Schloß Dobenau hat sich noch niemals über die Aufnahme beklagt, die er dort gefunden, darf ich Sie zu Tisch führen?"

Nachdem der Hausherr mit schnarrender Stimme ein Gebet gesprochen, wurde die Suppe herumgegeben.

Kurt saß zu unterst am Tisch, Zschorta, der stets das Recht des ersten Platzes für sich in Anspruch nahm, gerade gegenüber. Die Erregung, welche jenes Gespräch mit Bessendorf in ihm hervorgerufen, dauerte noch fort, ja sie steigerte sich, als der Prinz an Helenens Seite seinen Platz fand. Der sonst so stille und bescheidene Gast sprach in alles hinein, er bestritt dem Prinzen, daß Metternich ein Recht gehabt habe, Ypsilanti gefangen zu setzen, erinnerte sich einiger schwäbischer Kuhrezepte, über die sich Gabriele und die Kranz zu einigen suchten, und sagte dem Hausherrn zuletzt keck ins Gesicht, daß dessen Lieblingsreitpferd Anlage zur Dummheit habe.

Helene, der anfangs jeder Bissen im Munde quoll, war ihm für seine Tolldreistigkeit innig dankbar, obgleich sie nicht begriff, woher dieselbe kam. Auch als die einzige Erwiderung in der Pferdeangelegenheit, die dem Unbesonnenen von Wolf Zschorta zu teil ward, in dem ruhig hingeworfenen Worte bestand: „Bessendorf, schenken Sie dem jungen Menschen nicht so viel ein," nickte sie Kurt freundlich tröstend wie in geheimem Einverständnis zu. Merkwürdigerweise schien er von diesem Augenblick an wieder ganz verändert, schweigsam und in sich gekehrt.

Indessen das Eis war doch gebrochen, und die übrigen, die im Gefühl, als drohe die Decke des Saales über ihnen zusammenzubrechen, ihre Stimmen gedämpft hatten, plauderten nun wieder von hundert Dingen wacker drauf los. Ein feines Diner von vielen Gängen wurde ser-

viert, ausgezeichnete Weine machten dazu die Runde. Als am Schlusse ein mächtiger Brautkuchen erschien, schlug Zschorta an sein Glas und stand auf.

„Meine Herrschaften," sagte er, „es ist heute ein Tag bittrer Enttäuschung für mich. Nicht so sollte dies Mahl enden. Der Mensch ringt sich zuweilen einen Entschluß ab, der ihm gegen die Natur geht, so hatte ich mir gelobt, heute mittag den Wünschen meines Sohnes nachzugeben und seine Verlobung mit Fräulein von Kranz festlich zu begehen. Es hat nicht sein sollen. Sie selbst, verehrteste Frau, haben die Sache vereitelt, und ich muß glauben, daß der Himmel anders über die Geschicke der beiden jungen Leute beschlossen hat. Ich trinke auf das Wohl meiner lieben Gäste." Veit stieß das Glas, das er in der Hand hielt, so hart auf den Tisch, daß es zerbrach, und verließ den Saal, Zschorta nahm keine Notiz davon. Er ließ sein Glas gegen das der Frau von Kranz klingen, und die alte Dame war zu scheu und zu bestürzt, sich dem zu weigern. Aber sie rührte nichts mehr an; stumm mit Thränen kämpfend, schaute sie vor sich nieder.

Die Unterhaltung belebte sich nicht wieder, der frohe Geist war fort, es war, als hätte ihn jemand erschlagen.

„Lassen Sie mich nach Hause," bat Frau von Kranz Helene, als man sich erhoben hatte und im Salon den Kaffee einzunehmen ging, „lassen Sie mich gehen! Ich kann nicht länger hier bleiben im Hause dieses grundschlechten bösen Mannes. Er ist ein Teufel. Gott behütete mein Kind, er wollte nicht, daß es in solche Hände

fiele! Glauben Sie im Ernste, daß er auch nur einen Augenblick daran gedacht hat, die beiden glücklich zu machen?"

Helene konnte nicht antworten.

„Sie wissen, daß das alles Lüge ist," sagte die alte Frau mit brechender Stimme, drückte dem Mädchen die Hand und ging hinaus. Langsam und traurig kehrte Helene in den Salon zurück.

„Was denkst du?" frug sie der Alte rauh.

„Ich?"

„Ja, du. Es schien mir, als beschäftigtest du dich mit tiefsinnigen Reflexionen. Ist die Kranz fort?"

„Ja, sie wollte nicht länger bleiben. Mir fiel nur eben ein Wort ein, das ich kürzlich aussprechen hörte: ‚Ich helfe mir mit kleinen Perfidien, während ihr gleich zu gewaltigen Streichen ausholen müßt.' Mir ist ein ehrlicher Hieb lieber als solche kleine Perfidien, Vater."

„Jedes zu seiner Zeit. Sieh mich nicht mit deinen heiligen Cäcilienaugen an, Gabriele! Der alte Zschorta ist nicht zu ändern. Wärest du meine Frau geworden, ich hätte dich leichter auf die Seite der Unheiligen gezogen, als du mich in die Schar der Weißgekleideten. Das ist so der Lauf der Welt. Trotzdem freut mich's, daß du für mich betest. Thust du es noch? Wo sind die Herren?"

„Sie fechten mit den alten Säbeln nebenan im Billardsaal," berichtete Joseph. Zschorta stieß die Thür auf, Kurt und Bessendorf erprobten spielend die altgewohnten Künste. Der Prinz stand dabei als Sekundant und Unparteiischer in einer Person.

Man endete und trat wieder in den Salon. Einige Zeitungen, die zur Hand lagen, lieferten Gesprächsstoff; sie lauteten sehr unruhig, die Nachrichten aus Belgien trafen ausführlicher ein, auch in Braunschweig und Sachsen gärte die Bewegung. Den Prinzen schien das alles wenig zu interessieren, er setzte sich mit Helene an eine Partie Schach, und es war, als ob seine Hände sich mehr, als nötig gewesen wäre, in der Nähe der ihrigen zu schaffen machten, eine Bemerkung, die Werbers Unruhe noch erhöhte.

Wolf Zschorta sah sich einigemale suchend um; offenbar vermißte er den Sohn. Seine Stirn verfinsterte sich, seine Hände gerieten in nervöse Bewegung, aber er äußerte sich nicht.

Er trat ans Fenster und starrte in das drohende Gewölk, das jetzt einer finstern Wand vergleichbar den ganzen westlichen Himmel einnahm. Kein Blitz flammte darin auf, kein Windstoß brachte das Wetter näher, Totenstille lag über Burg und Fluß und Thal. Es war, als zöge die Nacht herauf, eine Nacht, der kein Morgen folgen kann.

„Schließt die Läden," befahl der Schloßherr den Dienern, „diese zuletzt, wenn das Wetter ganz nahe kommt. Wo ist mein Sohn?"

„Hier," sagte eine Stimme von der Thür her. Alle horchten auf. Es lag etwas Beängstigendes in dem Ton, und doch klang er so ruhig. Wolf blickte nach dem jungen Mann, der bewegungslos mit verschränkten Armen am Pfeiler lehnte, und biß sich auf die Lippen.

So drohend stand das Gewitter nicht über dem Wald, wie die Wolke zwischen Vater und Sohn.

„Was wünschest du von mir?“ fragte Veit, und es klang metallisch durch den Raum wie Trompetenton, der zur Schlacht ruft.

„Nichts.“

„Sie spielen nicht aufmerksam,“ sagte der Prinz zu Helene, „nehmen Sie diesen Zug zurück, er kostet Sie die Königin.“

„Ich nehme nie einen Zug zurück.“

„Und dieser ist noch weit schlimmer. Schach und Matt!“

Helene erhob sich wie aus Fesseln befreit, ihr Blick galt dem Vater und dem Bruder. „Ich werde doch selbst nachsehen, ob, wenn das Wetter kommt, alles in Ordnung ist,“ bemerkte der erstere, „bitte, meine Herrschaften, lassen Sie sich nicht stören.“ Es war fast, als scheue der alte Zschorta die Gegenwart des Sohnes.

„Ich möchte dich nachher noch sprechen, Papa,“ äußerte Veit vortretend.

„Auf meinem Zimmer erwarte ich dich,“ entgegnete der Freiherr und ging hinaus.

„Veit!“ rief Gabriele trotz ihres leidenden Körpers lebhaft aufspringend, „du bist wahnsinnig, wenn du ihm folgst. Ihr beide in dieser Stimmung! O ihr guten Engel, helft, steht uns bei!“ Sie faßte seinen Arm. „Alle Tage sind dein, Veit, den heutigen überlaß dem Herrn! Ich selbst gehe zu deinem Vater und sage ihm, daß ich dir dein Verlangen ausgeredet. Ich bitte ja

nicht, daß du Frieden mit ihm halten sollst, aber nur heute, — nur heute bleibt einander fern!"

Veits Gesicht verzog sich im Scheine des gewitterhaften Lichtes zu einem grausigen Lächeln. „Der Vater, wie er leibt und lebt," dachte Helene und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„Was denkst du, Tante?" sagte er, „Wolf Zschorta und ich, wir kennen uns viel zu gut, um in der Weise, wie du denkst, vorzugehen. Es ist eine Kleinigkeit, die ich mit ihm besprechen will, ich reite nachher nach Frauenfels wegen der Jagden und muß mir noch nähere Anweisungen holen. Wie gesagt, du sorgst dich ganz umsonst, laß mich frei!"

„Lügst du?" frug Gabriele.

„Lügen die Zschortas auch?" fragte Veit mit mattem Scherze.

„Ja, wenn sie der böse Geist ganz in seiner Gewalt hat." Auch der Prinz war hinzugetreten. „Wir bedauern Sie herzlich, Herr von Zschorta," sagte er, „aber bei einem solchen Vater kann nur Geduld und Sanftmut zum Ziele führen. Sie werden ihm nicht mit Trotz und Gewalt entgegentreten wollen?"

„Was denken Durchlaucht! Und auch du, Schwester? Ich verspreche alles Beste." Er ging hinaus.

Helene folgte ihm auf dem Fuße. „Du lügst," sagte auch sie, als sie mit ihm allein draußen auf der dunkeln Stiege stand. „Gib dir keine Mühe, mich täuschest du nicht. Veit, lieber, einziger Veit, denk an das sonnige Thal, das wir heute morgen schauten, denke

an Wolfersdorf. Geh nicht hinauf! Nur heute geh nicht hinauf."

Er umfaßte die Schwester und küßte sie zum erstenmale im Leben warm und innig. Ein welkes Weinblatt hielt er gedankenlos in den Fingern, er warf es weg und faltete die Hände, als wollte er beten.

Oben öffnete sich eine Thür. „Sage meinem Sohn, Joseph, wenn er kommen will, so mag er sich beeilen, ich bin es nicht gewohnt, zu warten."

Veit ging hinauf.

Helene konnte sich nicht entschließen, in den Salon zurückzukehren. Auf die rauhen Sandsteinstufen der Treppe kauerte sie sich nieder und schaute durch das niedrige Turmfenster hinaus auf die wetterumzogene Landschaft. Grell und unvermittelt zuckte ein Blitz vor ihren Augen nieder, rollender Donner folgte nach.

Es war so dunkel. Sie fühlte ein banges Frösteln in all der Schwüle.

Vor ihren Füßen lag das Weinblatt, sie hob es auf. Ein Riß war darin. Es schien ihr, als fühlte sie ein Bedauern darüber — — Was ging das Weinblatt sie an?

Und nun kam ein Windesbrausen über das Schloß und schüttelte die Fensterrahmen, daß sie ächzten und die Scheiben in dem vertrockneten Holze klirrten. Regentropfen, Hagelkörner, Staub und kleine Steine schlugen gegen das Glas.

Da fiel ein Schuß — — —

Neuntes Kapitel.

Vielleicht war es Donner gewesen, ein naher Schlag, der mit lautem Knall einsetzte. Nein, so klang das nicht. Unten öffnete sich die Thür des Salons, Helene hörte die Stimmen der Herren in lebhaftem Streite. Auch sie hatten den Ton vernommen. Das Mädchen drückte sich scheu in die Nische, um nicht gesehen zu werden, und stieg dann leise weiter hinauf. Es war still in dem Gebäude uud so finster wie in einer Gruft. Draußen strömten die Wassermassen nieder, einzelne Hagelkörner flogen mit klirrendem Anschlag gegen Fenster und Rinnen. Helene stand jetzt auf dem Korridor des ersten Stockes und sah sich um. Mit tiefem Erschrecken bemerkte sie im ersten Fenster eine weibliche Gestalt, regungslos in das Wetter starrend, es war das neue Stubenmädchen. Sie trug sich einfach, ohne der Mode des Tages zu achten, ein schlichtes, weißes Häubchen barg ihr Haar, und ein dunkles Kleid fiel schlicht an ihr herab. So war sie bis jetzt still, einer Nonne nicht unähnlich, ihren Pflichten nachgegangen.

Die Erscheinung war Helene unsympathisch, dennoch empfand die stolze Tochter des Hauses in dem Grauen dieser Stunde eine Regung von Wärme, als sie wahrnahm, daß ein menschliches Wesen neben ihr atmete.

„Was war das, Martha?“ flüsterte sie.

„Ein Schuß.“

„Wo?“

„In des gnädigen Herrn Zimmer.“

„Und — — dann?“

Es war keine Antwort nötig, denn die Thür öffnete sich und heraus trat Zschorta selbst. Er drückte die Klinke hastig hinter sich zu, that drei Schritte vorwärts und stand dann still. „Du hier?“ herrschte er Helene an, „und auch Martha? Fehlt nur Wilhelm noch! Oder steht auch er schon bereit?“ Er schaute wild um sich. „Wollt ihr alle mit eins über den Alten herfallen, damit er zu Kreuze krieche? Versucht es, noch bin ich der Herr in diesem Hause!“

„Besinnen Sie sich,“ sagte Martha leise und warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Was ist geschehen, Vater?“ fragte Helene.

Er antwortete nicht, legte nur, als ob ihm die Sinne vergingen, die Hand vor die Augen. Helene sah nicht nach ihm hin, sie erfaßte die Thür und wollte ins Zimmer treten.

„Nein, bleib,“ wehrte er mit heiserer, erlöschender Stimme. „Da drinnen ist nichts für dich, Mädchen, der dumme Junge, — der Veit — in seiner thörichten Raserei — — hat sich erschossen. Ja,“ sagte er hastig, „er erschoß sich in meiner Gegenwart, ich konnte ihn nicht daran hindern. Geht nicht hinein, er hat die Augen nicht geschlossen, es sieht so — grausig aus.“

Und Helene bemerkte, wie der herunterhängende Arm

des Mannes sich schlotternd hin und her bewegte, sie hatte nie Ähnliches gesehen. Kein Mitleid, etwas wie Verachtung überkam sie; ihn beiseite schiebend trat sie in das Zimmer und schloß hinter sich zu.

Es war nicht grausig bei dem Toten in dem Dunkel und bei den zuckenden Blitzen. Der Körper in ihren Armen war noch warm, noch ebenso warm wie vor kurzem, da er sie geküßt hatte. Er lag still an ihrer Brust, ihr Eigentum, wie Liebe nur zu eigen geben kann. Sie hatte ihn zu erlösen gehofft mit dieser Liebe. Nun war er tot. Gestorben in Sünden. Aber ihr starkes, stolzes Gefühl lebte noch, himmelhoch flammte es auf und leuchtete wie Scheiterhaufenglut auf den Gräbern der Helden.

„Mein Veit! Mein Bruder!“ sagte sie leise, und die Zärtlichkeit quoll wie ein goldner Strom aus ihren Augen, die noch nicht gelernt hatten zu weinen.

Es blieb still im Hause. Wolf Zschorta und die Dienerin hatten sich entfernt.

„Mein lieber Veit,“ sagte Helene noch einmal und küßte die Wimper, die sich unter ihrer sanften Hand geschlossen hatte. Sie dachte, daß sie jetzt zum letztenmal mit ihm allein sei, und wieviel sie ihm noch zu sagen habe.

Was? Was hatte sie ihm noch zu sagen? Er war tot. Kein Wort von ihr erweckte in ihm mehr Reue, konnte ungeschehen machen, was geschehen war.

Er stand vor seinem Richter.

Hatte er auf den Vater gezielt, als ihn die Kugel

traf? Starb er wirklich von eigener Hand? Welche Schuld war die größere?

„Gott! Gott!“ stammelte sie, „du bist barmherzig und von großer Güte, du richtest ihn nicht! Du darfst ihn nicht richten, denn ich habe ihn lieb! Meine Liebe ist so stark wie dein Gericht, viel stärker als die Wasserfluten draußen und deine Blitze und der Tod! Ich lasse ihn nicht, ich bitte ihn los, du mußt dich sein erbarmen, Vater!“

Sie hatte den Toten mit ihren starken Armen auf das Ruhebett getragen und wusch ihm das Blut von der Stirn. Dann saß sie wieder neben ihm, schwer konnte sie sich dort losreißen. Das Wetter ließ nach, es wurde heller in den Wolken; was zurückblieb, war ein kalter, fröstelnder Herbstregen, der wie Thränen niederrieselte.

Es mochte wohl eine Stunde vergangen sein, als Helene wieder in den Salon trat, bang blickten die Zurückgebliebenen ihr entgegen.

„Es ist ein Unglück geschehen,“ sagte sie, „mein Bruder hat sich erschossen. Er liegt in Papas Zimmer auf dem Sofa, und ich bitte sie herzlich, Herr Schmidt, übernehmen Sie die Anordnung, daß man die Leiche nach dem Gartensaal bringe. Meine Mutter stand dort“ — sie brach in einem Sessel zusammen und verhüllte ihr Gesicht.

„Helene, mein Kind, — ich träume — ist so Schreckliches möglich?“ rief Gabriele, „wie furchtbar! Wo ist dein Vater?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dann will ich ihn suchen gehen, wie traurig mag ihm zu Mute sein?“ Weinend verließ sie das Zimmer.

„Das ist der Trost, den ich bei ihr finde,“ dachte Helene bitter. Sie achtete wenig auf die Umgebung. Als sie wieder emporsah, war der Salon leer.

„Allein in meiner Not,“ sagte sie laut vor sich hin. Ein altes Marienbild hing an der Wand mit knochigem Gesicht und unschönen Zügen, es hatte einen menschlich warmen Ausdruck in den Augen, und Helene wähnte, es blicke mit Teilnahme auf sie nieder. „Wo ist er hin?“ fragte sie hinauf, „und wird Gott ihm gnädig sein? Wenn nicht, so mag auch ich kein Erbarmen finden, wenn ich dereinst vor dem Richter stehe.“

Und das Bild sah mit demselben Ausdruck friedvollen Mitleids vor sich nieder, mit dem es all die hundert Jahre auf die irrende Welt geschaut hatte.

Die Hand des jungen Mädchens krampfte sich zusammen. Das war gemaltes Leben. Die Wirklichkeit, wie that sie sich wild und ungeordnet vor ihrem Blick auf? Chaotische Gewalten hausten da, die sich untereinander befehdeten, und jede einzelne hieß ein Mensch.

Die Thür öffnete sich leise, Kurt trat herein. „Es ist alles besorgt,“ sagte er und setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl. Er hielt es nicht für rücksichtsvoll, sie mit ihrem Schmerz allein zu lassen, wie es der Prinz gethan hatte.

„Was ist der Mensch? Sagen Sie es mir,“ rief Helene verzweiflungsvoll, „sind wir nur dazu da, daß

einer den andern aus dem Wege dränge, den er selber zu wandeln begehrt?“

„Nein, wir sind dazu da, den Willen des Einen, des Heiligsten, zu erfüllen.“

„Zu sollen, nicht zu wollen,“ rief sie bitter.

„Zu wollen, was wir sollen.“

„Und was sollte Veit? Da sehen Sie die Unhaltbarkeit Ihres Satzes. Wo lag seine Pflicht? Was verlangte jener heiligste Wille von ihm? Das Mädchen zu verlassen, dem er Treue geschworen?“

„Still zu sein, zu hoffen, zu lieben und zu leiden.“

„Wir Dobenaus können nicht leiden, nur handeln können wir.“

„Jeder Christ kann es.“

„Es ist Feigheit.“

„Stärke ist es, mit Bewußtsein und Absicht um etwas zu leiden. Es ist eine Kraft, die durch nichts überwunden wird.“

„Ich kann nicht denken, mein Kopf schmerzt wie im Fieber, und doch steigt dies alles so verworren, so qualvoll vor mir empor. O Veit! Veit! Er hat mich geküßt zum Abschied! Er hatte mich lieb. Ich habe nun niemand mehr, der mich liebt — auf dieser weiten, schaurigen Erde niemand.“

Kurt saß stumm, er widersprach ihr nicht. „Ich will eine Lampe bringen lassen,“ sagte er endlich, „es ist so dunkel.“ Seine Stimme klang seltsam verschleiert, ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

„Sie weinen?“ rief Helene überrascht aus, warum

weinen Sie? Über mein Schicksal? Über das Veits? Sagen Sie doch!"

„Ich weine nicht. Mir ist nur — so eigen. Es wird eine Erkältung im Anzug sein, verursacht vom Regen," erwiderte er ausweichend.

„Ja, bestellen Sie Licht," befahl sie enttäuscht und kühl.

Mit der Lampe kam auch Wolf Zschorta herein. Sein Zimmer wurde gereinigt, und er konnte sich dort nicht aufhalten, wie er sagte. Eine gleichmäßig finstere Ruhe lag über dem Wesen des seltsamen Mannes. Er nahm mehrere politische Journale zur Hand, las die Leitartikel mit großer Aufmerksamkeit durch, machte auch einige Bemerkungen gegen Helene, die kurze Erwiderungen fanden.

So ging der Abend hin. Eine schaurige Nacht voll Sturm und Gebraus kam für die Bewohner der Dobenau. Im Winde schlug ein geöffnetes Fenster krachend auf und zu, aber niemand erhob sich, um es zu schließen.

Und der Tag, der dann anbrach, war um nicht viel besser.

„Ich hätte fast Lust, abzureisen," sagte der Prinz zu Bessendorf, „Sterbegesänge und Leichenpredigten gehören nicht zu meinen Passionen. Dergleichen kommt einem noch immer früh genug. In X. stellt man morgen lebende Bilder bei Frau von Bünau. Sagten Sie nicht so, Bessendorf?"

„Befehlen Durchlaucht, daß ich auf morgen früh die Wagen bestelle?"

„Nein es geht nicht. Wir können doch wahrhaftig in diesem Augenblick unsern Wirt nicht verlassen. Nein, es muß ein frommer Wunsch bleiben bis nach dem Begräbnis."

„Aber dann!" rief der Kavalier, voller Freude aufatmend.

„Ja, dann fort aus diesem unheimlichen Hause," sagte Ludwig Ernst, scheu um sich blickend, als fürchte er ein Gespenst in den Ecken kauern zu sehen, „fort! Das letzte Fräulein von Dobenau ist mir ein wenig verleidet. Mit diesem Geschlecht ist nicht zu spaßen."

Werber konnte nicht arbeiten. Es war still um ihn her, der leise rieselnde Regen störte nicht, im Hause herrschte ungewöhnliche Ruhe, dennoch förderte der junge Mann seine Aufgabe in keiner Weise. Er hatte gut vorgearbeitet, eine gewisse Ordnung war schon eingetreten, das Ende der ganzen Sache schien mit leichter Anstrengung erreichbar, und dennoch kam er nicht vorwärts.

Warum nicht?

Warum stand er am Fenster und starrte hinaus in das tropfende Naß, auf die flatternde Ranke, die der Wind hin und her warf?

Er konnte nicht denken. Ein traumhafter Zustand hatte sich seiner bemächtigt, er schloß die Augen und sann den Bildern nach, die seine Phantasie wob. Es waren stets dieselben: Helenens schlanke Gestalt in der Hilflosigkeit des Schmerzes zusammengesunken, und vor

dem roten Sammet des Polsters ihre großen, dunkeln, hilfesuchenden Augen. Was hätte er ihr jetzt nicht sagen mögen, nun es zu spät war? Dort floß ihm das Wort so schroff, so karg vom Munde. Wie ein Priester hätte er mit ihr reden mögen, wie ein Freund. Die Stunde war vorüber, ob sie jemals wiederkehrte?

Was durfte er ihr sein? Was sie ihm? Er schob das Tintenzeug zurück und legte den Kopf auf die verschränkten Hände. Das Herz war ihm so schwer. Er hätte weinen mögen, als wäre es das Schicksal der ganzen Welt, was ihn bedrückte, und doch erfüllte ihn ein geheimes Wonnegefühl, das er nicht verstand.

Als er sich aufrichtete, hatte der Regen nachgelassen. Er sah nach der Uhr, Stunden waren hingegangen, er wußte nicht wie. Ein Schriftstück lag vor ihm, ohne Datum und Jahreszahl, es bezog sich auf ein anderes Schreiben, das er suchen mußte. Es war unterblieben.

Die Tischglocke sammelte die Bewohner des Hauses zu einem stillen Mahle, nachdem der Physikus und die Gerichtspersonen, welche sich eingefunden, das Schloß wieder verlassen hatten. Da alles in Richtigkeit befunden worden, — wer hätte auf der Dobenau eine Einwendung erhoben? — sollte morgen schon das Begräbnis stattfinden, denn es war warm und feucht nach dem Regen.

Nach beendigter Mahlzeit ging jeder wieder seines Weges. Helene war nicht dazu erschienen. Was der Prinz angab, um den Tag hinzubringen, wußte niemand, und niemand dachte darüber nach. Kurt Werber ging leise nach dem Saal hinüber, wohin man den Toten gebracht hatte.

Auf einem erhöhten Lager ruhte die Leiche, mit Tüchern bedeckt und verhangen. Nahe davor saß eine weibliche Gestalt. Durch die geschlossenen Jalousien kam ein geheimnisvolles Licht herein, es fiel auf Blumen, die am Fußboden verstreut lagen, aus Körben quollen und sich unter geschickten Händen zum Kranze einigten. Rosenduft zog süß berauschend durch das Halbdunkel, die Reize des Lebens blühten zu Ehren des Toten.

„Wer kommt?" frug Helenens Stimme in ihrem tiefen Altton.

„Nur ich," entgegnete Werber, alles war wieder still. Helene band weiter. Sie hatte noch keine Trauer angelegt, auf ihrem farbigen Kleid lagen die farbigen Blumen, als ginge es zum Feste.

„Sie sind allein?" frug Kurt leise.

„Ja," entgegnete sie, „ich bin mit ihm allein. O, es ist süß! Wir sind nun in alle Ewigkeit verbunden, nicht geschieden. Ich habe ein Heiligtum, das keine Gewalt mir mehr antasten kann. Er hielt so friedlich aus, wie nie im Leben. Gott hat sich seiner erbarmt, er muß — er muß sich seiner erbarmt haben!"

„Er erbarme sich auch unsrer," sagte Kurt fromm.

„Auch unsrer — — ja. Ja. Wir haben es vielleicht auch nötig. Ich hatte das ganz vergessen. Ich vergesse so viel jetzt! — Welchen Tag haben wir heute?"

„Montag."

„Erst Montag! War es denn gestern — — — denk'

ich doch, Jahre wären seitdem vergangen. Eine lange Zeit, von gestern zu heute. Mich friert."

„Mich dünkt, Sie sollten sich wärmer kleiden," äußerte Kurt mitleidig.

„Und — dunkler," sagte sie mit Grauen. „Ja, ich will. Bis jetzt war es so schön hier, und ich flog mit ihm durch den Himmel, an all den unsterblichen seligen Geistern vorüber, die er nun schauen darf. Ich werde die Stunden nie vergessen, die ich durchlebte. Was weiter kommt, ist öde und traurig. Ich bin — so — müde. Mir sind die Flügel noch nicht so gewachsen wie ihm. Hätt' ich nur eine Mutter, die mich in ihre Arme nähme, mich ein wenig pflegte! Nicht Tante Gabriele, die ist mir zu heilig! Könnt' ich nur wenigstens den Kopf anlehnen, — er ist so schwer."

„Lehnen Sie sich an mich," sagte Kurt in eifrigem Mitleid, „denken Sie, ich sei ein lebloser Gegenstand."

„Sie sind aber kein lebloser Gegenstand," entgegnete sie, sich aufrichtend. Ihre großen Augen flammten ihn sonderbar an. Er wurde glühend rot.

„Entschuldigen Sie," sagte er leise.

Sie hatte ihn schon wieder vergessen, die letzten Rosen fügte sie in den Kranz und erhob sich. Rechts und links fielen Blumen aus ihrem Kleide auf den Boden nieder. So stand sie wie ein geheimnisvolles Wesen im Glanze der Jugend und Schönheit, im Dämmerlicht, von Blüten umgeben, und aus den Augen glühte ihr der Ernst einer kämpfenden Seele.

Sie legte den Kranz auf die Brust des Toten und ging hinaus.

Das Wetter hatte sich gebessert. Gegen Abend hörte der Regen ganz auf. Kurt trat in den Garten und sah auf das Thal hinunter. Es war Herbst geworden in diesen zwei Tagen, die Beeren am Elsbeerbaum färbten sich rot, das Laub verblich, kühl wehte der Wind über die Stoppeln. Auch Bessendorf schritt zwischen den verschnittnen Hecken auf und ab.

„Ich kann Ihnen eine frohe Nachricht bringen," flüsterte er Kurt zu, „wir reisen ab."

„Reisen ab."

„Ja, meinem Prinzen wird die Luft hier oben zu rauh, wir wollen ein milderes Klima aufsuchen. Jetzt halten auch Sie wohl ihre Aufgabe für erledigt?"

Er lachte boshaft und ging in das Haus zurück.

Kurt lehnte sich über die Brüstung. Schreiend sammelten sich die Vögel zu Hauf, als dächten sie an die Heimfahrt. Hoch im Blauen flog ein Falke vorbei. Wohin? Er verschwand in der Ferne, der blauen Ferne, die sich hinter den Bergen verlor. Dort lag die Welt, der Kurt angehörte.

Nicht lange mehr, und auch er kehrte dorthin zurück.

Ein Volkslied fiel ihm ein, das er auf seinen Wanderfahrten gehört; in halblauten Tönen summte er die Weise vor sich hin.

„Und wenn's halt vorbei ist,
Nehm' ich's Ränzel wieder auf.
Da wandr' ich halt weiter
Ins Gebirge hinauf.

Und wenn's halt vorbei ist, — —
Steht drob'n a Felsen gut,
Da schaut eins hinunter
In die dunkelblaue Flut.

Und wenn's halt vorbei ist — —
A Sprung und a Satz — —
B'hüt Gott, du schöne Erde!
B'hüt Gott, du mein Schatz!"

Wenn es vorbei ist! Alles, alles vorbei! Auf immer!

Was vorbei? Was bannte den Sohn eines Werber an die unheimliche Feste seines Feindes? Hatte er in jenen grauen Mauern, die so viel böse Früchte reifen sahen, das Glück zu erhaschen gehofft? Nichts dergleichen. Und doch hatte er ein Glück dort gefunden, das größte, was Menschenherzen widerfahren mag.

Kurt fühlte es, wie er langsam den Berg hinunter, dem Wasser zu schritt. Wie die Zweige sich regten und wie die Falter hin und wieder flogen, das hatte er nie zuvor geschaut. So hatte er's nie geschaut. In alten Mären steht wohl zu lesen, wie ein Mensch verwandelt durch den Wald geht und vernimmt die Sprache der Vögel und was die Welle geschwätzig ausplaudert und des Berges stummes, uraltes Wort. Nun ward es ihm Wahrheit. Ein leises Getön kam in sein Ohr wie Musik und schwand im Winde. In den Blättern saßen Vögelein und flohen

nicht, wenn er vorüberging, traulich blickten sie ihn an. „Weißt du nun," schienen sie zu fragen, „warum die Nachtigall singt, wenn der Frühling kommt? Verstehst du das tiefe Weh, die jauchzende Seligkeit, die durch das Lied zittern und die kleine Brust zu zersprengen drohen? Und weißt du, warum wir im Wipfel verborgen, Halm auf Halm zärtlich bergen zum Neste? Wir sind nicht allein bei solchem Werk. Eine ist bei uns. Eine lauscht im Gezweig versteckt unserm Gruß. Bleibe draußen, neckischer Sonnenstrahl! Nur verstohlen zittre durch des flüsternden Laubes verhüllende Schleier. Wir bedürfen deiner nicht. Ein wunderbar süßes Geheimnis liegt verborgen im Schoße der Schöpfung, wir wissen darum, wir kleinen Vöglein im heimlichen Neste, das keiner ahnt und kennt. Ein Born quillt in verborgenem Schacht, daraus flutet das Leben, ewig verrinnend, ewig erneut. Dürstet dich nach seinem Wasser, einsamer Wanderer?"

Die Dobe rauschte zu Thal, stärker als sonst brachen die Wellen sich am zerklüfteten Grünstein und fluteten über das Weidicht am Ufer. Schilfgras und Dornengestrüpp wuchs am Flusse empor, blaue Libellen flatterten unvermutet auf und verschwanden dann rätselhaft, wie sie erschienen. Ein Weidenbusch hing sein Gezweig tiefer zum Wasser herab, und die neckischen Fluten schaukelten senkend und hebend ihr trautes Gespiel. So eint sich alles: zum Scherze, zur Freude, zum Ernst. Allein sein ist die graue, leblose Dämmerung, die dem werdenden Tage vorhergeht oder um den geschiedenen trauert. Wer möchte allein sein?

Allein fürs Leben?

Wer liebt, ist nicht allein. Wie der rote, schneidende Sonnenstrahl auf dem Wasser glüht und sagenhaftes Gold aus der Tiefe heraufbeschwört, so wirft auch entsagende Liebe unzerstörbaren Glanz über ein Dasein karg an Glück.

Kurt Werber hatte sich auf einen Felsblock niedergelassen. Er vergaß die grüne Dobe und den glitzernden Sonnenstrahl und die Vöglein im Walde. Ein bleiches, dunkeläugiges Mädchen stand vor seinem Auge; ein dämmeriges Zimmer, in dem ein Toter lag, war der Raum, in dem seine Seele lebte. Was er dachte, hatte Flügel und fügte sich von selbst in den Reim. Zuweilen sprach er es halblaut über die Wellen hin:

„Muß ich dich auch bald verlassen,
fern von dir im Leben stehn,
Fühl' ich doch um meine Seele
ewig deinen Zauber wehn;
Fühl' ich doch, mit starken Banden
hältst du ewig mich gebunden,
Und die Wunde, die hier blutet,
nur bei dir kann sie gesunden.

Rauscht, ihr Wasser, hin zu Thale,
rauscht vorbei ins weite Meer!
Auch die Stunde zieht vorüber,
die uns scheidet bang und schwer.
Doch was nimmer weicht noch wechselt,
meines Herzens heißes Fühlen,
Kann das kalte Naß der Woge,
kann der Thräne Tau nicht kühlen.

Immer will ich stumm dich tragen,
tief im Herzen treu und rein,
Mag auch über unsern Häuptern
flammend ziehn der Wetterschein.
Magst du mein auch nie gedenken,
deiner denk' ich doch mit Schmerzen,
Bis der Ruhe dunkler Bote
Ruhe bringt auch meinem Herzen.

Er klomm am Felsen empor, und an verborgener Stelle schnitt er in einen Buchenstamm ein Herz mit den Buchstaben: H. v. Z. und K. v. W. ein.

Zehntes Kapitel.

Der Tag der Beerdigung war gekommen. Eine düstere Feierlichkeit lag über den Vorbereitungen, altertümlicher Prunk entfaltete sich bei den letzten Ehren, die man demjenigen erwies, der im Leben so karg an Freud' und Ehr' gewesen war. Von weither kamen unter der Maske teilnehmender Freunde die Neugierigen herbei, denen die Dobenau sonst ein Buch mit sieben Siegeln war, ein Buch, das in jener romantisch gestimmten Zeit Interesse erregte.

„Er hat sich erschossen."

„Warum hat er es gethan?"

„Weil der Alte die Heirat mit der kleinen Kranz nicht zugeben wollte."

„Sie soll ein leichtsinniges Ding sein."

„Wer sagt das? Ich kenne sie und lasse nichts auf das Mädchen kommen."

„Vom letzten Kasinoball hat sie ein anderer heimgeführt."

„Ich weiß auch wer."

„Die Mutter war dabei."

„Die? Was kann die ändern?"

„Der Alte hat ganz recht."

„Er hatte nicht das Recht, seinen Sohn wie einen Sklaven zu behandeln. Warum schickte er ihn nicht in die Welt? Der Freiherrndünkel steckt ihm noch im Sinn, er ist nichts Besseres als andere Menschen.“

„Wäre ich der Sohn gewesen, ich hätte mich nicht so behandeln lassen. Ich hätte es dem alten Sünder schon sagen wollen.“

„Du Hasenherz! Was hätte er mit dir angefangen! Du wärest der erste nicht, der schlechte Folgen von der Begegnung davontrüge.“

„Er hat schon auf Festung gesessen.“

„Er gehörte ins Zuchthaus.“

„Man sollte ihm einmal vors Quartier rücken. Die Zeiten sind vorbei, wo man sich von der Art alles gefallen ließ. Tüchtig durchhauen!“

„Ich will nichts gesagt haben, aber war man dabei, als der Sohn sich selbst erschoß?“

„Das wird mir zu arg,“ meinte ein stämmiger Pächter, „nicht lange, so werdet ihr den alten Herrn leibhaftig mit Pferdefuß und Schweif einherspazieren sehen. Wo euch etwas ungewöhnlich erscheint, da macht ihr gar ein Gespenst draus.“

„Da ist der Pfarrer.“

„Er ist ein Frommer. Ich bin neugierig, was er dazu sagen wird.“

„Daß er ihn überhaupt begräbt, nimmt mich wunder, die Art läßt sonst Selbstmörder ohne Sang und Klang einscharren.“

„Wenn's nun kein Selbstmörder ist?“

„Still! Verbrenn dir den Mund nicht. Da ist eine Dame.“

„Es die Schwester des Toten.“

„Eine schöne, schlanke Gestalt. Wie der lange, schwarze Schleier sie gut kleidet. Und wer steht bei ihr? Er trägt Orden an der Brust.“

„Kennst du den Prinzen Ludwig Ernst nicht? Er ist hier zu Gast.“

„Sie beginnen zu singen.“

„Er wird sie führen.“

„Nein, sieh doch, sie geht allein. Ganz allein. Es ist schwer für ein Frauenzimmer.“

„Nein, der Alte geht mit ihr.“

„Es ist aber viel Raum dazwischen.“

„Wir müssen singen. Kommt, was ist es für ein Lied?“

Der Zug bewegte sich nach der Kapelle, im gotischen Portale verschwand der Sarg, Veit Zschorta kehrte nicht mehr daraus zurück. Als die letzten der schwarzgekleideten Männer das Innere betreten hatten und der Schloßhof leer war, hüpfte ein neugieriges Vöglein dicht vor die halbgeöffnete Thür, lauschte einen Augenblick und flatterte dann rasch, wie erschreckt, weit in die Lüfte hinaus.

Drinnen unter den Kreuzgewölben war der Gesang verstummt, und der Geistliche stand nun am Sarge, eine Erscheinung wie der Prediger der Wüste, der dem irrenden Menschengeschlecht zurief: „Erkennet eure Schuld, es ist Zeit.“

Er nahm zum Texte den ersten Vers des vierzehn-

ten Psalms: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott.“ Und er unterschied solche, die es nur denken im Verborgenen, sich selbst kaum bewußt, und solche, die es aussprechen, die danach handeln.

Aber der Herr schaut vom Himmel auf der Menschen Kinder.

Aller Augen hingen an dem Manne, der so sprach. Es war, als sähe er das Antlitz des Heiligsten leibhaftig in den Wölbungen der Decke, mit jenem Ausdruck, der da sagt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Da fühlten sie es alle, was jener empfand; ein Schauer durchrieselte auch die Gleichgültigsten.

Die Rede war kurz. Der Persönlichkeit des Toten, seiner verwandtschaftlichen Beziehungen, der Art seines Todes wurde wenig gedacht. Jeder atmete auf, als sie vorüber war.

Und der Pfarrer erhob seine Hand und sprach laut und vernehmlich den Segen über den Toten.

Ächzend begannen die Träger den Sarg in die Gruft zu senken. Die Treppe war steil und schlüpfrig, die hinabführte. Endlich war das Werk vollbracht, und auch die Hauptleidtragenden begannen hinunterzusteigen. Helene hatte einen der Kränze erfaßt, als letzten Gruß auf ihres Bruders Lagerstatt. Ihr schwindelte; war es der starke Duft der Rosen, die dumpfe, kellerartige Luft des halbdunkeln Raumes? Dicht aneinandergepreßt standen die Menschen, kein freier Atemzug war möglich. Die Träger kamen wieder herauf und schritten dicht an Helene vorüber. Sie mußte sich an die Wand drücken, um sie vor-

beizulassen. Einige dicke, summende Fliegen hatten sich hierher verirrt und schwirrten frech um die Blumen in des jungen Mädchens Händen. „Unverschämtes Zeug,“ sagte einer der Träger und fing danach, „die müssen doch gleich zur Hand sein.“

„Zur Hand?“ — Ein entsetzliches Verständnis tagte Helene. Der Kranz entfiel ihrer Hand, sie tastete um sich. Eins der surrenden Insekten flog dicht an ihrem Gesicht vorbei — sie stieß einen Schrei aus, schlug danach und hörte auf zu denken.

Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie, daß ein Arm sie umfaßt hielt und eine freundliche Hand ihre Stirn mit wohlriechendem Wasser badete. Sie wurde gewahr, daß es die Sakristei war, in der sie sich befand. Vor ihr stand Gabriele, eifrig um sie bemüht, und Ludwig Ernst, der Helene hierhergebracht hatte.

Der Prinz fiel ihr auf. Sein Gesicht war ernst, wie sie es noch nie gesehen, und erschien verschönt durch diesen Ausdruck. Jede Frivolität, jede kecke Regung momentaner Laune war gebändigt und gewichen. Die edeln Familienzüge seines Geschlechts traten in ihrer ruhigen Würde hervor. Aufatmend empfand Helene die Nähe freundlich fürsorgender Menschen, und in dem Blick, mit dem sie dem Prinzen dankte, lag wärmeres Gefühl, eine sympathischere Regung für ihn, als er bis jetzt an ihr wahrgenommen. Er trat sofort näher und beugte sich über sie.

„Ist Ihnen besser?“ frug er teilnehmend, „die Luft in dem Gewölbe war so beängstigend.“

Ein Schauer überrieselte sie.

„Ich möchte nach Hause gehen, es ist wohl vorüber?“

„So gut wie vorüber.“ Ludwig Ernst bot ihr den Arm und führte sie durch die drängende Menge. Gabriele folgte. Es war dämmerig geworden und regnete leise, sie schritten über den Schloßhof, der feuchte Nebel war ihnen eine Erquickung. Nur Gabriele nahm ihr Tuch fester zusammen.

Sie sahen es nicht, daß Kurt Werber von der Thür der Kapelle aus ihnen nachblickte, und wie bleich er war.

„Es wird mir schwer, mich in diesem Augenblick von Ihnen zu verabschieden,“ sagte der Prinz, als das Schloß erreicht war, „aber ich reise morgen ab und werde Sie schwerlich vorher wiedersehen, Baronesse. Hoffentlich erholen Sie sich bald. Und wenn Sie meiner gedenken —“

„Sie reisen ab?“ frug Helene mit aufrichtigem Bedauern.

„Soll ich wiederkommen?“ Ein Ton aufflammenden Entzückens zitterte in seiner Stimme.

„Soll ich wiederkommen?“ frug er dringlicher, als sie schwieg.

„Nein,“ entgegnete sie leise und feierlich, „denn ich bin nun die letzte der Dobenaus.“

„O, was das betrifft,“ rief der Prinz, vom Moment fortgerissen, „so fürchte ich mich nicht. Ich komme wieder.“

Die Menge hatte sich entfernt, auch der letzte aus dem Geleit des Toten ging, noch einmal neugierig in dem alten Bauwerk umherschauend, der Thür zu. Dort stand Joseph in wartender Haltung. Er blieb auch noch, als niemand mehr in der Kirche zu sein schien, unbeweglich wie auf Posten.

Als alles leer und still geworden war, trat Wolf Zschorta aus einer der dunkeln, halbversteckten Logen hervor und blickte sich um.

„Ist da noch jemand?" frug er, als er in der zunehmenden Dämmerung nur undeutlich die Gestalt an der Thür gewahrte.

„Der Joseph, gnädiger Herr."

„Sonst keiner?"

„Niemand mehr außer mir."

„Hinaus!"

Die alte Thür schloß sich dröhnend hinter dem Davoneilenden, Zschorta aber trat vor den Altar und verharrte dort, als wartete er.

Der Geistliche verließ die Sakristei und wollte schweigend an der düstern Gestalt vorüberschreiten, da er wähnte, der Mann vor ihm wünsche allein zu sein mit den Manen des Dahingegangenen. Da schauten ihn die Augen des Dobenau so seltsam bedeutungsvoll an, daß er stutzte und still stand.

„Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen, gnädiger Herr?" fragte er.

„Lassen Sie mich beichten. Ich ersehne den Leib

des Herrn zur Vergebung meiner Sünden. Oder dünkt Ihnen die Zeit schlecht gewählt zu solchem Vorhaben?"

„Wenn ein reuiges Herz seinen Gott sucht, ist jede Stunde die rechte."

„Halt! Es darf hier niemand lauschen, keiner stören."

Der Pfarrer schritt mit großen, ruhigen Schritten nach der Thür und verriegelte sie. Ein anderer Eingang in die Kapelle war nicht vorhanden. Dann begann er die Kerzen auf dem Altar anzuzünden.

„Laß den Firlefanz, Priester, was ich zu sagen habe, sagt sich auch im Dunkeln."

„Was du zu sagen hast, wirst du vor die Augen Gottes legen, in das Licht," erwiderte der Pfarrer und vollbrachte, was er begonnen.

Die Kerzen warfen ein stilles Licht zwischen das alte Holzwerk der Stühle, die Dämmerung der Winkel und Nischen erreichte es nicht. Aber voller Glanz fiel auf das Kruzifix und erhellte das ausdrucksvolle Haupt mit der dornigen Krone, auf dessen Zügen unendlicher Schmerz lag.

„Was hast du gesündigt?"

Zschorta schwieg. Er hatte geglaubt, kühn und mutig bekennen zu können, wie er gehandelt, denn er fühlte sich im Recht: zur Strafe, nicht zum Verbrechen hatte seine Hand sich erhoben. Nun — seltsam! In solcher Helle, vor diesem Antlitz des leidenden Erlösers fehlten ihm die Worte.

Da sprach der Pfarrer wieder: „Unsre Kirche fordert das Bekenntnis nicht von dir. Aber lege es den-

noch ab, es wird dir wohlthun. Sicher wie bei den Heiligen der katholischen Kirche ist es bei mir verwahrt."

Und heiser, als zischelten es die Dämonen einander ins Ohr, die aus dem Lichtkreis gebannt in den Ecken und Winkeln lauerten, kam es von Wolf Zschortas Lippen: „Ich habe meinen Sohn getötet."

„Warum hast du das gethan?"

„Er bedrohte mein Leben."

„Es steht geschrieben: Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!"

Zschorta schwieg.

„Bist du diesem Worte gefolgt?" frug der Geistliche.

„Ich bin ein Sünder und demütige mich vor Gott."

„Daß du des Sohnes Leben genommen, ist schwere Schuld, aber sie mag vergeben werden, so du Reue fühlst. Aber der Herr hat des Knaben Seele in deine Hand gelegt, wie sandtest du sie dem Richter?"

„In schweren Sünden."

„Er fordert sie von dir."

„Ist's nicht genug an der eignen Schuld, soll ich auch noch für fremde büßen?"

„Für jede Schuld, die aus der deinen entsprang und an ihrem Vorbild reifte. Bis ins dritte und vierte Glied."

Ein Zittern war über den alten Mann gekommen, als würde das Stehen ihm sauer. „Verschone mich," sagte er, „so kann Gott nicht rechnen. Wer trüge sonst die Last der Schuld, die auf uns liegt?"

„Das kann nur Einer," sagte der Pfarrer.

„Sprich mir die Worte des Sündenbekenntnisses vor und erteile mir die Absolution, die auch dem Schuldigsten nicht versagt wird."

Wolf Zschorta kniete nieder auf den uralten, rauhen Sandstein der Altarstufen und sprach mit lauter Stimme die Beichte nach, Worte, die sich in seinem Munde, gesprochen mit dem scharf betonten schnarrenden Accent, der ihm eigen war, seltsamlich ausnahmen. Dann drehte der Geistliche, der mit dem Gesicht dem Altar zugekehrt stand, sich um und sah den Knienden aufmerksam an.

„Jetzt wollen wir erproben, ob du Wahrheit gesprochen," sagte er.

Mißtrauisch blickte Zschorta auf.

„Bereust du wirklich deine That?"

„Du hörtest, daß ich sie bereue."

„Und ist sie dir herzlich leid? Gäbest du alles an Gut und Ehre, was dir eigen ist, darum, den Sohn lebend vor dir zu sehen?"

„Wenn auch er bereute, sich meinem Willen fügte, ja."

„Und wenn nicht?"

Zschorta schwieg.

„Und wenn er wieder vor dir stünde mit dem drohend erhobenen Arm?"

„So schösse ich ihn abermals nieder. Der Sohn, der sich wider mich auflehnt, darf nicht leben."

Rede und Gegenrede verstummte. Wie in Erz verwandelt standen die beiden einander gegenüber und maßen sich mit den Augen. Die Lichter knisterten unruhig,

irrendes Geschmeiß strich durch die Flamme und verbrannte.

„Was aber soll der Herr mit dem Sohne, der sich wider ihn auflehnt, thun? Meinst du, es werde ihm vergeben? Vergeben ohne wahrhafte Reue? Gehe hin, an Gottes Tisch ist kein Platz für dich.“

„Priester,“ knirschte Wolf Zschorta in Wut, „ich sprach die Worte des Sündenbekenntnisses und verlange die Absolution! Die Absolution! Hörst du? Thue was deines Amtes ist!“

„Das thue ich,“ entgegnete der Pfarrer, „sei gewiß! Ist die Kirche Gottes die erkaufte Magd, gezwungen eure Laster auszugleichen, wenn ihr befehlt? Soll Christi Blut für jeden, den leichtfertig die Lust danach anwandelt, feilgeboten werden wie in einer Schenke? Tod fordert Tod, und soll dein eigen Selbst nicht sterben mit seinem thörichten Eigenwillen, seinem sündhaften Trotze, so hast du keine Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten.“

„Lege mir Geißelhiebe auf, Fasten, ich will vollbringen, was du begehrst.“

„Vergib deinen Feinden, vergib auch deinem Sohne! Sage: des Herrn Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! Dulde freudig, was sein Wille über dich verhängt.“

Es blieb lange, lange still.

„Ich will mich vor Gottes Willen beugen, will auch des Sohnes Schuld vergessen, wie Gott der meinigen vergessen mag. Aber es ist Einer, dem ich nicht vergeben kann. Möge er hier und dort ewig verdammt sein!“

„So ist auch dir deine Sünde behalten auf den Tag des Gerichts."

Der Pfarrer verlöschte die Kerzen, dann schritt er still nach der Thür, schob den Riegel zurück und verließ die Kapelle.

Wolf Zschorta blieb im Dunkel allein.

Elftes Kapitel.

Mit schwankendem Gang, als habe der böse Geist der Jahre ihn mit einemmal überwältigt, kehrte der Herr der Dobenau in sein Schloß zurück. Auf dem Hofe trat Karl an ihn heran. „Hier ist ein Brief,“ sagte er, „der soeben für den gnädigen Herrn abgegeben wurde.“

„Was soll ich hier damit?“ rief der Freiherr in nervöser Ungeduld. „Ist's eine Bettelei?“ Er griff nach dem Schreiben, konnte aber beim trüben Licht der Laterne die Aufschrift nicht erkennen und schob es ärgerlich in die Tasche. Auf seinem Zimmer erwartete ihn Joseph. Zehnmal zurückgescheucht, war er zehnmal wieder zur Hand, wie ein Hund, der vom Herrn fette Bissen erwartet, trotz der Tritte und Schläge. Aber es war, als könne Zschorta, der ihn sonst begünstigte, heute seinen Anblick nicht ertragen.

„Hinaus, Gewürm!“ rief er heftig, „ich will allein sein!“

Der Diener zögerte noch. „Darf ich dem gnädigen Herrn nicht erst die Schuhe ausziehen?“ fragte er.

„Gehen Sie hinaus,“ sagte jetzt eine andere befehlende Stimme, „ich will das besorgen.“

Erstaunt sah Joseph in das Gesicht des Stubenmädchens, einer Person, die nach seiner Meinung tief unter ihm stand.

Aber ein energischer Wink des Gebieters entfernte ihn doch.

Der alte Mann war in einen Stuhl gesunken, so kraftlos, so müde, als sei es nur das Ende, was seine Seele begehrte. Leise kniete Martha nieder und löste ihm die Schuhe. Bequeme Pantoffeln standen schon zur Hand, auch ein Schlafrock war bereit gelegt. Als sie vor ihm kauerte, strich Zschorta sanft mit der Hand über ihr Haar.

„Du bist ein gutes Mädchen, Martha. Ich bin nicht daran gewöhnt, Liebe von meinen Kindern zu erfahren. Es ist recht, daß du gekommen bist."

„Soll ich noch etwas bringen? Oder gehen der gnädige Herr zum Abendessen hinunter?"

„Nein, hole es herauf. Nicht viel. Ich bin nicht hungrig. Nur müde. Das lange Stehen hat mich angegriffen. Sind meine Füße nicht geschwollen, Martha?"

„Ich habe nichts bemerkt."

„So geh! Aber höre — bringe für dich auch einen Teller mit. Ich mag nicht allein sein, am wenigsten in diesem Zimmer. Ein garstiges Gefühl, allein zu sein, wenn man alt wird."

Martha ging und kehrte lautlos und flink zurück.

„Wenn ich dich ansehe," sagte ihr Vater, „gemahnt es mich immer an eine Schlange, die schlank und geschmeidig übers Gras schlüpft. Es geht eine alte Sage von den

Schlangen, daß sie gute Hausgeister gewesen seien, klug und treu. Aber Menschenarglist vertrieb sie und machte sie böse. Hegt dein Sinn auch Haß und Groll, kleine Hausschlange?"

Sie sah ihn mit ihren hellen, kalten Augen an, in denen jedes Gefühl erstorben war. „Vielleicht," sagte sie.

„Ich habe an dir gesündigt, ja an dir habe ich gesündigt, mehr als an allen meinen Kindern. Komm her, Martha und vergib mir, Gott will mir nicht vergeben. Sei milder als er, sei gut zu deinem bösen Vater, Kind."

Sie trat zu ihm heran und legte ihre kalte, glatte Hand in die seinige.

„Ich vergebe dir, Vater."

„Das ist recht. Komm, nun wollen wir lustig sein. Ein gemütlicher Tisch, so ganz unter uns, was meinst du? Kannst du auch lachen?"

Stahlfunkelnder Glanz sprühte aus ihren Augen, und ein Paar Reihen blitzender Zähne zeigten sich hinter den schönen, feinen Lippen. Eine Blutwelle schoß in ihr Gesicht und verschwand so rasch, wie sie gekommen.

„Bei Gott, du bist schön," sagte Wolf Zschorta, „und mehr als das, du bist gefährlich. Anders stünde es, könnte ich dich an die Stelle dieser langweiligen Helene setzen."

„Thue es, Vater, ich will dich lieben, wie sie dich nimmermehr lieben kann."

Martha war aufgesprungen und schlang ihre weichen

Arme um den Hals des alten Mannes. Er zog sie auf seine Kniee und schaukelte sie wie ein Kind.

„Fast hätte ich Lust, es zu versuchen, ich fühle es, du bist Art von meiner Art, mein echtes Kind. Wie ich dich an mich drücke, ist's mein eigen Fleisch und Blut. An dir, an keinem sonst hab' ich gesündigt, Martha."

„Es ist vergeben."

Während der Mund sanft diese Worte sprach, forschten die klugen Augen aufmerksam in seinen Zügen. „Willst du nicht auch Wilhelm einmal sehen," fragte sie dann mit schmeichelnder Stimme, „nun er dein einziger Sohn ist? Er hat viel Ähnlichkeit mit mir, es wäre doch möglich, daß er dir gefiele."

„Ist er nicht unter die — Aufrührer gegangen?" fragte Zschorta mißtrauisch.

„Kannst du es ihm verdenken? Verlassen, gekränkt und ohne Ehre! Aber versuche es mit ihm, er kann, er wird umkehren."

„Ich mag mit dem Gesindel nichts zu schaffen haben."

„Aber sehen könntest du ihn doch einmal." Sie strich wieder liebkosend über sein Gesicht, das böse Gesicht, dem der freundliche Ausdruck so schwer fiel. „Er ist doch dein Sohn. Wenn er käme, unter einem Vorwand, unter welchem Namen du willst, und ihr Vertrauen zu einander gewännet? Du hast anfangs zu mir auch keins gehabt, den Eintritt in dies Haus hab' ich mir erkämpfen müssen. Und du bist doch nicht ärmer — reicher dadurch geworden. Versuche es auch mit ihm." Sie sprang leidenschaftlich auf, und in jedem ihrer Züge glühte Angst

und Liebe, als sie Zschortas Arm ergriff: „Vater — seine Gesundheit ist leidend — er darf mir nicht auch noch genommen werden."

„Sei ruhig, Kind, ich bin von dem besten Willen gegen euch erfüllt. Schließlich, 's ist wahr, ich bin ein alter, einsamer Mann und fahre freundlos zur Grube. Wenn ich gut zu machen suchte, was ich an euch verbrach, könnte mir — wohler werden, denk' ich. Und dann die Güter. Sollen sie in fremde Hände fallen? Ich will doch mit einem Advokaten darüber reden. — Aber jetzt rufe mir den Joseph, ich möchte schlafen."

„Gleich. Nur noch eins. Wer ist es, der den Namen deiner Tochter Helene mit dem seinen zärtlich verschlungen in die Rinden der Bäumen schneidet?"

„L. und E., vielleicht eine Krone? Galante Marotten des Prinzen."

„Ein K. v. W."

„v. W.!" rief Zschorta und erhob sich zu seiner Höhe, „verfluchtes Zeichen! Wer in der Nachbarschaft trägt einen Namen, der damit beginnt? Hast du es selbst gefunden, oder weiß die ganze Dienerschaft um das interessante Geheimnis?"

Martha lachte leise. „Das findet so leicht keiner. Auf dem steilsten Felsen im Unterwald steht eine Buche, zu ihr hinaufzuklimmen ist nur dem Leichtsinn möglich oder der Todesverachtung. Dicht darunter rauscht die Dobe. Heute während der Feier erging ich mich da unten. Meine Arbeit war gethan, der Tote, der mich aus meinem Erbe vertrieben, kümmerte mich nicht. Einsamkeit war

alles, was ich begehrte. Die stolze Unnahbarkeit der Buche reizte mich — ich klomm empor."

„Und fandest da?"

„Ich sagte dir's schon. Die Initialen und darum ein Herz. Frisch geschnitten, der Saft floß noch aus dem Baume."

„Ob Helene darum weiß?"

Martha zuckte die Achseln.

„Sonderbar, sehr sonderbar! Sollte meine Tochter Bekanntschaften von der Pension her haben, die hier in der Nähe herumschleichen? Halt! Sage mir, was denkst du von dem scheinheiligen Schulmeister, dem Bücherwurm, der alle nobeln Passionen kennt und darin erfahren ist, Schmidt oder Schulze, wie er sich nennt?"

„Seine Blicke für Helene sind voller Bewunderung."

„Das will nichts sagen. Die Art macht Verse auf jedes Frauenzimmer. Sieht ihm ganz ähnlich, sich wie ein echter Bourgeois in einem Kaffeegarten an den Bäumen zu verewigen. Aber die Namen! Donner und Verdammnis, die Namen! Hat er keinen Brief, kein Andenken bei sich — irgend einen Aufschluß über seine Persönlichkeit wird man doch erlangen können."

„Er trägt einen Ring am Goldfinger, und mir ist, als hätte ich ein Wappen daran bemerkt."

„Das ließe sich vielleicht untersuchen. Wenn er der Sohn Werbers wäre! Kennst du Werber, er ist dein Oheim, stehst du in Verbindung mit ihm?"

„Mit ihm?" rief Martha schneidend. „Und sollt' ich neben ihm im Elend vergehen, ich würde mich auf

diese Verwandtschaft nicht berufen. Es gab meiner armen Mutter den Todesstoß, als ihr letzter Brief an ihn uneröffnet zurückkam."

Er küßte sie und klingelte dann Joseph, um sich zur Ruhe zu begeben.

Kurt Werber lag an diesem Abend noch lange wach. An die Figuren um ihn her war er gewöhnt, die steife, unnatürliche Haltung, die ihnen der Maler verliehen hatte, vermochte nicht den Glauben zu erwecken, sie könnten sich unvermutet beleben. Auch der Gedanke, daß er sich auf feindlichem Terrain befand, war, wie alles, an das man sich gewöhnt hat, nicht beängstigend.

Und doch kam kein Schlaf in seine Augen. Das Bild des Prinzen, wie er Helene am Arm hielt, wollte nicht von ihm weichen und erregte alle seine Sinne. Liebte sie jenen, sollte ihr Schicksal sich erfüllen? Wild stürmte das Blut in Kurts Adern. — — Er war ein Träumer. Oft schon, wenn der Forscher arbeiten wollte, hatte ihn der Phantast überlistet und auf Abwege geführt. Sollte das niemals anders werden?"

Horch! Was regte sich dort in den Ecken? War das nicht eine Gestalt, die vorwärts zu kommen schien, gegen den Ort hin, wo Kurts Bett stand? Ein langes Gewand floß von den Schultern, den Kopf deckte eine Kapuze wie bei den Ordensbrüdern.

„Es ist Zschorta," dachte der junge Mann und fühlte, daß der schlimmste Geist der Hölle ihm vertraulicher erschienen wäre als dieser Lebende. Die Augen schließend

atmete er laut, doch empfand er deutlich, wie der unheimliche Gast näher und näher trat, und für einen Augenblick wurde es hell vor seinen Augen, als sei Licht im Gemach. Er glaubte wahrzunehmen, daß jemand dicht vor das Bett trat und prüfend des Ruhenden Gesicht musterte. Regungslos lag Kurt Werber, wie von bleiernem Schlaf befallen, keine Wimper zuckte, kein Muskel bewegte sich.

„Wollte er das Mittel anwenden, auf das jener fränkische König verfiel, der unter dem schlafenden Hausgesinde den Frevler herausfand, wollte er sein Ohr an mein Herz legen, so würde er merken, was es mit dieser Ruhe für eine Bewandtnis hat," dachte Werber. Aber es sollte anders kommen, Kurt fühlte plötzlich, wie eine kalte Hand über seine Finger strich, Entsetzen rieselte ihm durch die Glieder, er blickte auf und sah vor sich die leeren Augenhöhlen eines Totenschädels. Zugleich aber krallte sich etwas um den Ring fest, den der junge Mann trug, und suchte ihm denselben abzuziehen. Dies Kleinod war ein Erbstück vom Großvater her und enthielt das Wappen und an der Innenseite einen Namenszug.

„Räuber! Diebe!" schrie er mit donnernder Stimme und gab dem Gespenst mit der freien Hand eine so kräftige Ohrfeige, daß der Kopf herabfiel und mit lautem Poltern durch das leere Zimmer rollte. Das Licht verlosch. Einen Augenblick wollte das Grausen bei Kurt wieder die Oberhand gewinnen, aber er raffte sich auf, tastete nach den Streichhölzern, und als der freundliche Lichtschein wieder in das Gemach fiel, war es leer.

Der Morgen dämmerte mit trübem Licht und ließ Kurt aufblicken, der in nachdenklicher Stellung auf seinem Lager saß. Er hatte wenig geschlafen. In großen Heereszügen zogen die Gedanken über ihn hin, schlugen Schlachten gegen einander, und die Gefallenen erstanden, wie in den Sagen alter Zeit, immer wieder aufs neue. Er erhob sich, streckte schläfrig die Glieder und begann sich anzukleiden. Mit der eisernen Willenskraft, die ihm zu Gebote stand, wenn es sich um Pflichten handelte, zwang er sich an die Arbeit, so verleidet sie ihm heute war. Er dachte sie zu beenden und dann Ludwig Ernst zu folgen, sobald es sich thun ließ, ohne Verdacht zu erregen. Das Abenteuer der Nacht hatte ihm klar gemacht, daß dem Freiherrn bereits ein Argwohn aufgestiegen war.

Auch die andern Bewohner des Hauses erwachten und suchten sich wieder ins Leben zu schicken. Helene konnte ein Gefühl des Bedauerns, ihr Vater eines des Mißmutes nicht unterdrücken, als sie die Diener des Prinzen mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt hin und her laufen sahen.

Gegen neun Uhr brachte ein Bote Briefe aus der Stadt, neben den mannigfaltigen Beileidsbezeugungen für die Familie von Zschorta auch einiges für Ludwig Ernst.

Der Prinz nahm eben den Morgenkaffee auf seinem Zimmer ein und brach leichthin die Sachen auf, oberflächliche Blicke hineinwerfend. Plötzlich veränderte sich sein ganzes Gesicht. Ein Brief, dem er zuvor kaum

einige Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wurde von ihm immer und immer wieder durchflogen.

„Haben Sie einen Begriff davon, Bessendorf, was Pauline Strathofen meint, wenn sie sagt, ich solle meine Freundschaft für den verfemten Dobenau nicht zu weit treiben, da es für meine Zukunft schlimme Folgen haben könne? Mag ich mich amüsieren, wie ich will, wer hat das Recht und die Macht, mir zu nehmen, was mein ist? Mein Vetter ringt mit dem Tode, und ich bin nach seinem Ableben der rechtmäßige Thronfolger, mag ich ihnen angenehm sein oder nicht. Wollen sie mich für irrsinnig erklären, weil mir der einzige originelle Mann im Lande, der einzige von der alten Art im Umgang mehr behagt als die Schablonenprodukte moderner Erziehung?"

„Man hat erfahren, welches Glück dem Lande blüht, wenn ein Zschorta in die Zügel greift," sagte Bessendorf ernst und eindringlich.

„Ja, die Zügel soll er auch nicht haben, das wäre ein gefährliches Spielzeug für solch unberechenbaren Kopf. Doch das können Sie nicht leugnen, Bessendorf, daß der alte Bursche interessant ist, vom Scheitel bis zur Sohle. Indessen wir kommen von der Hauptsache ab. Die Gräfin Strathofen ist eine gescheite Person und mir sehr zugethan, sie tritt als Hofdame meiner Großmama mit mancherlei Intriguen in Verbindung und warnt mich sicher nicht ohne Grund. Was mögen sie gegen mich im Schilde führen?"

„Ich ahne es, Durchlaucht, schon früher wurden mir

derartige Anspielungen gemacht, aber ich glaubte sie aus der Luft gegriffen. Seine Hoheit, der Herzog —"

„Vollenden Sie!"

„Sollen daran gedacht haben, sich wieder zu verheiraten."

„Diable!" fuhr Ludwig Ernst heraus.

Bessendorf zuckte mit den Achseln.

„Der erste Narr nicht, der es thäte," rief der Prinz, „eine ganz junge Frau natürlich, damit die Thronfolge so gut wie gesichert ist. Und wäre sie alt wie Sarah! Der Himmel inkliniert ja stark zur Wunderthätigkeit in solchen Fällen. Wer ist die Erwählte?"

„Ich hörte es nur als vages Gerücht, dem niemand Glauben beimißt — —"

„Einerlei, ich messe ihm Glauben bei, Bessendorf, o, mein Umgang mit Wolf Zschorta und mein harmloser Lebensgenuß muß zum Vorwand dienen, weil man doch einen braucht, um nicht allzu lächerlich zu erscheinen. Werden Sie mir denn endlich sagen, wer sie ist?"

„Die Prinzessin von B."

„Sechsundzwanzig Jahre, im besten Alter," lachte der Prinz häßlich auf, „und mein Oheim hat bald seine sechzig Winter auf dem Rücken. Die Welt degoutiert mich, Bessendorf. Nicht wir, die wir unsrer Jugend soviel Rosenduft und Sonnenschein, als es hergibt, abzugewinnen suchen, sind die Verwerflichen. Doch, gut, daß wir reisen. Beschleunigen Sie alles so viel als thunlich. Man hatte den Wunsch, mich mit der Prinzessin von S. vermählt zu sehen, wir werden die Sache in Erwägung

ziehen. Sie ist eigentlich nicht übel. Aber fort von hier, es ist die höchste Zeit."

Die Wagen waren vorgefahren, und Zschorta geleitete seinen erlauchten Gast die Treppe hinunter. „Sie kommen wieder, Durchlaucht," sagte er, „unsre projektierten Jagden geben wir nicht auf."

„Wollen sehen, wollen sehen," erwiderte Ludwig Ernst, „besten Dank für erwiesene Gastfreundschaft, habe eine höchst angenehme Zeit hier verlebt. ‚Ich will bezahlen, wenn ich König bin.' Wenn es noch dahin kommt, lieber Zschorta, wenn es noch dahin kommt. Meinen Gruß an Fräulein Helene!"

Der Wagen rollte zum Thore hinaus, und der Burgherr lehnte an der Rampe ihm nachblickend. „Der Traum ist aus," murmelte er.

Zwölftes Kapitel.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, schritt Zschorta in tiefes Nachsinnen versunken darin auf und ab. Endlich zog er die Klingel. „Wo ist Wilhelm jetzt?“ fragte er die eintretende Martha.

„Ich kann seinen Aufenthalt nicht mit Sicherheit angeben,“ entgegnete sie. „Als ich ihn zuletzt sprach, gedachte er, sich nach den größeren sächsischen Städten zu wenden. Er muß bei seinen Bestrebungen vorsichtig zu Werke gehen, seinen Namen zuweilen wechseln. Ich sende meine Briefe an eine Vertrauensperson, die sie vermittelt.“

„Schreibe ihm sofort, daß er hierher kommen soll,“ befahl der Freiherr. „Inzwischen will ich den Hauptmann unsres ehemaligen ritterschaftlichen Kreises aufsuchen und seine Ansicht hören. Auch einen Advokaten in X. gedenke ich zu befragen. Ihr sollt sobald als möglich in die Stellung gesetzt werden, die euch gebührt. Ich habe keine Rücksicht mehr zu nehmen, Veit ist tot und Helene hat sich meinen Plänen nicht anbequemen mögen. Hätte sie den Prinzen zu fesseln gewußt, ich würde mich bedenken, ihr den Affront anzuthun. So nicht.“

„Vater,“ rief Martha und wagte kaum zu atmen,

„ist's möglich? Läßt sich das noch ohne Anstoß ins Werk setzen? Sind da keine Gesetze und Verordnungen, die dich hindern?“

„Gesetze?“ sagte der alte Dobenau, und man hätte glauben mögen, daß es der Ausdruck des Vergnügens war, der in den tausend Falten seines Gesichts spielte. „O doch, meine Tochter! Es ist in den Landen des Herzogs Ferdinand von X. verboten, zu gleicher Zeit zwei Frauen zu haben. Dies ist ein unerhörter, nie dagewesener Fall, und in irgend einer Weise werden sie sicher darauf reagieren. Ich bin doch neugierig wie? Fürchte fast, sie bringen in ihrem kleinen Reiche nicht Juristen genug auf, um ein Urteil darüber zu fällen, und dann —“ er richtete sich auf — „dann kommt die Hauptsache: wer vollzieht es an dem alten Zschorta? Wird man Bundesexekution gegen mich beschließen? Das könnte mir Freude machen.“ Er lachte laut und hart.

„Was ich noch sagen wollte,“ fuhr er fort, „beobachte mir diesen — Schmidt. Ich werde auch über ihn Erkundigungen einziehen. Wenn mein Verdacht sich bestätigen sollte, wenn er der ist, für den ich ihn halte, so darf er die Dobenau nicht verlassen, darf sich nicht rühmen, er habe dem Alten in seinem eigenen Hause ein X für ein U gemacht. Hält man mich für so ungefährlich, daß man glaubt, sich derartiges mit mir erlauben zu können? Auch Helene beobachte, hörst du, schicke mir einen reitenden Boten, sobald du bemerkst, daß sie im Einverständnis sind oder gar Pläne verfolgen.“ Er fing wieder an, auf und ab zu gehen.

Nach einiger Zeit ließ er sich bei Gabriele melden. Auf seinem Wege dahin traf er Kurt, der zu ihm wollte. „Ich bin fertig mit meiner Aufgabe, gnädiger Herr,“ sagte er, „und wollte unterthänigst bitten, das Resultat vorlegen uud mich dann verabschieden zu dürfen.“

„Im Augenblick, guter Freund,“ warf Dobenau hin, „es wird ja wohl auf eine Stunde auf oder ab bei Ihrem Metier nicht ankommen. Liegt mir da gerade eine andere Sache vor, ich stehe aber später gern zu Diensten. Haben nichts über Hölk gefunden? Was?“

„Leider nicht das Geringste.“

„Hm, wollen doch mal sehen. Nun, wie gesagt, auf später. Adieu.“ Er begab sich zu Gabriele.

„Ich verreise auf einige Tage,“ sagte er, sich tief vor ihr verbeugend, „komme, mich von dir zu beurlauben.“

„Darf man sich erkundigen, was dich fortruft? Oder ist das indiskret?“ frug sie in ihrer feinen, anmutigen Weise.

„Du hast über mich zu befehlen. Es wird dir nicht unbekannt geblieben sein, daß Mathildens Kinder noch am Leben sind.“

„In der That und —“

„Ich will sehen, was sich thun läßt. Es wäre mir ein befriedigender Gedanke, wüßte ich sie in einer andern Stellung der Welt gegenüber.“

„O, das Vaterherz läßt sich doch nicht auf immer zum Schweigen bringen. Wo sind sie?“

„Martha befindet sich hier unter deinen Augen.“

„O Wolf, wie interessiert mich das! Deshalb war sie mir gleich von Anfang her so sympathisch. Ich bin

dir herzlich dankbar, daß du mir das sagst, und werde mich bemühen, das Vertrauen des armen lieben Kindes zu erwerben."

Zschorta erhob sich. „Ich muß dich bitten, mich zu entlassen," sagte er, „ich habe einen weiten Weg vor mir, und es bleibt mir noch manches zu ordnen vorher." Er küßte ihre Hand. „Noch eins! Erwähne gegen Helene nichts von dem allen, den Kampf mit meiner Tochter ziehe ich vor, selbst zu kämpfen."

„Wie du willst, Wolf, ich bin gespannt, wie die Dinge sich entwickeln werden. Verstehe ich dich ganz, wenn ich denke, du willst die Schuld, die an einem andern Kinde nicht mehr zu sühnen ist, an diesen beiden gut zu machen suchen?"

„Vielleicht," sagte er durch die sich schließende Thür.

Unten in der Halle standen der Rentmeister und der Förster und sprachen sehr laut mit den umherstehenden Dienern.

„Was gibt's?" fragte der Freiherr unter sie tretend.

Augenblicklich flogen die Mützen von den Köpfen, und die Leute standen in ehrerbietigster Haltung.

„Melde gehorsamst," sagte der Förster, „daß heute morgen auf dem Lorenzschen Kartoffelfelde ein Hirsch geschossen worden ist. Wir hörten den Schuß, fanden auch Schweiß und Haare, und die Nase meiner Diana ist gut, wir verfolgten die Spur bis an die Gärten und Zäune."

„Thut Haussuchung bei dem alten Schurken," schrie

der Freiherr erbost, kein anderer als als der Lorenz selber ist's gewesen."

„Melde gehorsamst," sagte der Förster, „daß das bereits geschehen ist. Der Hirsch lag frei und offen in der Scheune, eben aufgebrochen, und die Marie Lorenz war eben daran, auf den Mittag Saures davon zu kochen."

„Unverschämt!" brauste der Freiherr auf.

„Sie machten gar kein Hehl aus der Sache," fuhr der Beamte entrüstet fort, „ja sie drohten uns mit Thätlichkeiten, wenn wir das Haus nicht verließen. Es brächen jetzt andere Zeiten an, sagte der lange Thiele, der Holzmacher, der bei ihnen wohnt, und unser Herrgott hätte das Wild im Walde nicht bloß für Barone und Herren wachsen lassen, es gehöre jedermann, so gut wie die Heidelbeeren. Und was derartige gotteslästerliche Reden mehr sind! Am Tische stand auch ein Fremder, der sah mich mit so wundersamen Augen an, als ob er etwas von mir erwartete, sagte aber nichts. Inzwischen raisonnierte der Schuster wieder. Große Tage hat er vorhergesagt, alles Volk würde aufstehen wie im Jahre achtzehnhundert und dreizehn und für sein Recht streiten, die Fürsten hole alle der Teufel, halten zu Gnaden."

„So," sagte Zschorta mit voller Betonung, seine dunkeln Augen blitzten unter den Brauen mit seltsamem Ausdruck hervor. „Qu'importe?" fügte er dann kaum hörbar hinzu. Der Rentmeister schien es verstanden zu haben, denn er hob das Auge und ließ einen kurzen, schlauen Blick über seinen Gebieter gleiten. „Ja, ja —

ja," äußerte er in singendem Tone. „Nur immer gemütlich! Was thun wir nun, Euer Gnaden?"

„Holen Sie doch gleich den Büttel, nehmen Sie noch einige kräftige Knechte mit Handschellen dazu und lassen Sie die Kerle arretieren. Ich verreise einige Tage, bis zu meiner Rückkunft mögen sie ruhig unten im Verließ bleiben. Am nächsten Gerichtstag verhelfen wir ihnen mit einer tüchtigen Tracht Hiebe wieder zu einer gesunderen Weltanschauung."

„Auch den Fremden?" fragte der Rentmeister. „Er scheint an der That nicht beteiligt gewesen zu sein."

„Lorenz und den Fremden!" gab Zschorta ungeduldig zurück. „Den Thiele lassen wir laufen, der ist weniger gefährlich. Und nun inkommodieren Sie mich heute nicht weiter mit der Angelegenheit."

„Gerade den Thiele würde ich einsperren," sagte der Rentmeister, als sie allein waren, „aber bei ihm ist alles Laune."

Zschorta ging über den Hof hin, erstieg die kleine Treppe, die zur Bibliothek führte, und trat in Kurts Heiligtum. Sauber geordnet lagen dort die Stöße von Heften mit Aufschriften versehen, die das Jahrhundert ihres Entstehens und die Art ihres Inhalts bezeichneten. Kurt lehnte im Fenster und wandte sich hastig, als er die Thür öffnen hörte.

„Gnädiger Herr, das ist mir sehr erfreulich! Meine Arbeit ist gethan, und ich hoffe, sie soll nicht unbefrie-

digend ausgefallen sein. Wollen Sie gestatten, daß ich darlege, nach welchem System und — —"

„Schon gut, schon gut, lieber Schmidt," sagte der alte Herr ihm vertraulich auf die Schulter klopfend, „ich sehe wohl, Sie haben ein erstaunliches Stück da geleistet, bin aber augenblicklich außer stande, mich dem gebührend zu widmen, da ich auf mehrere Tage verreisen muß. Amüsieren Sie sich doch einstweilen ein wenig. Sie haben wahrscheinlich gearbeitet wie um Sold und Brot, müssen sich jetzt stärken und erquicken, mein Gast sein, nachdem Sie mir einen so großen Dienst erwiesen. Oder dürfte Ihnen ein anderer Ausdruck meiner Erkenntlichkeit genehm sein?"

Er fragte es lauernd, und Kurt überlegte. Er brauchte nur eine Summe zu fordern, und der Argwohn des Gegners war zerstreut. Aber er dachte an Helene und vermochte es nicht. „Ich habe nichts zu verlangen," entgegnete er verlegen, „nicht einmal Dank von ihrer Seite. Es war ein Vertrag, den ich einging, habe ich dabei meine Rechnung nicht gefunden, so darf ich mich nicht beklagen."

„Sie bleiben aber, bis ich zurückkehre?"

„Ich möchte unterthänigst bitten, mich zu entlassen, die Ferienzeit vergeht, das neue Semester nähert sich, diese freien Tage dürfen nicht ungenützt vorübergehen."

„Sie sind ein Pedant," warf Zschorta ärgerlich hin, „ich möchte mich Ihnen so gern erkenntlich erweisen. Wie fangen wir es nur an? Donnerwetter, daß ich daran auch jetzt erst denken muß!" Er schlug sich vor die Stirn. „Da unten in dem Mauerloch müssen ja noch

allerhand alte Scharteken liegen. Vielleicht wäre das etwas für Sie, sehen wir doch nach."

Er schob den Tisch beiseite, entfernte den Teppich und zeigte Kurt eine altertümliche Fallthür, die in der Diele sichtbar ward.

Sonderbarerweise hatte Zschorta den Schlüssel zufällig bei sich. Er öffnete, eine Nische wurde sichtbar, nicht höher, als daß ein Mann aufrecht zu stehen vermochte, und darin altes Papier, mehrfach übereinander gehäuft. Kurt sprang hinunter.

„Wenn er die Thür jetzt über mir schlösse, wäre ich lebendig begraben," fuhr es ihm durch den Sinn.

„Siebenzehntes Jahrhundert! ich erkenne es an der Schrift," rief er jubelnd, „wollen Sie mir die Sachen abnehmen, wenn ich sie Ihnen reiche?"

„Nein. Ich habe keinen Geschmack daran, im Staube zu wühlen wie die Würmer," entgegnete Zschorta. „Ich werde Ihnen ein dienstbares Wesen senden. Zudem muß ich fort. Ich treffe Sie also, wenn ich zurückkehre?"

Da wußte es plötzlich Kurt Werber, warum sich Aladins Zaubergarten noch im letzten Augenblick vor ihm aufgeschlossen. Wenn Zschorta draußen in der Welt sich des Näheren erkundigt, wenn er die Bestätigung dessen, was ein unglückseliger Argwohn ihm zugeflüstert, gefunden hatte, wie würde er dem Sohn des Feindes gegenübertreten, der sich in seiner Macht befand?

Und doch! Hier lagen Schätze, die der Forschung um jeden Preis zugänglich gemacht werden mußten.

„Es ist wohl möglich," sagte er zerstreut aufblickend.

Zschorta traf seine letzten Vorbereitungen. Joseph flog auf und nieder, Martha war um ihn bemüht, Karl stand seit einer Stunde fertig zum Anspannen in der Stallthür. Da schallte vom Hofe herauf lautes Sprechen, mehrfache Rufe und Befehle. „Was ist das?" fragte Martha, die vor dem Reisekoffer kniend die Schnallen schloß, und hob lauschend den Kopf.

„Man bringt zwei Wilddiebe in Gewahrsam," sagte der Freiherr rauh, „wessen Amt es nicht ist, der kümmere sich nicht darum. Es ist jetzt eine böse Zeit, Sitte und Ordnung verfällt immer mehr. Die Jugend wird verdorben von Anfang an. Sei ruhig — einen hoffe ich noch zu retten."

Auch Helene trat jetzt hinzu und empfing seine letzten Befehle.

„Und was ich noch sagen wollte — dem Schmidt da begegne doch ein bißchen zuvorkommend, wenn es sein kann," schloß der Freiherr, „wir haben ihn bisher vernachlässigt, und doch ist er mir nützlich, und ich bin mit ihm noch nicht zu Ende. Er scheint gern zu reiten, meine Pferde stehen im Stall. Du wirst dich nicht in ihn verlieben, hoffe ich?"

„Nein, Papa," lachte Helene unbefangen, „danach ist er nicht angethan."

Dreizehntes Kapitel.

Der Nachmittag brach an, und Wolf Zschorta war fort. Über der alten Dobenau lag so klarer Herbstfrieden, als hätten dort nie unfriedliche Geister im Kampfe gegen einander gerungen. Laut zwitschernd flogen die Schwalben auf und nieder und sammelten sich auf dem First des Schlosses oder auf den Türmen, während im Hof zwei Pferde warteten. Helene trat heraus, die Schleppe ihres Reitkleides über dem Arm, nach kurzer Zeit auch Werber. Er grüßte voll Ehrerbietung und stammelte errötend eine Entschuldigung, daß er sich verspätet, schwang sich aber so leicht in den Sattel, als ob er darin zu Hause sei.

Leichter Herbstwind wehte und spielte lustig mit dem schwarzen Schleier auf Helenens Hut. Auf den Bergwiesen weideten die Herden, die Felder wurden von fleißigen Händen geleert, und am Hange das Obst in Körbe gesammelt. Der Schall eines fernen Jodelns, das Tönen der Kuhglocken pflanzte sich in der klaren, stillen Luft weiter und weiter fort, träumerisch klang es ins Ohr der Vorrüberreitenden, als habe die Natur selbst Stimme bekommen und sänge leise, kaum vernehmbar das alte Lied vom Welken und Vergehen in die sonnengoldene Welt hinein.

„Welch ein schöner Tag!“ sagte Helene.

„Prächtig zur Hühnerjagd,“ rief ihr Begleiter wie abwesend. „Sehen Sie da unten die Jäger an dem Rübenfeld? Man läßt den Hund hinein, er sucht — er steht! Brav! brav!“

„Verstehen Sie denn davon auch etwas?“ fragte Helene verwundert. „Wie schade, hätten wir das gewußt, so würde unser alter Förster Sie aufgefordert haben, von der Partie zu sein.“

Er hörte nicht nach ihr hin. Es fielen Schüsse, gleich darauf vernahm man ein gellendes Pfeifen und hörte dann einen Hund jämmerlich schreien.

„Ich glaube, man schlägt das arme Tier,“ rief Helene unruhig.

„Natürlich,“ sagte Kurt mit funkelnden Augen, „und hoffentlich setzt es gehörige. Oder finden Sie das in der Ordnung, wenn der Hund den davonfliegenden Hühnern nachjagt?“

„Ich verstehe von dergleichen nichts,“ erwiderte Helene, „aber mich quält ein solcher Auftritt. Ich kann nichts leiden sehen, es empört mich. Hätte ich die Macht dazu, der Strafende sollte selbst schmecken, wie Strafe thut.“

„Recht freundlich gedacht, in der That, und der Hund? Haben Sie auch erwogen, welchen Dienst Sie ihm erweisen, wenn Sie sich seiner Dressur hindernd in den Weg stellen? Natürlich blieb er roh, wie er geboren ist, zu dem edeln Zwecke der Jagd unbrauchbar, vielleicht sogar bissig und tückisch. An der Kette würde der enden

und ein elendes Leben führen, der vielleicht der Freund und vertraute Genosse des Menschen hätte werden können."

„Und sind dazu Schläge nötig? Man versuche es doch mit Güte!"

Kurt lächelte. „Glauben Sie, daß der Wille so leicht zu brechen ist, und wäre es bei einem Hunde?"

„Den Willen brechen! Ei, da wären wir ja wieder bei Ihrem Lieblingsthema, sie sind ein Tyrann bei all Ihrer Sanftmut und Güte."

„Sie thun mir unrecht, auch mein Wille ist dem Gesetz unterworfen, Tyrannen erkennen keine Macht über sich an."

„Ich habe viel über das nachgedacht, was Sie mir neulich sagten. Wie kommt man zu dem: Wollen was man soll? Ist es Ihnen stets leicht gefallen? Handeln, denken, fühlen Sie jetzt und immer, wie es diejenigen, welche Sie als Autoritäten anerkennen, von Ihnen verlangen?"

Da stieg vor Kurt Werbers innerem Auge das Gesicht seines Vaters herauf, und die wohlbekannte Stimme sprach in einem Tone, den er zu fürchten gewohnt war: „Was willst du noch auf der Dobenau? Der Prinz ist fort. Daß du dorthin gingst, war Unbesonnenheit, daß du dort bleibst, ist Wahnsinn. Reitest du zum Vergnügen mit der Tochter meines Feindes?"

Und Kurt sprach sich selber vor, daß er der Wissenschaft dies Opfer bringe. Aber es war eine Stimme in ihm, die sich nicht betäuben ließ. „Um Helene von

Dobenaus willen setzest du dein Leben aufs Spiel," rief dieselbe.

„Sie sind so nachdenklich und erwidern nichts," meinte Helene lachend, „sollten sich auch in Ihrer Seele aufrührerische Gedanken anspinnen?"

„Ich prüfe mich daraufhin," sagte er. „Die Luft auf der Dobenau ist, wie es scheint, dem günstig. Es wird Zeit, daß ich sie verlasse."

„Soll es noch einsamer hier werden? Sie haben einen guten Einfluß auf mich gehabt, ich wollte, Sie dürften mein Lehrer, mein Freund bleiben. Ich bin nicht reich an Menschen, denen gegenüber ich mich offen aussprechen kann, die mich nachsichtig beurteilen. Hoffentlich haben Sie Ihre Abreise noch nicht festgesetzt?"

„O nein," stammelte er in Verwirrung. „Wann erwarten Sie Ihren Herrn Vater zurück?" fragte er nach einer Pause.

„Ich kann es nicht sagen, er bestimmte keinen Zeitpunkt, doch denke ich, vor einer Woche wird er nicht kommen."

„Eine Woche!" sagte Kurt träumerisch und blickte an Helenens edlem Profil vorüber auf den sich färbenden Wald.

An einem Wirtshaus auf dem Berge war Werber abgestiegen und hatte sich ein Glas Bier aus dem Hause geholt. Helene empfand zuerst nicht den Wunsch zu trinken, doch das frische, schäumende Getränk reizte ihren Appetit. Kurt bot ihr das eben eroberte Glas und ging wieder hinein, sich ein anderes zu holen. Er fand

niemand mehr. Nur eine alte Frau, die taub war, lächelte ihn verständnislos an. Er gab seine Absicht auf und kehrte zu Helene zurück.

„Sie sehen, mein Durst ist rasch befriedigt,“ sagte sie freundlich, „ich bin an dergleichen nicht gewöhnt. Darf ich Sie bitten, mit dem übrigen vorlieb zu nehmen?“

„Sie bringen mir ein Opfer!

„Durchaus nicht. Wenn Sie es nicht mögen, wollen wir weiterreiten.“ Eine dunkle Glut stieg in des jungen Mannes Gesicht, als er das Glas aus ihrer Hand nahm und seine Lippen darauf preßte. Er trank wie ein Verschmachtender den letzten Tropfen leer.

„Ich fürchte, ich habe Sie doch beraubt,“ sagte er dann zu ihr aufblickend.

Es war ein seltsamer Blick, der Helene nachdenklich stimmte. Der Ausdruck von Hingabe, von selbstloser Treue darin wob einen Zauber um sie her, sie sah sich plötzlich als Ritterfräulein, ihn als den Knappen, der, der Herrin treu, Gefahr und Tod nicht scheut. Eine Sehnsucht wandelte sie an, unter dem Schutze solchen Gefolges die Welt zu durchziehen und die Schönheit des Lebens in vollen Zügen zu genießen.

„Wie schade, daß Sie nicht von Adel sind!“ sagte sie, als er wieder aufgestiegen war, „man vergißt das ganz im Verkehr mit Ihnen.“

Er errötete wieder. „Warum?“ fragte er nicht ohne Empfindlichkeit.

„Weil es Ihrer Natur mehr angemessen ist, mit Roß und Schwert auszuziehen, als über Büchern zu

sitzen. Ich beachtete Ihre Aufregung vorhin wohl, als die Flinten knallten. Bewegung und Leben ist Ihr Element, und Sie behagen mir besser darin, als wenn Sie sich in das Gewand der Gelehrsamkeit kleiden."

„Da Sie so gütig sind, über meine wahre Natur Betrachtungen anzustellen," sagte er, „so will ich Ihnen meine Ansicht darüber nicht vorenthalten. Jeder Deutsche ist von alters her ein geborner Kriegsmann und die Fehde sein eigentliches Lebenselement. Kämpfen, wagen, streiten müssen wir allezeit, und können wir's nicht mit der Hand, so thun wir es mit den Waffen des Geistes. Im Grunde ist es dasselbe; die Kampfeslust liegt bei uns anererbt im Blut. Ich bin ein echter Sohn meines Volkes."

„Ei," rief Helene lachend und spornte ihr Pferd zu rascherer Gangart, „da darf man wohl darauf gefaßt sein, möglichenfalls selbst gegen Sie auf die Mensur treten zu müssen? Nun, ich fürchte mich nicht; einem Gegner mit offnem Visier begegne ich gern. Und Falschheit ist doch wohl nicht in Ihnen?"

„Nein!" rief Kurt mit einer edeln Offenheit, die ihm gut stand. Doch plötzlich stieg eine hohe Röte in sein Gesicht, und er biß sich auf die Lippen. Sein Antlitz erschien wie das eines Schuldbewußten. „Im Begriff meine Aufrichtigkeit zu versichern, erinnere ich mich, daß ich Sie dennoch täusche. Nein, gnädiges Fräulein, ich stehe Ihnen gegenüber nicht mit offnem Visier."

Es war gesagt, und keine Macht der Erde brachte die Worte zurück.

„Ein Geheimnis?" fragte Helene interessiert. „Sie schweigen? Sie sind auf einmal ganz verstummt? Was soll ich denken? Sie bringen mich auf die unglaublichsten Vermutungen."

„Schleunigste Abreise ist alles, was mir übrig bleibt," dachte der Unvorsichtige. Laut bemerkte er dann: „Ich fühle mich außerordentlich geehrt, gnädiges Fräulein, Ihr Interesse zu erregen, fürchte aber, Sie würden enttäuscht sein, wenn Sie erführen, daß ein Punkt von sehr untergeordneter Bedeutung mir im Augenblick das Gewissen beschwerte. Wirklich, es ist nichts Wesentliches."

„Jetzt sind Sie in der That nicht aufrichtig," sagte Helene, von sicherem Gefühl geleitet und sah erstaunt auf ihren Begleiter.

„Dürfte ich es sein!" rief er leidenschaftlich.

„Was hindert Sie daran? Ist es die über alles hochgestellte Pflicht?"

Die Pflicht? Seine Mission ist erfüllt, und Ludwig Ernst mustert wohl längst die neue Miliz, die seines Befehles harrte. Oder lud Kurt um staubiger Pergamente willen die Schuld der Unaufrichtigkeit auf seine Seele? Das war es nicht, er fühlte es klar. Aber der feindliche Name, hart und klar in die Herbstluft hinausgesprochen, schied ihn auf immer von dem Weibe an seiner Seite.

Sie ritten still den Waldweg entlang; schon traten die Hufe der Pferde auf knisternde Blätter, die den Gefährten im Welken vorangegangen. Ein feuchter Hauch

lag über der Tiefe des Forstes, kühl wie ein Gruß des Abends.

Inmitten hoher Bäume stand ein Holzhaus. Die Läden waren verschlossen, niemand wohnte darin als der Specht und die wilden Bienenschwärme.

„Wollen wir absteigen und hineingehen?" fragte Helene, „ich habe den Schlüssel bei mir."

Kurt sprang vom Pferde und half ihr herab, dann band er die Tiere fest und folgte ihr, als sie inzwischen geöffnet hatte. Er war wie im Fieber, und seine sonst so sanft freundlichen Augen glühten in leidenschaftlichem Feuer.

Sie hatte einen Laden aufgestoßen und sah hinaus in den Wald, der von der niedrigstehenden Sonne wie zum Abschied beglänzt lag. Kurt trat zu ihr. Das Fenster war schmal und bot wenig Platz für beide, mit trotziger Kühnheit, wie dem Schicksal zum Hohne, lehnte er sich nahe an ihre schlanke Gestalt. Durch die Strahlen des goldnen Abendlichts flog draußen ein Nußhäher in seinem Prachtgewand über die Schneise. Nach einer Weile noch einer.

„Ein dritter," rief Helene, „ein vierter! Warum fliegen sie nicht zusammen? Leben sie als Volk? Wo wollen sie hin?"

Er antwortete ihr nicht gleich. „Ich weiß wenig von dem Leben der Vögel," sagte er dann, und seine Stimme klang verändert und weich. „Jetzt ist die Zeit der Eicheln, sie werden nach Nahrung suchen — —"

Die Sonne sank tiefer, der letzte der Vögel flog

schon im Schatten vorbei. „Wir müssen an die Heimkehr denken,“ mahnte Helene; „ach, und es ist doch im Walde so schön, so schön: Wer immer hier bleiben könnte — —“

Ein qualvoller Seufzer rang sich aus der Brust des Mannes an ihrer Seite, erschrocken schaute sie auf. „Sie sind so still geworden. Was fehlt Ihnen?“

„Nichts,“ erwiderte er und preßte die Lippen stolz aufeinander. Und nach einer Weile: „Ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig, gnädiges Fränlein.“

„Ich erwarte eine solche seit einer halben Stunde. Wenn Sie indessen Gründe haben, mir Ihr Geheimnis vorzuenthalten, so thun Sie es immerhin. Ich bin nicht neugierig und — besitze Vertrauen zu Ihnen.“

„Ich danke Ihnen,“ rief Kurt heiß, beugte sich auf ihre Hand und küßte sie. Es war das erste Mal, daß seine Lippen ein Weib berührten — ungeschickt und hastig, als schäme er sich dessen — sie zog jäh ihre Hand zurück, errötete tief und trat vom Fenster weg.

Als sie schweigend, selten nur gleichgültige Bemerkungen tauschend, heimwärts ritten, war die Dämmerung angebrochen, und lustig loderte auf den Bergen das dürre Kartoffelkraut der abgeernteten Felder. Am Himmel aber traten leise, kaum sichtbar die ersten Sterne hervor.

O, ihr hart bedrängten Seelsorger, die ihr der Gemeinden blutiges Wehe in den alten, schön verschnörkelten Urkunden der Nachwelt darlegt, wie wenig Aufmerk-

samkeit wird euch von eurem eifrigsten Leser! Kurt Werber sitzt im Turmzimmer, vor sich die Schriften und die Gedanken weit — weit entfernt!

Wenn nur die Schwalben nicht so zwitscherten, die Sonne nicht so lockend durchs Fenster schaute!

Er setzt sich mit dem Rücken gegen das Licht und hält die Ohren zu. Es ist vergebens. Was kümmern ihn die Greuel der vergangenen Zeit? Dieser Holk ist trotz alledem eine Geißel der Menschheit gewesen. Daß auch freundliche Züge in seinem Bilde auftauchen, zeigt nur, daß er ein Mensch war und kein Teufel.

Einerlei, er ist tot, und seine Opfer leiden nicht mehr. Nur Kurt atmet und fühlt in dem moderdurchdufteten Raume. — —

Auf einmal wird es lebendig unten im Hofe. Stimmen klingen durcheinander, das Pflaster dröhnt wie von hundert unruhigen Füßen, ein aufgeregt fibrierendes Etwas schwirrt in der Luft, wie es jede größere Vereinigung von Menschen hervorbringt und verbreitet, die von ungewöhnlichen Ereignissen zusammengerufen wird. Kurt springt auf und tritt an das Fenster. Der ganze Schloßhof ist voller Leute. Man sieht sehr aufgeregte Gesichter, wilde Gebärden, sogar Knittel und Äxte. Das ist Aufruhr.

Mit Entsetzen gedachte Werber der Frauen. Keinerlei Vorkehrungen waren getroffen, Zschorta hatte nie an eine Gefahr geglaubt, zu sicher baute er auf die schreckende Macht seiner Persönlichkeit. Und heute, wo diese fehlte, welcher Schutz bot sich seinem Eigentum, seiner

Familie? Sogar die eichene Hausthür hatten die Diener, wie das Gitterthor an der Wallbrücke, zu schließen unterlassen. Gern wäre Kurt sofort in das Schloß geeilt, aber der Menschenhaufen versperrte ihm den Weg.

Während er noch erwog, was zu thun sei, waren bereits die ersten der Aufrührer in das Schloß eingedrungen, die gebeugte, allgemein beliebte Gestalt des alten Haushofmeisters trat ihnen dort entgegen. „Was wollt ihr?“ frug er, „der gnädige Herr ist nicht da. Kommt wieder, wenn er zurück ist, falls ihr mit ihm zu sprechen habt.“

„Gib uns die Gefangenen heraus, Günzel,“ sagte ein baumlanger Mensch mit einer starken Axt in der Hand, „es kann dir nichts helfen, wenn du gegen uns den Schlechten spielen willst, du siehst, wir haben uns auf alle Fälle vorgesehen.“

„Besinn dich doch, Thiele, soll ich auf meine alten Tage zum Schuft an meinem Herrn werden?“ rief der ergraute Diener, übermannt von dem Gefühl seiner Hilflosigkeit. „Nein, ich thu's nicht, macht, was ihr wollt!“

„Ein schöner Herr,“ sagte ein anderer, der ein ledernes Schurzfell trug und dessen Hände und Gesicht Spuren von Ruß aufwiesen, „an dem kannst du getrost zum Schuft werden, der liebe Gott wird dir's absolvieren. Mach keine Umstände, alter Grauschimmel, heraus mit den Schlüsseln, du siehst, wir haben heute keine Lust zum Trödeln.“

„Ich besitze sie gar nicht, der gnädige Herr wird sie mitgenommen haben.“

„Siehst du, das ist nun eine ganz schwache Finte! Denn obgleich der alte Schinder genug Unthaten auf seinem Gewissen hat, verhungern wird er die zwei doch wohl nicht lassen. Zier dich nicht, jetzt verhandeln wir noch im guten, aber es wird nicht lange dauern, so reden wir deutsch miteinander."

„Ihr lieben Leute," sagte der alte Haushofmeister, „ich bitte euch inständig, bedenkt, was ihr thut. Dies ist ein ganz ungesetzmäßiges, thörichtes Betragen. Den Gefangenen geschieht kein Unrecht, sie haben sich vergangen, verbüßen ihre Strafe und werden dann entlassen werden. Das ist kein Grund für euch, zu schreien und zu toben und Recht und Ordnung über den Haufen zu werfen. Ich bin siebenundvierzig Jahre auf der Dobenau, aber dergleichen ist mir noch nicht vorgekommen."

„Wird dir noch ganz anderes vorkommen," schrie eine Stimme aus dem Haufen.

„Hängen will er sie," sagte der mit der Axt und nickte dem Haushofmeister bedeutungsvoll zu.

„Wer sagt das?" rief Günzel.

„Das hat er selbst zu dem Gastwirt vom Roten Hof gesagt, als er gestern dort anhielt und den Pferden ein Futter geben ließ."

„Das darf er ja nicht," beschwichtigte der alte Diener, „das wäre gegen alles Gesetz."

„Der fragt wohl danach, was er darf oder nicht," meinte Thiele, und der Rußige stemmte beide Arme in die Seiten. „Was ist aus dem Handwerksburschen ge-

worden, he? der vorm Jahre dem Hund das Bein entzwei schlug?"

„Der zog zwei Tage drauf weiter."

„Nicht weiter ist er gezogen. Kein Mensch hat wieder etwas von ihm gesehen. Ja, wenn eure Keller reden könnten!"

„Wird's bald?" schrie es in der Gegend der Thür. „Man kriegt's satt, sich hier drücken und stoßen zu lassen. Schlagt sie tot, wenn sie uns im Wege sind."

„Na, wird's?" frug Thiele mit blitzenden Augen, „gibst du die Schlüssel, oder gibst du sie nicht?"

„Bei meiner Seligkeit, ich habe sie nicht," schwur der Alte.

„Wer hat sie?"

„Der Rentmeister."

„Auf, zum Rentmeister," schrie der Rußige. Der Beamte wohnte jenseit des Walles in einer kleinen, freundlichen Dienstwohnung. Um dahin zu gelangen, mußten die Anführer die ganze nachdrängende Menge durchbrechen und sie nach einer andern Richtung lenken. Das schien unmöglich. Inzwischen hatten einige mit den Räumlichkeiten der Burg vertraute Individuen sich der metallbeschlagenen Thür im alten Schlößchen genähert, die den Eingang zu den unterirdischen Gelassen vermittelte. Man hörte den Schlag des Eisens auf dem Eisen. Andere blickten neugierig in die Räume des unteren Geschosses oder stiegen gar die verschiedenen Treppen hinan.

Helene stand auf dem Korridor vor ihrem Zimmer

und lauschte ängstlich den Vorgängen. Laut gesprochene Worte waren oben hörbar. „Schlagt sie tot!" klang es aus der Menge.

Und jetzt schallten die wuchtigen Axthiebe von dem Gewölbe wieder.

Es kam die Treppe herauf. Das waren sie. Jetzt fliehen!

Sie eilte nach ihrem Zimmer — es war verschlossen. Sie selbst hatte noch eben, als sie sich zu Tante Gabriele begeben wollte, den Schlüssel abgezogen. Sie suchte in der Tasche ihres Kleides — er war nicht darin. Sie vergaß, daß sie ihn dort am Fenster, durch das sie auf den Hof geblickt, aus der Hand gelegt hatte.

„Die Herrlichkeiten schlagen wir entzwei, und was uns gefällt, nehmen wir mit," sagte eine Stimme auf der Treppe.

„Möchte doch den sehen, der es hindern will," entgegnete eine zweite. Verzweifelt schaute das junge Mädchen sich um. In einer Nische stand ein alter, wurmzerfressener Schrank, in dem die Dienerinnen ihre Kleider aufzubewahren pflegten. Man hatte ihn entfernen wollen, als der Übergang zum alten Schlößchen gesucht wurde, aber er drohte zu zerfallen, und so ließ man ihn an seinem Platze, umsomehr, da er nicht an der Verbindungsmauer stand, sondern mehrere Schritte davon entfernt.

Helene riß ihn auf und zog die Thür hinter sich zu. Aber was war das? Der Boden unter ihr gab nach,

sie fühlte die kalten Steine einer Treppe, rutschte niederwärts und schlug dann hart gegen etwas an.

„Ist da jemand?" hörte sie die Stimme Werbers fragen.

„Wo bin ich?" flüsterte sie. „Ist es möglich, daß Sie mir öffnen, oder bin ich hier gefangen?"

Es wurde licht um sie. Ihre eigne Hand hatte die Feder getroffen, die die verborgene Thür aufschloß. Halb betäubt, angsterfüllt, das Haar voll Spinnweben trat sie hervor. Es war, als wollte sie sprechen, aber sie fand keinen Ton. Er brachte ihr einen Stuhl, sie sank darauf nieder, verhüllte ihr Gesicht und schluchzte leise.

Mit sanfter Hand, als scheue er sich, sie zu berühren, entfernte er die Spinnweben von ihrem dunkeln, glänzenden Scheitel.

„Daß ich zu Ihnen kommen mußte!" sagte sie auf einmal, und eine warme Blutwelle färbte ihre Schläfe.

„Ja, zu mir," wiederholte er mit Betonung, „ist es Ihnen unangenehm?"

Sie schüttelte den Kopf. „Wir sind gute Kameraden," sagte sie dann mit Herzlichkeit.

Nicht mehr? Er schwieg und sah enttäuscht vor sich nieder. „Hat man Sie beleidigt?" fragte er endlich, als das Poltern und Dröhnen vom Haupthause allzu lebhaft an die Ereignisse des Moments erinnerte.

„Das nicht," sagte sie, „aber sie wollen stehlen, morden und zertrümmern."

„Ich will hinauf,“ sagte Werber, „auf diesem Wege vermag ich zu ihnen zu gelangen.“

Sie beschrieb ihm, wie die verborgene Treppe oben ausmündete. Als er sich entfernt hatte und der Ton des aufspringenden Schlosses zu ihr herunter drang, war sie sehr bleich geworden, und ihre Augen starrten unnatürlich groß nach der dunkeln Öffnung, in der er verschwunden war. Es hatte ihr auf den Lippen geschwebt, ihn von solchem Vorhaben abzuhalten, die Hand hatte ihr gezuckt, ihn zurückzuhalten. Warum hatte sie es nicht gethan?

Eine wunderliche Angst war in ihr erwacht, er könnte sich von ihr zurückhalten lassen. Und dann — ihre Lippen zuckten verächtlich — was lag ihr dann noch an seinem Leben oder Sterben?

Sie wartete mit klopfendem Herzen. Auf dem Tische lagen aufgeschlagene Hefte mit Aufzeichnungen von Kurts Hand neben durchlöcherten Pergamenten; Helene beugte sich darüber hin und prüfte beides mit aufmerksamen Augen. Die Schrift des jungen Mannes zeigte eine Ungleichheit der Lettern, die auf nervös erregte Hände schließen ließ, auch eine gewisse Unfreiheit, die der Leserin ebenso unsympathisch war; manches hatte Werber verbessert oder ausgestrichen und durch anderes ersetzt, man sah klar, der Verfasser war selten mit sich zufrieden und entbehrte ganz des stolzen Selbstgefühls, womit die von Dobenau ihre Thaten der Welt hinzuwerfen pflegten.

Es war stiller im Hause geworden. Aus dem Fenster blickend gewahrte sie, daß der Menschenhaufe sich nach

der entgegengesetzten Seite in Bewegung gesetzt hatte und zum Thore hinausströmte. Erleichtert wollte sie aufatmen, als erneutes Geschrei vor dem Thore ihre Aufmerksamkeit wieder in Anspruch nahm. Drunten im Hofe liefen die Diener mit angstvollen Gesichtern zusammen.

„Was ist's?“ fragte Helene aus dem Turm tretend.

„Der Rentmeister! Sie schlagen den Rentmeister tot!“ jammerte Joseph. „Er soll die Gefangenen freigeben.“

„Welche Gefangenen?“

„Den Lorenzschuster, der einen Hirsch auf dem Anstand schoß, und einen Fremden.“

Lauter scholl das Poltern und Gekreisch von der Brücke her. Helene sah still zitternd in den Hof hinunter. Kurt Werber stand plötzlich neben ihr, er sprach ihr keinen Trost zu, und doch überkam sie ein süßes Gefühl der Sicherheit in seiner Nähe.

Plötzlich wurde es still, auffallend still nach dem Lärmen und Toben.

Man klopfte an das Thor, das der alte Günzel hinter den Aufrührern geschlossen hatte.

„Laßt sie nicht wieder herein!“ flüsterte Helene bang.

„Es sind Gendarmen und Soldaten,“ entgegnete Werber, „sie können uns nur willkommen sein.“ Er schritt ihnen selbst entgegen, um sie zu begrüßen.

In ihrer Mitte befand sich der arme Höring ohne Kopfbedeckung, mit blutender Stirn, verwildertem Haar und schmerzverzogenem Gesicht.

„Die Schufte!“ schrie er, „die Halunken! na, nur

gemütlich, meine Herren, wir sprechen uns noch, nur gemütlich! Eure Prügel sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, und ihr sollt das hundertste Korn ernten! Puh!"

„Hat man Sie verletzt, Höring?" fragte Helene, ihm mitleidig entgegentretend.

„Danke für die Nachfrage, gnädiges Fräulein," erwiderte der Geschlagene mit einem ehrerbietigen Kompliment, das zu seinem kläglichen Zustand höchst merkwürdig anstand, „es geht noch, aber wenn die Gendarmen nicht eben zur rechten Zeit erschienen wären, würde ich wohl schwerlich je wieder so weit zu Atem gekommen sein, daß ich Ihnen oder dem gnädigen Herrn hätte Bericht erstatten können."

„Aber woher wußte man —"

„Der reine Zufall," rief Höring, „und nun sage noch einer, daß es keinen Gott im Himmel gibt. Die Herren in der Stadt haben gehört, daß bei uns einige hübsche Vögel in der Schlinge sitzen, und spürten Verlangen nach ihnen. Sie sollen sie haben, die Kerls, sie sollen sie haben! Ich sehe keinen Vorteil davon, wenn wir uns ihretwegen die Häuser über dem Kopf zusammenbrennen lassen. Alter Günzel, besorgen Sie mal etwas Eßbares für meine braven Retter."

Er humpelte nach des Herrn Zimmer und kam bald darauf mit einigen starken Schlüsseln wieder herunter. Helene bot ihm ein Glas Wein und redete ihm zu, sich zu pflegen. Kurt Werber erbot sich, einen oder den andern Weg für ihn zu besorgen.

„Danke, werter Herr, ich danke," sagte er mit Behagen den Wein schlürfend. „Ei, das thut wohl. Was aber meine Geschäfte anbelangt, so sind sie mit einiger Verantwortlichkeit verbunden, und ich möchte sie nicht gern in eines andern Hände legen. Sagte er mir doch ausdrücklich, daß wir sie selber strafen und nicht ausliefern wollten, und in solchen Sachen versteht er manchmal keinen Spaß. Pah! ich werde schon mit ihm fertig werden, ich weiß schon, wie er zu fassen ist, und habe keine Lust, um der Burschen willen meine Knochen nochmals aufs Spiel zu setzen. Au! der rechte Arm thut doch schauderhaft weh!"

„Ruhen Sie noch ein bißchen, guter Höring," sagte Helene.

„Das wollen wir doch lieber nicht thun. Fürchte fast, wenn ich in Ruhe komme, es wird mir alles so steif, daß es mit der Bewegung vor der Hand vorüber ist." Er erhob sich, rief die Gendarmen und schritt nach den Kellern hinunter.

„Das gnädige Fräulein möchten doch die Gnade haben und in den Garten kommen, es ist da eine Frau, die ein Anliegen hat," meldete Joseph.

„Die Lies!" dachte Helene. Voll tiefsten Mitleids trat sie der Frau entgegen, der sie keine Hilfe zu bringen vermochte. Werber folgte ihr in einiger Entfernung.

Martha lehnte indessen gedankenvoll am Portale. Sie hatte sich in ihrem dunkeln Dasein selten so glücklich, so voll Hoffnung gefühlt wie in den letzten Tagen.

Alle Umstände gestalteten sich von selbst vorteilhaft für ihre Pläne. Die Stimmung des Vaters, die äußeren Verhältnisse vereinigten sich, ihrem Rechte endlich zur Geltung zu verhelfen. Sie hatte ein halbes Leben lang gewartet. Der Lenz war verstrichen, die Blüten ihres Daseins welkten im Staube, aber jetzt im Herbst, jetzt glänzte die köstliche Frucht gereift zwischen den Blättern. Wenige Tage noch, und sie fiel in ihren Schoß.

Es konnten noch schöne Zeiten kommen. Nach langem Umherirren bot sich endlich eine Heimat, ein Vaterhaus, eine Stellung. Sie war anziehend. Mit heimlichem Gelüst, das funkelnd aus ihren stahlgrauen Augen glühte, erinnerte sie sich des Geschmeides, der kostbaren Stoffe, die sie in Helenens Besitz gesehen. Dann gedachte sie des Bruders, des einzigen Wesens, dem sie in Liebe verbunden war. Wie hatte sie um ihn gesorgt, wie bange hatte ihr Herz in nächtlich langen Stunden den Gefahren nachgesonnen, denen er sich aussetzte! Noch heute war sie daran erinnert worden; in dem wüsten Geschrei der Aufrührer erschien vor ihrem innern Auge sein bleiches, leidendes Gesicht. Das sollte nun anders werden. In behüteter Stellung durfte er fortan seiner Gesundheit, seinen Neigungen leben, sie sah ihn im Geiste mit seinem Lieblingsdichter in der Hand durch den Garten schreiten und seinen Blick nicht mehr in Sehnsucht, nein — in der tiefen Befriedigung des Glücks auf den fernen Bergen weilen.

Sie schloß die Augen. Eine stumme, heiße Thräne stieg aus der Brust herauf und netzte die Wimper. All

das Leid vergangener Tage spiegelte sich darin. Sei still, Herz, es ist vorbei! Es ist vorbei! Nun kommt die Freude. Sie sann und spielte leise mit dem Ringe an der Hand, er stammte von ihrer Mutter. Wenn sie es wüßte, die Mutter! Wenn sie ihre Kinder sehen könnte, geehrt, anerkannt im Vaterhause!

Es kam vom Schlößchen her: das waren die Gendarmen, die die Gefangenen brachten. Man konnte die Gefesselten jetzt sehen. Der eine war der kurze, untersetzte Lorenz mit seinem trotzigen Gesicht. Der andere — — —

Sie that einen Schrei, daß das alte Haus in seinen Ecken und Winkeln davon wiederhallte und neugierige Gesichter aus allen Dienerstuben blickten. In wilder Verzweiflung warf sie sich auf Höring, auf die Gendarmen. „Laßt ihn frei!“ rief sie, „es ist mein Bruder, mein Wilhelm, ich stehe für ihn ein. Ihr kennt ihn nicht, wißt nicht, was ihr thut, ihr müßt ihn freilassen!“

„Ei, Mamsellchen,“ sagte Höring, sich sanft von ihr los machend, „daß er eines hübschen Mädchens Bruder ist, nun den Vorteil wollen wir nicht unterschätzen, aber Sie kommen da hier nicht vor die rechte Schmiede. Wir haben Befehle von oben, und nach denen müssen wir uns richten.“

„Wessen Befehl gilt hier?“ fragte Martha mit blitzenden Augen. „Wir haben eigene Gerichtsbarkeit, und der Freiherr von Dobenau straft seine Leute selbst.“

„Ich rate der Jungfer, menge sie sich nicht in

Sachen, die sie nichts angehen," sagte einer der Gendarmen, „andernfalls müßten wir Gewalt brauchen."

„Was wollen Sie denn, Mamsell?" rief Höring ärgerlich, dem es nur darum zu thun war, die gefährlichen Gefangenen so bald als möglich los zu werden, „es geschieht ja alles auf den ausdrücklichen Befehl des Herrn, was wir hier thun."

„Hat er befohlen, sie auszuliefern?"

„Nun, natürlich."

„Er kannte diesen Mann nicht. Wenn er erfährt, wer es ist, den Ihr diesen Leuten preisgebt, so werdet Ihr es bereuen."

„Sei ruhig," sagte jetzt Wilhelm, „er kannte mich. Ich schrieb ihm vor einigen Tagen und bat um eine Unterredung; da ich hörte, du seist hier, wagte ich das Beste zu hoffen. Die Antwort war, daß er mich verhaften ließ."

Martha schwankte und tastete nach einer Säule. „Vorwärts, marsch!" sagte der Gendarm, ein rauher, brutaler Mensch.

Sie gingen hinaus und über den Hof hin. Martha flog empor, eilte an die Thür und blickte ihnen nach. So blickt man nach einem Schiffe, das, unvermutet vom Verhängnis ereilt, mit Mann und Maus vor unseren Augen versinkt.

Vierzehntes Kapitel.

Während Martha fast unverändert ihren täglichen Geschäften nachging, zischelte und raunte man sich in den Dienerstuben die bedeutsamen Neuigkeiten des Morgens ins Ohr, aber zu Helene drang nichts davon. Sie war ganz allein. Gabriele fühlte sich nach der überstandenen Angst und Aufregung leidender als gewöhnlich und zog sich nach dem Essen auf ihr Zimmer zurück, eine andre Gesellschaft hatte das junge Mädchen nicht. Es ergab sich fast von selbst, daß sie mit Werber eine neue Tour in die Umgegend verabredete. Wohl hatte er Bedenken wegen der aufgeregten Bevölkerung, aber sie sagte ihm lachend, daß auf dem vorgeschlagenen Wege keine Gefahr sei, irgend jemand zu begegnen; die Gesinnung einer Müllersfamilie, deren anmutig gelegener Wohnsitz ihnen zum Ziele dienen sollte, war über jeden Zweifel erhaben.

Endlich beruhigte sich Werber in dem Gedanken, daß der Anlaß zur Unruhe, die beiden Gefangenen, nicht mehr am Orte seien. So machte man sich denn auf den Weg. Pferde konnte man anfangs nicht brauchen, doch sollten sie entgegengebracht werden, um die Rückkehr zu erleichtern.

Romantisch schlängelte sich der Fluß um das Fels-

geschiebe, wo er es nicht zu durchbrechen vermocht hatte. Der Fußweg, den die beiden jungen Leute einschlugen, führte zwischen Berg und Wasser hin, er war oft so schmal, daß zwei nicht Platz hatten, wenn Dornengestrüpp vom Hange herauf sich über den Weg legte oder das bröckelnde Gestein der allzu steilen Böschung hinabgerutscht war.

Helene, die voranging, prallte plötzlich mit einem leichten Schrei zurück. Eine glatte, schillernde Otter hob sich vom Boden empor, züngelte leise zischend in der Luft umher und schlüpfte dann in das Himbeergesträuch, das den Hang bedeckte.

„Gibt es hier solches Gewürm?" frug Werber.

„Genug," erwiderte sie. „Die Leute erzählen sich Sagen vom Otterkönig, der ein güldnes Krönlein trägt; breitet man vor ihm ein neu leinen Tüchlein aus und sagt einen Spruch, so muß er das Krönlein daraufwerfen, und es öffnet dem Glücklichen den Zugang zu allen verborgenen Schätzen. Aber Gefahr ist dabei; wenn man das Kleinod erfaßt hat und nicht flieht, so schnell es möglich ist, kommt der Otterkönig hinterher und tötet den Verwegenen, bevor es ihm gelingt, über ein fließendes Wasser zu kommen, das Sicherheit gewährt."

„Wo wäre nicht Gefahr," sagte Kurt, „wenn man die Hand nach einem Kleinod ausstreckt, und was hielte man für ein Kleinod, das nicht mit Mühe und Gefahr erworben ward? Unter den Bekannten meiner Mutter sah ich eine Dame von hervorragender Schönheit und Liebenswürdigkeit. ‚Bemühe dich um diese gefeierte Erbin,'

sagten meine Verwandten, und von der anderen Seite lockten Einladungen und freundliche Blicke. Sie liebte mich nicht, dazu bin ich zu unbedeutend, aber wie die Verhältnisse lagen, hätte sie es mit mir wohl versuchen mögen. Alle guten Freunde saßen im Kreise umher und schauten wie im Theater voll Interesse auf die Entwicklung des kleinen Dramas. Ich wette, der mir zugedachte Schwiegervater hatte schon den Wein bestellt, in dem des Brautpaars Gesundheit an der Hochzeitstafel getrunken werden sollte. Da empörte sich etwas in mir. Eines Morgens war ich, ohne daß sich meine Umgebung dessen versah, auf dem Wege nach Paris, und als ich nach Jahresfrist zurückkam, fand ich die mir erkorene als glücklich verheiratete Frau wieder."

„Ei, ist das gewollt, wie man soll?" sagte Helene hell auflachend.

„Ich gebe zu, es spricht gegen meine Theorie," entgegnete er, „doch kann man unmöglich alles thun, was Menschen von uns verlangen! Die letzte Instanz liegt schließlich doch in uns selbst."

„Sie beharren neuerdings auf Ihrem Standpunkt nicht so schroff, als man im Anfang hätte glauben sollen," meinte Helene „am Ende vereinigen wir uns noch."

„Denken Sie das?" frug er, und es klang wie ein Frohlocken in seiner Stimme.

„Wer sind Sie?" frug Helene, sich rasch nach ihm umwendend. „Die ganze Nacht dachte ich Ihrem Geheimnis nach, es quält mich, stört mir den freien Verkehr mit Ihnen, mehr noch, es beängstigt mich. Mir ist,

als läge eine neue Gefahr in der Luft für Sie und mich und uns alle. Sie sehen, meine Phantasie ist durch die letzten Ereignisse erregt, es ist nicht gut, ihr freien Spielraum zu gestatten."

„Mein Name ist Kurt von Werber," sagte der junge Mann ruhig und ernst.

„Sie sind der Sohn der Ministers?" frug sie beklommen. „So ist es also Wahrheit, was ich geahnt, was mir undeutlich vorschwebte. Warum sind Sie zu uns gekommen? Wollten Sie Papa heimlich beobachten und ihn dann verderben?"

„Glauben Sie das?"

Sie sah auf in sein Gesicht. Er stand an der scharfkantigen Schieferwand, die von der gärenden Glutmasse des Diorits einst aus dem Gefüge gerissen und jäh emporgetrieben worden war. Wie von aller Kraft verlassen, lehnte er an den Stein, die Augen tief vorwurfsvoll auf sie geheftet, als wäre sie die Schuldige, die Unbarmherzige, die verjährter Familienfehde Menschenopfer zu bringen bereit sei.

„Nein, ich glaube es nicht," beteuerte sie schnell wie ohne Atem. „Aber was soll ich denken? Was konnte Sie antreiben, ein solches Wagnis zu unternehmen? Wenn Papa Ihr Geheimnis entdeckte!"

„Er hat es entdeckt, dies ward mir klar in dem Augenblick, als Ihr Vater mir die lange verheimlichten Aktenstücke unter der Bedingung auslieferte, daß er mich bei seiner Zurückkunft noch anwesend fände."

„Unseliger! Und Sie — versprachen es ihm?"

„Nein, das nicht. Aber ich werde ihn dennoch erwarten. Immer mehr, immer klarer, stärker entwickelt sich in mir der Gedanke, nicht feige in seiner Abwesenheit zu verschwinden, sondern dem Gefürchteten noch einmal Auge in Auge gegenüber zu treten. Sagen Sie mir nichts dagegen, gnädiges Fräulein, es würde nichts nützen."

„Sie sind ein Mann der Wissenschaft, ein Gelehrter," rief Helene angstvoll, „und haben kein Verständnis dafür, welcher Dinge ein Dobenau fähig ist." Sie rang die Hände. „Mein Gott, soll ich von neuem Blut fließen sehen? Ist noch nicht genug des Unglücks über das Haus gekommen? — — Ihr Vater weiß, wo Sie sind? Billigt er Ihren Aufenthalt auf der Dobenau?"

„Er billigte ihn nie und wünscht, nun der Prinz zurückgekehrt ist, daß auch ich abreise."

„O, dann thun Sie es! Ich bitte Sie! Ich flehe Sie darum an! Reizen Sie Papa nicht, häufen Sie nicht neue Schuld, neuen Zwist auf halbvergessene Thaten. Lassen Sie Frieden, soweit es sein kann, endlich in die Burg einziehen. Bedenken Sie doch, Ihr Vater wird Sie suchen. Nicht unthätig läßt er seinen Sohn in den Händen des Feindes. Man wird das Schloß besetzen; das Gesetz, dem Papa sich noch nicht gebeugt, wird endlich seinen ehernen Mund aufthun und unseren Namen dem Spott der Welt preisgeben."

„Und glauben Sie nicht, Helene, halten Sie es gar nicht für möglich, daß ein gutes Wort bei Ihrem Vater eine gute Statt fände? Muß denn der alte Zwist zwischen uns

erneuert werden? Könnte er nicht vielmehr durch meine Bemühung seiner Ausgleichung entgegensehen?"

„Sie sind ein Kind!" rief Helene händeringend. Die Tollkühnheit, die sie bis jetzt an ihrem Helden vermißte, brachte sie jetzt zur Verzweiflung. Welcher fremde Geist war denn über ihn gekommen? „Ein Zschorta vergessen!" rief sie. „Es fehlt Ihnen jedes Verständnis für einen solchen Charakter. Zu denken, Papa könnte sich, wo er haßt, versöhnen! Nicht die grausigste Not, nicht Gott und Christentum, nicht die Neigung zu irgend einem Wesen auf Erden brächte das zu stande."

Wie erschöpft hielt sie inne und schaute auf das Thal hinunter, das sich hier zum Kessel rundete. Dunkle Fichtenwälder zogen sich an den Hängen hinauf. Der Himmel war von Wolken umzogen, und ihre Schatten lagerten sich von oben herein. Man hörte den Wind auf der Höhe brausen, aber man fühlte ihn nicht im Schutze der Berge.

„Wir wollen weitergehen," sagte Kurt endlich, „es könnte regnen. Sie schritten still an der Felswand vorüber. Als sie zuerst vor ihren Blicken auftauchte, schien die lachende Sonne in den Dobegrund — nun war alles trübe.

„Ist es eine Pflicht, die Sie hier hält," sagte Helene nach einer Weile wieder, „zeigen Sie mir die Aktenstücke, an denen Ihnen soviel liegt, ich will sie kopieren und Ihnen nachsenden."

„Helene!" rief Kurt in tiefer Bewegung, „Sie wenden mir das Herz in der Brust um, wie gern möchte

ich Ihnen gefällig sein! Aber ich kann nicht. Jene Berichte — vermöchten Sie gar nicht zu lesen; so klar die Schrift aus jener Zeit sich dem Auge zeigt, die einzelnen Worte zu entziffern bedarf es der Übung."

„Ich könnte es lernen," rief Helene in heißer Erregung, „ich besitze Fleiß und Ausdauer. Zeigen Sie mir morgen — heute noch das Nötigste und sein Sie gewiß, die Wissenschaft soll nichts dadurch verlieren, daß Sie sich und uns böse Tage ersparen."

Sie waren auf einer schmalen Brücke angelangt, die über die Dobe nach jener Mühle führte, welche zu gleicher Zeit ein Wirtshaus, im Sommer von Reisenden und Städtern oft besucht war. Heute schien der Ort verlassen, tiefe weltferne Einsamkeit lag über dem Thalkessel.

Kurt Werber blieb auf der Brücke stehen; auch sein Gesicht sah erhitzt aus, und aus seinen Augen flammte ein Ausdruck von Leidenschaft, der ihn völlig veränderte.

„Sie denken zu gut von mir," sagte er leise, als versage ihm die Stimme. „Es ist nicht die Pflicht, die mich hält, im Gegenteil, alle ihre gebietenden Stimmen vereinigen sich dazu, mich fortzurufen. Aber das Gebot verklingt ungehört in meinem Ohr. Zum erstenmal empört sich auch etwas in mir, es will und fordert nach eigenem Gesetz, unbekümmert um alles andere, um Lob und Tadel, Erfolg oder Mißlingen — gleichgültig gegen Leben und Tod. Mag er doch kommen, der gefürchtete Gegner! Nicht für die Wissenschaft, nicht für meinen Vater oder den Prinzen — für mich selbst stehe ich

hier. Ich selbst strecke die Hand aus nach dem Preise im Kampf, der zwischen uns anhebt. Wollen Sie mich hindern, Helene? Sie?“ Er sah ihr heiß in die Augen und erfaßte ihre Hand — —

Aus der Mühle erschollen Stimmen, Menschen kamen heran, erschreckt fuhren beide empor und schritten nach dem Gehöft.

„Helene?“ flüsterte Kurt noch einmal fragend.

„Ich — habe Sie nicht verstanden,“ entgegnete sie totenblaß. Sie standen im Hofe, Kartoffeln wurden abgeladen und rollten polternd in den Keller hinab, hungernde Hühner liefen den Mägden nach, und Fremde standen oben an der Treppe. Kurt war vorgegangen, die Pflichten der Höflichkeit, denen er sonst ängstlich nachkam, ganz außer acht lassend. Er trat in das Gastzimmer, wähnend daß Helene ihm folge, während sie sich längst von ihm weggewandt hatte und draußen in einer einsamen Laube des Gartens schluchzend die Fassung wieder zu erringen suchte, die ihr verloren gegangen war.

Plötzlich fühlte sich Kurt am Arme erfaßt und gehalten, ärgerlich blickte er empor.

„Ein Glückstern führt dich mir in die Arme, Sanfter,“ rief der junge Bünau, sein Freund, „seit vierundzwanzig Stunden umschleiche ich die Feste und zerbreche mir den Kopf, wie ich hineingelangen möchte, ohne Aufsehen zu erregen.“

„Was willst du von mir?“ frug Kurt barsch, „ich

habe im Augenblick wirklich keine Zeit — —" er hatte bemerkt, daß Helene ihm nicht gefolgt war, und all sein Denken konzentrierte sich auf den Wunsch, sie aufzusuchen und in ihren Augen zu lesen, was für ihn zu hoffen war.

„Nun, nun, nur Geduld! Du bist ja unter den Wölfen förmlich verwildert, Sanfter! Es scheint mir, mein Auftauchen in dieser Gegend ist dir nichts weniger als angenehm. Um mich zu legitimieren, sage ich dir, ich komme im höchsten Auftrag, mehr als das: auf die dringendste Bitte deines Vaters hin, die ich nicht abschlagen konnte."

„Nur einen Augenblick," sagte Kurt im Ton eines Flehenden, verschwand in der Thür und suchte in Haus und Hof nach der Vermißten. Bünau saß inzwischen vor seinem Glase und trommelte mit den Fingern heftig auf dem Tische.

„Gnädiges Fräulein!" rief Kurt leise in die Büsche und Hecken hinein. Da kam sie hervor, sagte, wie sie in ihrer tiefen Trauer sich scheue, unter die Menschen zu treten, und daß ihr das Weinen angekommen, weil sie das letzte Mal zur Ferienzeit mit Veit hier gewesen. Dieses Verständnis wob zugleich einen schützenden Schleier um sie, von dem die Glutstrahlen seiner Leidenschaft machtlos abprallen mußten. Er erzählte ihr in dem alten, zart rücksichtsvollen Ton, wie er einen Bekannten hier getroffen, mit dem er einige Worte im Vertrauen zu reden genötigt sei. Dann begab er sich wieder zu

Bünau und warf sich mit finsterem Ausdruck auf einen Stuhl.

„Sag, was du zu sagen hast,“ stieß er hervor, „bevor jemand hereinkommt und uns stört.“

„Du sollst zurückkehren.“

„Dachte ich es doch!“ fuhr Kurt gereizt auf. „Bin ich ein Kind, dem man die Bonne nachschickt, wenn ein Regen droht? Ich bin mein eigener Herr und thue, was ich für gut finde.“

„Dein ganz verändertes Wesen und die geringe Geneigtheit, welcher du meiner Mission entgegenbringst, sprechen dafür, daß die Vermutungen Bessendorfs nicht so ganz aus der Luft gegriffen sind.“

„Hat diese Schattengestalt auch einmal eine Vermutung gehegt? Ist ihm wirklich ein Gedanke aufgestiegen? Nun, ich wäre doch neugierig, den kennen zu lernen.“

„Er sagt, es gefiele dir so gut auf der Dobenau, so gut, Sanfter, daß du nicht übel Lust verspürtest, dich der Sippe des Feindes mit Leib und Seele und mit dem Herzen vor allem einzuverleiben. Ein Wahnsinn, Kurt, den du nie begehen wirst. Nicht wahr, alter Freund?“

„Was sagte mein Vater dazu?“

„Er kam zu mir in seiner Not und sah so traurig aus, daß ich wahres Mitleid fühlte mit dem alten, verdienten Manne.“

Er machte eine Pause, Kurt starrte indessen finster vor sich nieder.

„Sagen Sie es ihm,“ sprach er zu mir, „daß der

einzige Sohn Pflichten gegen seinen Vater hat, daß er nicht leichtsinnig in den Wind schlagen darf, welcher Familie er angehört, welche Traditionen sich daran knüpfen. Leichtsinnig! was sage ich da? Mein Kurt, mein Sohn, was bin ich im Begriff, von dir zu glauben? Verleumdung ist alles, und nur die List oder Gewalt jenes unseligen Mannes hält dich in seiner Macht zurück."

Kurt schwieg noch immer.

„Bist du nicht frei, zu gehen, wohin es dir beliebt?" fragte Bünau.

„Ich bin es."

„Dann komm mit mir! Du selbst mußt einsehen, daß dein längerer Aufenthalt dort zu nichts führen kann. Ich mag nicht glauben, daß du so verblendet bist, die Tochter dieses Hauses für etwas anderes anzusehen, als sie sein kann, ein Geschöpf mit allen Fehlern ihres Hauses ausgestattet: dem Trotz, dem Eigenwillen, der Herrschsucht, lauter Dingen, die in einem Frauencharakter sich in der höchsten Blüte der Häßlichkeit zeigen müssen."

„Ja, euch mögen sie so erscheinen. Ein Schaf folgt willig dem voranschreitenden Führer, der Löwe geht seinen eigenen Weg."

„Und die Löwin auch, vermute ich."

„Natürlich. Auch die Löwin. Und in diesem Zeitalter der Epigonen, des gedankenlosen Nachtretens oft beschrittener Wege, ist es ein Genuß, einer kräftigen Individualität zu begegnen, die nur sich selber Gesetz ist."

„Kurt Werber, bist du es, der so spricht? Kannst du es verkennen, daß das Lamm unser edelstes Symbol

ist, während die reißenden Tiere der Wildnis nur zerstörend wirken?"

„Ich bin ein guter und gläubiger Christ und strebe danach, in des Höchsten Heerfolge zu stehen und zu streiten. Aber sollte dem Herrn über alles eine voll entwickelte, ihrer selbst bewußte Kraft, freiwillig in seinen Dienst gestellt, nicht wertvoller dünken, als Tausende von ängstlichen Seelen, die vor Zufälligkeiten zittern? Die Herrschaft über die unterwürfigen Scharen muß er oft genug mit mancherlei weltlichen Einflüssen teilen."

„Und die freiwillige Unterwerfung deiner Auserwählten wechselt oft genug mit offener Empörung."

„Laßt es! Wer es einmal empfunden hat, was wir sind, was wir vermögen, eins mit Gott, seine Kinder, Geist von seinem Geist, der kehrt immer wieder zu ihm zurück. Denn nur bei ihm und durch ihn, erlöst von Niedrigkeit und Gemeinheit, gelangen wir zur freien Entfaltung unseres Ich, zur segenbringenden Thätigkeit mit allen Mitteln, die uns vor anderen verliehen sind."

„Wahrlich nicht Schleiermachersche Ideen von dir zu hören, bin ich hierher gekommen. Welche Antwort gibst du mir für deinen Vater?"

„Daß ich bleibe, um bei Wolf Zschorta, wenn er zurückkehrt, um die Hand seiner Tochter zu werben."

„Und du erwartest freundliche Aufnahme? Der Alte wird entzückt sein, den einzigen Sohn des Feindes vom Vater abzuwenden und auf seine Seite zu ziehen?"

„Das wird nimmer der Fall sein. Ich will das Welf und Waibling nicht mein ganzes Leben hindurch

im Ohre klingen hören. Sobald Helene mein ist, verlasse ich das Land und gründe mir draußen eine neue Existenz.“

„Ich weiß nicht, ob das alles den Ansichten deines Schwiegervaters entsprechen wird, und Zschorta als Feind bei solchem Unternehmen stempelt dasselbe zur Lächerlichkeit.“

„Wer sagt dir, daß er sich dauernd als Feind demselben gegenüberstellt? Mancher Widerspruch, den Eltern gegen Heiraten ihrer Kinder erhoben, hat sich gegeben. Doch, ich muß fort. Heute abend noch schreibe ich an Papa. Sage ihm indessen, daß es mir innig leid thut, ihm diesmal nicht gehorchen zu können. Mir ist, als wäre ein solcher Fall noch nicht vorgekommen.“

„Und kein Zureden hülfe mehr?“

„Keins, spare dir die Mühe. Zudem höre ich Fremde vor der Thür, gleich werden wir nicht mehr allein sein. Noch eins. Ich halte mich freiwillig länger hier auf; wenn Papa einige Zeit ohne Nachricht bleibt, soll er nichts Schlimmes argwöhnen, mich nicht suchen. Im Notfall hört er von mir.“

„Wenn es dann nicht zu spät ist,“ entgegnete Bünau im Abschiednehmen. Er schien noch viel auf dem Herzen zu haben, und es wurde ihm schwer, sich loszureißen. „Sehe ich dich nicht noch?“ fragte er.

„Wozu?“ gab Kurt zurück, ungeduldig hinauseilend. Zwei Damen gingen an ihm vorüber, sie kamen ihm bekannt vor, ein junger Mann aus den höheren Bürgerständen folgte. Kurt achtete nicht auf die Ankommenden.

Er eilte in den Garten und fand Helene in einer engen Laube mit Geißblatt umzogen, auf deren schmalen Holzbänken grünes Moos gewachsen war. Sie hatte den Kopf gegen die Zweige gelehnt, und ihr Gesicht zeigte Spuren von vergossenen Thränen.

„Was wollen Sie?“ rief sie, ihn erblickend, mit Heftigkeit. „Es ist rücksichtslos, sich in meinen Schmerz zu drängen.“

Er trat zurück und schritt in größter Aufregung am Wasser auf und ab. Bünau wollte er nicht wieder begegnen; Helene sich aufs neue zu nähern schien unmöglich. Es war klar: sie haßte, sie verachtete ihn. Seine ganzen Pläne, seine kühnen Hoffnungen kamen ihm wie eine großartige Lächerlichkeit vor, würdig des irrenden Ritters, der gegen Windmühlen kämpfte. War es nicht das einzig Vernunftgemäße, mit Bünau heimzukehren, vereinigte sich nicht die Autorität des Vaters mit dem Gebot seiner eigenen Einsicht, trat nicht auch Helenens Wunsch schwerwiegend auf jene Seite? Und was hatte er gegen das alles einzusetzen? Nichts als das eigene glühende Begehren, den allmächtig gebietenden Wunsch in der wogenden, sturmbewegten Brust. Kurt Werber, du frommer Ritter der Pflicht, was ist aus dir geworden?

Er riß die Erlenblätter von den Zweigen und warf sie in die klare Flut, die dem Erregten in ihrem ruhigen Dahingleiten hassenswert erschien. Einem Kinde, das im Vorübergehen grüßte, dankte er nicht, und es erschrak vor dem finsteren Ausdruck des Mannes. Er ging in den Wald hinein, warf sich ins Moos und suchte seine

Fassung wieder zu erlangen. War es nicht, als läge er im Kampf mit der ganzen Schöpfung? Vielleicht auch mit ihrem Urheber? Er schaute empor und sah wilden Blicks in die Sonnenstrahlen, die schelmisch zwischen den Zweigen hindurchschlüpften. Zwei Schmetterlinge umgaukelten einander mit lieblicher Anmut, liebend suchten sie sich, neckisch entflohen sie einander, sehnend zog einer dem anderen nach. Keiner wehrte ihrem süßem Spiel.

Kurt stöhnte und warf wütend welke Nadeln und Moos nach den Glücklichen.

Nach einiger Zeit vernahm er Pferdegetrappel und hörte die Stimme Roberts, die ihn rief. Er ordnete sein Haar, säuberte die Kleider von den Tannennadeln und trat hervor. Helene hatte ihr Reitkleid übergeworfen und saß schon zu Pferde.

„Wo stecken Sie denn?“ fragte sie freundlich.

„Bitte sehr um Entschuldigung,“ entgegnete er steif, schwang sich auf und ritt neben Robert hinter ihr her. In leutseligem Ton unterhielt er sich mit dem Burschen, lobte mit Verständnis die Eigenschaften der Pferde und erweckte dadurch in der gutmütigen Seele des jungen Menschen Zuneigung für ihn.

Nach einer Weile wandte Helene den Kopf. „Wollen Sie nicht einmal zu mir kommen?“ frug sie mit gewinnendem Lächeln.

Sofort war er an ihrer Seite.

„Haben Sie Franziska gesehen?“ frug sie leise. „Es zerriß mein Herz, nach dem, was wir erlebten, einen solchen Anblick ertragen zu müssen.“

Kurt verstand sie nicht.

„Sind Ihnen die Damen in der Mühle nicht aufgefallen? Es war meines Bruders Braut mit ihrer Mutter."

„Ah! Ich entsinne mich der letzteren. Und der Herr?"

Helenens Hand ballte sich unwillkürlich. „Den kenne ich nicht," entgegnete sie verächtlich.

„Die junge Dame trug, soviel ich mich entsinne, keine Trauer."

„Warum sollte sie? Eine Vorschrift existiert für sie nicht und — was kümmert sie ein Toter? O Veit! Veit! dich einem solchen Weibe geopfert zu sehen."

Kurt hörte voller Zurückhaltung die Ausbrüche ihres Schmerzes an. „Sie sind mir böse?" frug sie plötzlich und drängte ihr Pferd näher an das seine heran.

„Dazu hätte ich keinen Grund," entgegnete er kühl, „Sie waren im Recht, wenn Sie mir eine Zurückweisung zu teil werden ließzen."

Und wieder hielt er sich zurück und begann mit Robert ein Gespräch über Verbesserung der Kandaren. Sie biß sich auf die Lippen und schwieg.

Es war auf einmal recht kalt geworden.

Fünfzehntes Kapitel.

Düster und schaurig brach der Abend herein. Die herbstlichen Winde umstürmten das Haus, als wollten sie sagen: Wir sind die Boten der Vergänglichkeit, alles sinkt vor uns in den Staub. Willst du uns ewig trotzen, steinerne Feste, du und dein stolzes Geschlecht? Auch euch trifft einmal das Los, auch ihr müßt davon. Erst die Menschen, zuletzt auch der Bau.

Im dämmrigen Zimmer saßen Gabriele und Martha zusammen, als Helene hereintrat. Der stolze Blick der jungen Dame glitt erstaunt über die Gruppe. Was hatten diese zwei miteinander gemein? War die Madonna mit der Glorie ums Haupt nicht über Dienstbotenklatsch erhaben?

„Du vertiefst dich wohl in humane Bestrebungen?“ frug die Tochter Zschortas mit dem echten Tonfall seines Hohnes, als Martha das Zimmer verlassen hatte, „erkundigst dich nach den intimen Verhältnissen der Leute und suchst sie zu verbessern?“

„Und wenn ich es thäte?“ fragte Gabriele mit überlegenem Lächeln. „Ich habe noch nicht vergessen, wie weh die Armut thut, und daß ein warmes Wort viel Leid vergessen machen kann.“

Helene zuckte die Achseln, warf die Reitpeitsche nach-

lässig beiseite und ergriff die Zeitung. „Was gibt es Neues?“ frug sie.

„Eine Nachricht von hoher Bedeutung. Es scheint ziemlich gewiß zu sein, daß unser Herzog sich wieder vermählen wird. Das ganze Land gibt den innigsten Anteil kund, die Freude scheint allgemein. Nur den Prinzen muß es wie ein Donnerschlag treffen, er hatte fest auf die Erbfolge gerechnet.“

„Der arme Prinz!“ rief Helene mitleidig. Sie holte den Almanach herbei und erforschte das Alter der Braut und deren Abstammung. Draußen pfiff der Wind, und der Regen schlug gegen die Fenster.

„Es ist meinen humanen Bestrebungen gemäß,“ sagte Gabriele, „daß ich den dritten Genossen unsrer Einsamkeit heute abend nicht dem Grauen des Archivturmes oder des Teufelszimmers preisgebe. Willst du nicht klingeln und ihn bitten lassen, daß er uns Gesellschaft leiste?“

Helene gehorchte sofort, und Kurt erschien.

„Ich fürchte fast, daß meine wenig geübten, geselligen Talente die Damen enttäuschen werden,“ sagte er, weniger bescheiden als bitter. Auch er griff zur Zeitung. Die Neuigkeit des Tages bildete ein ergiebiges Thema, viel wurde dafür und dagegen gesprochen, bis es ganz dunkel geworden war.

Im Kamin brannte das Feuer, und die wärmende Flamme berührte wohlthätig an dem schaurigen Abend. Helene saß noch an der Glut und warf zuweilen ein neues Scheit auf die Kohlen. Kurts Augen hingen an ihr mit stummer Frage, sie wußte es, und doch hob sie

die Wimpern nicht empor. Mit Wonne trank ihr Herz den Zauber der Stunde, fürchtend, ein lauter Atemzug könnte ihn zerstören, er aber drängte vorwärts in stürmendem Begehren, wenig achtend die traulichen Freuden der Gegenwart; sein klopfendes Herz verlangte nach der Bestätigung seines Geschicks.

Er trat an den Flügel und öffnete ihn. „Spielen die Damen nicht?" fragte er, „es müßte schön sein, eine Melodie von Menschen erdacht durch jenes Lied der Elemente klingen zu hören, als ob sie sich mit ihm vereinigte oder ihm widerspräche."

„Versuche es, Helene," bat Gabriele, die ihrem kranken Körper in dem Polster eine bequeme Stellung gegeben hatte, ich leide an argen Schmerzen, es wird mich zerstreuen."

„Nach Ihnen, Herr — Schmidt."

Er schien nur auf die Aufforderung gewartet zu haben: schmerzlich düstre Mollaccorde stiegen leise aus den Saiten empor. Dann sang er im Ton einer schottischen Ballade folgendes Lied:

Im einsamen Thale waldaus und -ein
Mein Rufen schallt durch den Mondenschein.
Die Elfen huschen die Kreuz und Quer,
Sie verwirren den Weg und mein Fuß wird schwer,
Elisa!

Ich hab' dich geliebt, du glänzende Fey!
Doch du brachst mein hoffendes Herz entzwei;
Es tanzte dein Fuß auf blutigem Grund,
Du hast mir verschlossen den lachenden Mund,
Elisa!

Du hast ihn verschlossen mit zaubrischer Macht,
Drum mit den Elfen wandr' ich bei Nacht.
Weine und wandre die Kreuz und Quer
Und der Weg ist weit, und mein Fuß wird schwer,
Elisa!

Und ich frage die Nacht, ob dein Auge trog,
Und die Felsenkluft, ob dein Mund mir log,
Und ob auch kein Hoffen mir übrig blieb —
Ich kann dich nicht lassen, ich hab' dich lieb,
Elisa!

„Das ist schön," sagte Gabriele, als er geendet, „so muß dem Wanderer zu Mute sein, der draußen verirrt in den Felsen nach dem Wege tastet. Während Ihres Gesanges kam auch der Mond hervor. Er muß bald voll sein, aber die Wolken decken ihn zu." Sie trat ans Fenster. „Klingle, Helene," bat sie, „ich fühle das Wetter und muß mich zur Ruhe legen."

Eine Lampe wurde gebracht, ihr Schein fiel blendend in die lichtentwöhnten Augen. Gabriele zog sich zurück.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, gnädiges Fräulein," sagte Kurt wieder zum Flügel tretend, „Sie hörten, welche Stimmung der heutige Abend in mir weckt, wecken muß. Ich warte auf Antwort."

„Ich kann nicht singen," erwiderte Helene mit erstickter Stimme. „Zudem ruft man eben zu Tisch." Und sie gingen zu zweien hinüber in das große, leere Speisezimmer.

„Der Schatten von Veits Tod liegt noch auf allem," bemerkte Helene, „oder vielleicht bereiten sich neue, furcht-

bare Ereignisse vor. Mir ist so bang. Ich erschrecke vor jedem Geräusch und zucke zusammen, wenn eine Stimme laut meinen Namen ruft."

Joseph stand hinter ihnen und lauschte auf jedes Wort. Kurts innerstes Gefühl warnte ihn vor dem Burschen. Er faßte sich und sprach von den Gebräuchen im Mittelalter bei Mahlzeiten, während er von den Speisen nur wenige anrührte.

„Es wird ein einsamer Abend für Sie werden," sagte Helene im Aufstehen, erwartend, er werde sich verabschieden.

„Darf ich nicht noch eine halbe Stunde bei Ihnen bleiben?". Eine innige Bitte lag in seinen Augen.

„Wie gern würde ich es Ihnen gestatten, wie freudig," rief sie mit einem Versuch, zu scherzen, „wenn es geschähe, um Abschied zu nehmen!"

„Und wer weiß, ob es nicht das letzte Mal ist, daß wir in unbefangener Vertraulichkeit plaudern können, als ob, wie im Reiche ewigen Friedens, Haß und Streit schon ausgelöscht sei," entgegnete er, wehmütig lächelnd. „Wie lange wird es dauern, und nichts in dieser Burg erinnert mehr an den kühnen Eindringling, der einst dem eignen Vorwitz hier zum Opfer fiel!"

Helene hatte eine Handarbeit ergriffen, jetzt warf sie dieselbe wieder weg und starrte in die Glut des Kamins.

„Bald kommt die Zeit," fuhr er fort, „wo Ihrem Leben ruhige Tage blühen! Der Winter ist vor der Thür, da bauen wohl Eis und Schnee ihre Mauern um die Dobenau, die stillen Sorgen der Hausfrau nehmen dann

Ihr Denken mehr und mehr in Anspruch, ein gutes Buch interessiert Sie oder eine knospende Blume mit treuer Sorfalt gepflegt. Es gibt auch Sonnenblicke: lustige Schlittenfahrten ins Thal oder lichterbeglänzte Abendfeste, bei denen der sonst so strenge Herr Vater Ihnen freundlich lächelnd den Glücklichen zuführt, der ihm und Ihnen erwünscht ist." Kurt sprang auf und trat näher an ihren Stuhl. „Dann modert vielleicht Kurt Werber längst unter einem Stein, den wenige kennen, oder er irrt draußen in der Fremde freudlos umher, und wenn der Abend kommt, wo jedes Herz voll Sehnsucht den trauten Genossen sucht, sitzt er allein und sinnt über ein verlornes Leben nach."

Die Lampe flackerte unruhig hin und her. Helene drehte die Schraube nieder, es wurde sehr düster im Zimmer, zuweilen sah man das Licht des Mondes hereinfallen, wenn das jagende Gewölk seinen Glanz freigab.

„Sie sagen mir kein Wort," rief Kurt voll Unmut und Ungeduld, „bin ich von neuem lästig, wie ich es heute in der Mühle war? Ich dränge mich auf? Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, und schlafen Sie wohl."

„Sagen Sie doch, ehe Sie mich verlassen, Herr — Schmidt, wie lehrt Ihre Königin Pflicht verkehren mit guten Freunden? Sollen wir hart, vorschnell, ungerecht urteilen nach dem Schein? Mein Herz weist mich auf andere Wege."

„Ihr Herz?" flüsterte der junge Mann, und die Stimme versagte ihm unter dem Wort. Er versuchte, ihr Gesicht zu sehen, aber sie wandte es ab.

Da zog er einen der niedrigen Sessel neben sie, ganz nahe waren seine Augen den ihren. Ob er es wagte, ihre Hand zu fassen? Mit jähem Entschlusse tastete er danach, sie fühlte sich warm und weich an, zitternd und scheu, wie ein verirrtes Vöglein, das vor Angst seinen Weg verlor. Jetzt faßte er sie mit festerem Druck, mit der ausgesprochenen Macht männlichen Wollens und — wohl zuckte sie auf wie in letztem Widerstreben, doch befreite sie sich nicht. Da war der Augenblick vorbei, der ihr Leben entschied, und wenn sie jetzt noch aufspränge, und wenn sie jetzt den ganzen Stolz und Haß ihres Geschlechts gegen ihn heraufbeschwören wollte, — es wäre zu spät, ihre Hand hätte doch in der seinen geruht und keine Macht brächte jene Minute in den Schoß der Zeit zurück.

Sie hatte sich losgewunden und stand zitternd am Kamin wie bereit zur Flucht.

Aber er folgte ihr nicht. Mit Innigkeit und bescheidener Zurückhaltung fragte er nur: „Helene, soll ich entsagen? Soll ich gehen?"

„Ich weiß es nicht," stieß sie hervor und drückte beide Hände vor das Gesicht. „Sie stürzen sich in den Tod, wenn Sie so —" errötend suchte sie nach einem Ausdruck für seine Werbung, „vor meinen Vater treten. Und das — — ertrage ich nicht."

„Helene, gilt diese Angst mir?" Er sah, daß sie heftig zitterte, und so legte er sanft, wie zum Schutze den Arm um ihre Gestalt.

Aber mit der ganzen Heftigkeit der Zschortas, halt-

los schluchzend, wie ein Kind schluchzt, dem zuerst im Leben Leid widerfuhr, warf sie sich an seine Brust.

Beruhigend strich er mit der Hand über ihr Haar und zog sie fester an sich.

In diesem Augenblick war es, als ob eine innere Stimme sie wachriefe. Sie hob den Kopf von seiner Schulter und sah nach der Seite hin, wo das Mondlicht auf die Dielen fiel. Die Wolken gaben es frei, und man sah deutlich den schwarzen Schatten des Fensterkreuzes zwischen den weißen Feldern. Dort erblickte sie ein Kind. Es saß am Boden, wie die Kleinen zum Spiele niederkauern, und hielt einen Gegenstand im Schoß, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien.

„Helene!" rief Kurt ängstlich, „was ist dir? Deine Augen blicken so starr! Bist du krank? Sprich doch! sprich!"

„Siehst du nicht?" fragte sie, den Blick fortwährend wie gebannt auf den einen Punkt geheftet, und sie hob ihre Hand, wie unter einem unheimlichen Einfluß nach der Diele zeigend. „Siehst du nichts?"

„Ich sehe nichts, du täuschest dich, mein Lieb!"

Und doch saß das Kind noch an der Stelle. Jetzt hob es das Haupt und blickte Helene an, einen Kranz hielt es ihr entgegen und verschwand.

„Barmherziger Gott!" rief das Mädchen aufspringend, „das war ein Gesicht! Schreckliches steht diesem Hause

bevor! Rette dich, Kurt!“ Sie sank vor ihm nieder und rang die Hände zu ihm empor. „Wenn du mich wirklich liebst, Kurt, wenn du nicht willst, daß ich zu Grunde gehe vor Angst und Verzweiflung, verlaß die Dobenau noch diese Stunde. Wenn du ein Mensch bist, wenn nicht stolzer Trotz allein, wenn auch das milde Gefühl des Erbarmens Zugang zu deinem Herzen hat, stelle unsere Sache Gott anheim und der Zeit und laß uns in Treue warten, bis bessere Tage anbrechen. Bedenke, was die jüngste Vergangenheit mich gelehrt hat!“ Sie senkte den Kopf weinend auf sein Kniee, all ihre Kraft war dahin. „Sage selber, Liebster, ob sie mir nicht ein Recht zu zittern gab?“

Er hob sie empor und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen. „Ich gehe,“ sagte er. „Daß du mich lehren mußt Geduld üben und dem Höchsten trauen! Ich gehe. Heute nacht noch. In der nächsten Stunde. Leb wohl!“

„Horch!“ flüsterte Helene, „es war mir, als käme jemand die Treppe herauf.“

Sie horchten — jede Muskel spannte sich, Helenens erhobener Arm blieb bewegungslos in seiner Stellung.

Ja, es regte sich draußen — — Fest, wie zu eins verschlungen hielten sich die beiden umfaßt in schweigender Erwartung. Da öffnete sich die Thür lautlos wie von selbst, und in ihrem Rahmen stand Wolf Zschorta.

Ein gellendes Gelächter tönte durch das Haus, und es war, als stimmten unsichtbare, tückische Geister ein in den schaurigen Klang.

„Romeo und Julie?“ höhnte der Alte und trat gegen die beiden vor, die im ersten Schrecken aufgesprungen waren.

„Ja,“ sagte Kurt laut und keck und schlang seine Arme um das geliebte Mädchen. „Ich, Kurt von Werber, werbe um die Hand Ihrer Tochter, Herr von Zschorta.“

„Prächtig! Unvergleichlich!“ stieß der Alte noch einmal wild auflachend hervor, „das gäbe ja wohl einen schönen, gefühlvollen Schluß für die Komödie, nicht? Und die Väter sänken einander gerührt in die Arme. ‚Mein lieber Werber!‘ ‚Mein teurer Zschorta!‘“ Er zog sein Taschentuch hervor, und wie ein vollendeter Schauspieler trocknete er eine fingierte Thräne der Rührung.

„Weg von diesem Verfluchten!“ schrie er plötzlich auf, und mit wütendem Griffe schleuderte er die überraschte Helene von Kurts Seite fort, so wuchtig, daß sie haltlos in der Ecke des Zimmers zusammenbrach.

„Unmensch!“ rief jetzt Werber, dessen Antlitz zornrot wurde, „ist es eines Edelmannes würdig, Mädchen zu mißhandeln? Hier stehe ich und vertrete meine Handlungsweise, mit welcher Waffe es sei. Mir gegenüber ist Ihr Platz, Herr von Zschorta.“

„Ja, es ist jetzt der Lauf der Welt, daß die Jugend dem Alter Weisheit und gute Sitte lehrt. Ich höre, mein Herr Schwiegersohn, ich höre! Nimmt Lehre an, der alte Zschorta. Kann noch etwas aus ihm werden, wenn er in die rechten Hände kommt. Ha, ha, ha, ha!“

Das einfache, mutige Vorgehen Werbers prallte machtlos ab an der schlangenhaften Tücke des gefährlichen Gegners. Der junge Mann fühlte es, sie kämpften nicht mit gleichen Waffen.

„Geh zu Bett!" herrschte Zschorta seine Tochter an.

Langsam — scheu, als fürchte sie, eine unvorsichtige Bewegung könne den Sturm entfesseln, der nur in den drohendsten Anzeichen seine verderbliche Macht kund that, erhob sie sich. Ihre Glieder bewegten sich vorwärts — sie that einen Schritt — zwei — stand dann wieder still und sah den Vater an.

Kurt meinte, daß er nie vorher in menschlichen Augen einen solchen Ausdruck der Angst, der Bitte gesehen. Sie waren so groß, so dunkel, als hätte eine gewaltthätige Hand jeden Reiz lachender Lebensfülle aus diesem Gesicht verbannt und ihnen allein die Herrschaft überlassen.

„Was willst du ihm thun?"

„Geh zu Bett, sage ich!"

„Ich gehe nicht!" In starker Nervenerregung schlugen ihr die Glieder. „Ich bin auch eine Zschorta. Zerreiße mich Glied für Glied, ich lasse dich nicht mit ihm allein."

„Verlaß uns," sagte auch Kurt mit ernster Bitte. „Bin ich ein Kind, daß Weiber mich schützen müssen, wenn ein Mann mit mir rechtet?"

„Ei, mein teurer Eidam, Ihr versteht sie schlecht. Ich kam vorhin zur Unzeit, ich muß es bekennen, und Ihr seid ihr noch ein Teil Zärtlichkeit schuldig geblieben.

Darauf wartet sie nun. Das arme Ding kann nicht schlafen, wenn sie den letzten Kuß im Stiche lassen soll."

Helene tastete nach der Thür und verschwand. Sie wankte durch die dunkeln Korridore und Treppen nach ihren Gemächern. Auch dort entzündete sie das Licht nicht. Es kam ihr kein Grauen. Hätte die unheimliche Erscheinung, die noch vor kurzem ihr Entsetzen hervorgerufen, sich aufs neue gezeigt, in diesem selben irrenden Mondlicht, das hier wie dort hereinfiel, vielleicht wäre sie dicht daneben in die Kniee gebrochen, wie sie es jetzt that, mit einem halbunterdrückten Weheruf, halb Angstschrei, halb Gebet, der keine Worte fand.

Sechzehntes Kapitel.

„Mit welcher Waffe es sei, sagten Sie nicht so, mein schöner Romeo?“ fragte Zschorta, als sie allein waren.

„Gewiß,“ rief Kurt eifrig, dem ein ehrlicher Kampf mit nachfolgender Versöhnung — und wäre es im Sterben — wie eine Erlösung erschien. Doch das böse, lauernde Lächeln in seines Feindes Gesicht überzeugte ihn bald, daß darauf nicht zu hoffen sei. Dennoch folgte er, als ihn der Alte auf dessen Zimmer beschied und trat ohne Zagen in die Höhle des Löwen. Zschorta drehte den Schlüssel im Schloß und zog ihn ab. „Es wäre doch unbequem, wenn uns jemand störte,“ sagte er grinsend.

Die Uhr schlug elf. Im ganzen Schlosse wachte wohl niemand mehr. Wer hatte stören können, stören wollen, wenn Wolf Zschorta ihm nicht den Zugang gestattete?

Kurt überrieselte es doch. Die Welt da draußen, würde er sie lebend wiedersehen? Es war doch so schön gewesen — — Und wenn nicht? Hieß es nicht sterben in dem vollempfundenen Gefühl berauschender Lebens-

wonne, bevor das neidische Alter Blüte um Blüte aus dem welkenden Kranze brach?

Zschorta hatte einen Revolver vom Tisch genommen und richtete ihn zielend auf seinen Gegner. Auch Kurt bemächtigte sich eines solchen, er war nicht geladen. „Wo finde ich Pulver und Kugeln?“ fragte er.

Der Alte lachte. „Es ist wider die Abrede, daß ich die Munition auch noch liefern soll,“ höhnte er.

„Dann lassen Sie mich meine eignen Waffen holen,“ rief Kurt, „ich verspreche, im Augenblick wieder hier zu sein.“

„So! Ei, zur Schäferstunde glaubten Sie dergleichen nicht mitbringen zu müssen? Es war unvorsichtig. Das nächste Mal sehen Sie sich besser vor.“

„Wenn Sie mich ohne Gegenwehr niederschießen wollen — ich bin in Ihrer Hand.“

„Das weiß ich. Aber wie können Sie glauben, daß ich dergleichen beabsichtige? Bei unsrer großen, verwandtschaftlichen Zuneigung? Denken Sie doch! Nein. Ich versuche bloß, wie sich eine derartige Visage ausnimmt, wenn man auf sie zielt.“

„Wie das Gesicht eines Mannes, der den Tod nicht scheut, hoffe ich.“

„Donnerwetter, ja! 's ist was Großes um einen Schulmeister,“ rief Zschorta und warf die Waffe auf den Tisch. Stellen Sie sich mal dort an die Wand!“

„Was beabsichtigen Sie?“

„Sie fürchten sich?“ grinste der Alte.

„Das nicht, aber ich bin nicht Ihr Sklave, Herr

von Zschorta.“ Kurt warf sich auf einen Stuhl, voll Spannung, wie die Scene sich endigen würde.

Ein kleines, feines Dolchmesser flog scharf an seinem Kopfe vorbei und bohrte sich in das Getäfel der Wand. Ein zweites folgte, ein drittes und so fort. Kurt saß regungslos, die kleinste unvorsichtige Bewegung hätte ihn in Gefahr gebracht. Als der Alte mit seinem Kunststück zu Ende schien, war es an Werber, spöttisch zu lächeln. „Würdig eines chinesischen Jongleurs,“ sagte er, „soll ich applaudieren?“

Ein letztes Messer flog aus der Hand Wolf Zschortas und ritzte die Schläfe seines Gefangenen, das Blut drang hervor.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Sie sehen, der Jongleur versteht seine Sache schlecht, kann sich noch nicht öffentlich sehen lassen. Unter Verwandten hat man ja Nachsicht.“ Die Kraftprobe schien ihn ermüdet zu haben, er warf sich aufs Sofa, seufzte tief und blickte mit einer grauenvollen Lustigkeit in den kleinen, funkelnden Augen nach Kurt, der das Taschentuch gegen die leichte Wunde preßte.

„Wie vollblütig Sie sind!“ lachte er, „ein kleiner Aderlaß kann nicht schaden.“

„Ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, was Sie mir sagen wollten, und mich dann zu entlassen,“ sagte Kurt empört. „Haben Sie aber die Absicht, mich für die Kühnheit, die Augen zu Ihrer Tochter erhoben zu haben, an Leib und Leben zu strafen, so thun Sie es, ohne vorher mit mir zu spielen wie die Katze mit der

Maus, das ist eines Mannes unwürdig. Ich kann mir indessen nicht denken, daß Sie Ähnliches beabsichtigen. Die Gelegenheit, an unsrer Familie gut zu machen, was Sie an ihr gesündigt haben, werden Sie sicher nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ich bitte Sie nochmals, stellen Sie sich um veralteten Zwistes willen unsrer Verbindung nicht hindernd in den Weg, geben Sie mir Helene zur Frau!"

Der Alte fuhr vom Sofa auf. „Die Zunge reiße ich dir aus dem Halse, wenn dein verfluchter Mund noch einmal ihren Namen nennt, ehe ich ihn auf ewig stumm mache!"

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab, suchte einige rostige Schlüssel herbei, nahm einen Revolver zur Hand, steckte einen Dolch zu sich und klopfte endlich an eine Thür, die kaum wahrnehmbar in eine Tapete gefügt war. Joseph trat herein.

„Zünde die Laterne an!" befahl sein Herr.

Das Licht wurde in stand gesetzt, dann drückte Zschorta dem Diener einen schweren, mit Eisen beschlagenen Stock in die Hand.

„Darf ich um die Ehre Ihrer Begleitung bitten, liebverehrtester Schwiegersohn? Da Sie jetzt zur Familie gehören, ist es nur natürlich, wenn ich Sie mit den verborgensten Geheimnissen bekannt mache."

Gefaßt und ruhig folgte der junge Mann, Widerstand wäre aussichtslos gewesen. Joseph ging mit der Laterne voran, Zschorta blieb als der letzte zurück. Kurt fragte sich, ob der Alte eine klare Vorstellung davon

haben möchte, wie gerade die Empfindung, ihn im Rücken zu wissen, in dem Augenblick das höchste Grausen erregte. Der junge Mann nahm all seine Kraft zusammen. „Er soll nicht sagen, daß ein Werber ihm anfangs getrotzt und dann vor ihm gebebt habe," dachte er.

Sie gingen durch das schweigende Haus, die Schritte schallten undeutlich von den Gewölben wieder. Da, wo der steinerne Heilige weinte, in dem Unterraum der alten Burg blieben sie an einer eisenbeschlagenen Thür stehen.

„Öffne!" sagte Zschorta, dem Diener einen der mächtigen alten Schlüssel reichend. Kreischend drehte das rostige Eisen sich im Schloß. Eine Treppe ward sichtbar, die steil hinunterführte, ihr Ende verschwand in undurchdringlicher Finsternis.

Zschorta flüsterte dem Diener noch etwas ins Ohr. „Wir warten hier," sagte er laut, „gib mir indes die „Laterne.

Joseph verschwand in der Dunkelheit, die beiden Feinde standen sich jetzt allein gegenüber, der junge Mann tiefer, der alte höher. Plötzlich hielt Zschorta das Licht hoch und beleuchtete Kurts Gesicht.

„Sie sind ja recht still geworden, mein edler Eidam, es fehlt Ihnen doch nichts, Teuerster? Ei, und so blaß! Ich wäre untröstlich, wenn Sie sich in meinem Hause den Schnupfen holten." Eine teuflische Freude leuchtete auf seinen Zügen. Plötzlich wurde er ernst.

„Erwarten Sie, daß ich Sie wohlbehalten durch diese Thüre wieder zurückführen werde?" frug er, so jäh

in einen andern Ton fallend, wie es nur bei ihm zu erwarten war.

„Nein.“

„Ah, und warum wehren Sie sich nicht? Wir sind hier allein, und ich bin ein alter Mann. Werfen Sie mich dahinunter, und Sie sind frei.“

„Wenn hier in ungesetzmäßigem Handeln an andrer Leben und Sicherheit gefrevelt werden soll, so bin ich es nicht, der damit den Anfang macht. Mein Tod wird nicht ungerächt bleiben.“

„Schöner Vorteil das, wenn Sie nicht mehr darum wissen können! Was profitieren Sie davon?“

„Ich frage wenig danach, welchen Vorteil meine Person aus meiner Handlungsweise zieht,“ rief Kurt zornig, „so klein denkt man nur auf der Dobenau.“

„Ah! so war es auch wohl ein edler Zweck, so eine Art Heidenmission — he? den Sie da oben bei meiner Tochter ins Auge gefaßt hatten? als ich zur Unzeit hereintrat?“

Wie Pfeile zischend sausten die Silben durch die Luft.

„Es war das erste Mal, daß ich meinen Grundsätzen von Gehorsam und Pflicht untreu ward. Ich gehe daran zu Grunde.“

Joseph kam wieder, er trug einen Spaten auf der Schulter. „Ein Leichentuch halten sie nicht für nötig,“ dachte Kurt.

Sie stiegen hinunter, dieselbe Reihenfolge einhaltend wie vorher. Eine weite, kellerartige Halle that sich auf. Säulen mit seltsamen Kapitälen standen an der Seite,

verzerrte Tiergesichter schauten grinsend von ihnen herab. Im Hintergrund war, in dem unsichern Licht kaum erkennbar, ein Altar angebracht.

„Werden hier Menschenopfer geschlachtet?“ fragte Kurt in einer Anwandlung von wildem Humor.

„Ja,“ erwiderte Zschorta, „aber die Kerle müssen was wert sein, sonst behagen sie meinen Göttern nicht. Da hinaus, Joseph!“

„Gnädiger Herr!“

„Was gibt's? Hund, du zitterst! Fürchtest du dich?“

„Ich möchte lieber wieder zurück.“

Eine schallende Ohrfeige war die einzige Antwort. Mit schlotternden Knien schlich Joseph in den nächsten Raum. Er war klein und hatte in der Mitte des Fußbodens eine kreisrunde Öffnung, um ein beträchtliches weiter, als man bei Brunnen gewöhnlich zu finden pflegt.

„Wollen Sie gefälligst einen Schritt vortreten und sich diesen Krater betrachten?“ lud Zschorta höflich ein, „es ist eine der größten Sehenswürdigkeiten unsres Hauses.“

„Können wir das nicht gemeinschaftlich thun?“ erwiderte jener schnell, umschlang mit der vollen Gewandtheit seiner jugendlichen Arme den Feind und zwang diesen, sich mit ihm zugleich über den Abgrund zu beugen. Eine einzige unvorsichtige Bewegung, und beide stürzten in die Tiefe. Auch Wolf Zschortas Hände packten wie Tigerklauen den Gegner, und so hielten sie sich einen

Augenblick fest umschlungen wie in leidenschaftlicher Neigung.

„Wie schön das alte Mauerwerk gefügt ist!“ sagte Kurt in der aufrichtigen Bewunderung des Kenners, „wie tadellos die Rundung! Es muß sehr alt sein. Solche Mühe verwendeten spätere Generationen an Kellergewölbe nicht mehr. In der Vorzeit hatten sie auch noch andere Bedeutung, es waren Wohnungen, Zufluchtsstätten vor dem Feind, manchmal auf Wochen.“

Die Gegner hatten sich langsam von einander gelöst. „Sie haben mir imponiert,“ sagte Zschorta, noch von der Anstrengung keuchend, „ein kulturhistorischer Vortrag in solcher Situation unter derartigen Verhältnissen macht Eindruck, er hat mich überwältigt. Ich bin durchdrungen von der Wahrheit alles dessen, was Sie mir sagten. Aber wir wollen weitergehen.“

Auf einer Leiter, die in die Tiefe hinabführte, mußte Kurt jetzt vorankletten, dann folgte Joseph und zuletzt Zschorta auf dem mühevollen Wege. Das Holzwerk fühlte sich schlüpfrig an wie von Moder. Endlich erreichten sie das Ende. Ein grauenhafter Ort war der Raum in der Tiefe, gesprengte Felsen starrten in glitzerndem Naß auf die seltsamen Eindringlinge, und der Boden, auf dem man schritt, schien nachzugeben, er bestand aus morastigem Grund, in dem der Fuß auf harte Gegenstände stieß.

„Fang an zu graben!“ gebot Zschorta dem Diener. Nimm dir das Maß an diesem Herrn. Von hier bis

hier, das wird genügen. Was starrst du mich an, eile dich und sei fleißig."

Wie von Angst getrieben stieß Joseph den Spaten in den Grund, er berührte etwas Hartes — das Licht der Laterne spielte auf einem Totenschädel.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie der Diener und ließ den Spaten fallen, „und wenn mich der gnädige Herr tötet, ich kann's nicht vollbringen! Lassen Sie mich hinauf — zu meiner Frau — zu meinen Kindern! Ich fürchte mich zu Tode! Was der gnädige Herr sonst verlangt, das will ich thun, alles, alles, aber an diesem schrecklichen Ort kann ich nicht bleiben."

„Sehen Sie doch diese elende Memme an," sagte Zschorta mit einem Behagen, als zeige sich ihm eine interessante Sehenswürdigkeit. „Er würde niederknien, wenn ihm nicht vor den Bestandteilen dieses Bodens grauste. Was denken Sie über einen solchen Ort?"

„Daß ich tief bedaure, hier nicht Nachgrabungen anstellen zu dürfen. Wohl ist es möglich, daß arme Gefangene hier elend umkamen, ebensowohl kann aber auch die letzte Besatzung einer Feste mit allem, was das Haus barg, unter zusammenbrechenden Mauern begraben worden sein."

„Und an sich selbst denken Sie nicht?"

„Es kann mich kein andres Schicksal treffen, als Gott in seiner Weisheit zuläßt," erwiderte Kurt fromm. Zschorta verzog das Gesicht. Wenn er gehofft, sich auch hier an Todesangst zu weiden, so hatte er sich bei Kurt Werber verrechnet.

Da nahm er die Laterne empor und verlöschte das Licht.

Joseph stieß einen entsetzlichen, unartikulierten Schrei aus. Indessen umkrallte die kalte, magre Hand Zschortas Kurts Arm. „Wenn Sie Mut haben, so kommen Sie mit mir.“

Sie tasteten an der Wand entlang, es war kein Mauerwerk mehr, Fels nur und bröckelndes Gestein, unter den Füßen fühlte man Wasserlachen. Plötzlich schien es Kurt, als mische sich in den grauenvollen Modergeruch ein Atemzug frisch wie Bergluft. Zugleich erhielt er einen heftigen Stoß, der ihn ein geraumes Stück vorwärts schleuderte. Er fiel und fühlte unter sich den Boden versinken. Über Felskanten und Steine rutschte er, nasses Gestrüpp zerriß ihm die Hände, der Halt, den er endlich erfaßte, war ein Baum.

Da ertönte teuflisches Gelächter über ihm, und die Stimme des alten Dobenau rief herab:

„So geh und sage deinem Vater, Sohn eines verfluchten Geschlechts, wie ich dich von der Brautwerbung heimschickte. Hat deine arme, angstzitternde Seele gedacht, der alte Dobenau wäre dumm genug, sich an solch armseligem Leben zu vergreifen und sich so den Feinden in die Hände zu geben? Wozu? wenn der Triumph auf meiner Seite ist? Die Welt soll es wissen, wie ein Werber seinen Abzug hielt aus der Burg, deren Reichsfreiheit sein Geschlecht verschachert, eine so amüsante Geschichte wird dem Herrn Minister behagen. Und mein Mädel — das will ich schon vor dir schützen,

ein zweites Gelüst laß dir vergehen. Morgen um diese Zeit gehört sie einem andern."

So lag Kurt Werber verwundet, beschmutzt, mit zerrissenen Kleidern und vernichteten Hoffnungen im Wald am Dobeufer, aber um ihn war Lebensluft und Freiheit und in seinem Herzen stilles Vertrauen auf jene Macht, die erhaben über den düstern Wolken auch in die Geschicke der Burgbewohner dort oben ihre eherne Stimme hineintönen lassen würde, wenn die Zeit gekommen war.

Wolf Zschorta hatte die Laterne wieder angezündet und kehrte zu dem zitternden Joseph zurück, der bis an die Leiter getappt und ein Stück daran emporgeklettert war. Der Herr der Dobenau sah sehr befriedigt aus. Am Anfang des Aufstieges blieb er stehen und blickte nachdenklich vor sich hin, während sein Fuß die erste Sprosse berührte. „Was sagst du nun, Priester?" sprach er halblaut in das Dunkel hinein, „willst du mir länger das Heiligtum weigern? Das hättest du nicht von dem Alten erwartet, das nicht! Großmut gegen den Feind! Halte ihn in der Hand und schone seiner! So wären wir also quitt, und der alte Dobenau hätte nun auch gegen die Himmlischen seine Rechnung berichtigt. Jetzt zu neuen Plänen, und wenn Gerechtigkeit herrscht, so müssen sie mir gesegnet werden. Es ist nicht übel, wenn man sich mit seinem Gott versöhnt."

Als er wieder in seinem Zimmer anlangte, fand er dort Martha; die Uhr zeigte auf eins.

„Was willst du?“ herrschte er sie an.

„Brauchen der gnädige Herr etwas?“ frug sie, in Gegenwart des Dieners die Form wahrend.

„Du kannst es mir ein wenig bequem machen, meine Füße schmerzen mich, man wird alt. War den ganzen Tag auf den Beinen. Rufe den Haushofmeister,“ wandte er sich an Joseph.

„Zu dieser Stunde? Er schläft.“

„Er hat zu wachen, wenn sein Herr befiehlt. Ja, rücke mir das Kissen unter den Kopf, Mädchen. Joseph ist fort, was willst du?“

„Sage mir, was Wilhelm und ich hoffen dürfen.“

„Hast du darum all diese Stunden wachgesessen? Eigennutz wo man hinblickt!“ Er schien verstimmt, mehr als das — wer hätte aus dem seltsam zuckenden Mienenspiel herauslesen können, welche Gefühle dies Herz bewegten? Marthas forschenden Augen wich er aus. „Mußt du mich jetzt mit solchen Fragen belästigen?“ schrie er, „du siehst, ich bin müde, und denkst du übrigens, dergleichen Dinge lassen sich so geschwind erledigen?“

„So wirst du mich nicht los,“ beharrte sie mit jener sanften Unbeugsamkeit, die er bereits an ihr kannte, „dein Ausweichenwollen zeigt mir zur Genüge, daß nicht alles in Ordnung ist. Macht der Fall juristische Schwierigkeiten? Wie? oder hätte dich die Sache einfach gereut?“

„Zum Teufel, laß mich in Ruh!“ rief Wolf Zschorta, und jäh aufspringend stieß er sie so heftig von sich, daß

sie mit Mühe sich aufrecht erhielt. Auf einen Stuhl gestützt schaute sie dem Auf- und Abschreitenden mit einem seltsam glühenden, phosphoreszierenden Blick nach; die kleinen, dunklen Augen, die denen des Vaters aufs Haar glichen, stachen auffallend ab von der geisterhaften Blässe ihres Gesichts. Als Zschorta sich endlich ihr zukehren wollte, hatte sie geräuschlos das Zimmer verlassen.

Statt ihrer trat der Haushofmeister ein, den man aus dem Schlafe gerissen hatte.

„Der Prinz kommt morgen," sagte sein Gebieter zu ihm, „und bringt einige Herrn seiner Bekanntschaft mit. Sorge, daß jeder gut untergebracht sei. Auch Lebensmittel schaffe an, schicke in die Städte, laß die Krämerseelen mit Reitpeitschen aus den Federn klopfen. Ein exquisites Diner auf nächsten Abend laß deine Sorge sein. Wir feiern ein großes Fest auf der Dobenau. Und nun will ich schlafen."

„Ich möchte dem gnädigen Herrn zuvor einige Mitteilungen machen. Es sind bedauerlicherweise gestern Dinge vorgefallen — —"

„Morgen, Günzel! Morgen! du siehst, daß ich müde bin. Übrigens hörte ich davon. Gute Nacht."

„Ein Fest, ein großes Fest? Und sobald nach Junker Veits Tod? Da kann nichts Gutes draus folgen," murmelte er kopfschüttelnd, als er sich anschickte, die Befehle auszuführen.

Siebzehntes Kapitel.

Als der Morgen anbrach, herrschte auf der Burg ein rastloses Treiben und Jagen. Eilige Mägde liefen mit Besen und Tüchern hin und her, Boten gingen aus und kamen zurück, in den Remisen wurden die Wagen gebürstet, und in die Küchenräume trug man Wildbret und Fische und Champignons von den Triften.

„Wo ist der Rentmeister?“ herrschte der Freiherr den Joseph an.

„Er liegt zu Bett, gnädiger Herr, die Leute haben ihm gestern arg mitgespielt. Man sagt, er könnte sich nicht rühren.“

„Ach!“ sagte Zschorta, „es fällt mir ein, ich hörte bei meiner Ankunft davon. Hat das Gesindel viel Schaden angerichtet?“

„Es sind ein paar Spiegel und Vasen in Stücken gegangen, und den weißen Figuren im obern Saale haben sie die Nasen abgeschlagen.“

„Barbarei,“ rief der Freiherr wütend. „Warum hat man nicht noch mehrere von ihnen verhaftet und den Gendarmen gleich mitgegeben?“

„Das weiß ich nicht. Der Rentmeister hat das

besorgt. Übrigens" — der Mensch lächelte verschmitzt — „es war die Frage, ob er die beiden ausliefern durfte."

„Was willst du damit sagen?"

„Sie sollten eben abgeführt werden, als die Martha dazukam. Das Frauenzimmer hätte der gnädige Herr sehen sollen! Wie eine Wahnsinnige gebärdete sie sich, behauptete, der Fremde wäre ihr Bruder, aber wir haben das alle nicht geglaubt. Wer weiß, in was für einem Verhältnis sie zu ihm gestanden hat," fügte er mit giftigem Ausdruck hinzu.

„Halt's Maul!" fuhr der Freiherr auf, dessen Züge verzerrt und verändert aussahen. „Geh an deine Arbeit, was schwatzest du noch?"

Der Diener verschwand, und Zschorta ging heftig erregt auf und ab.

„Schließlich ist's gut so," sagte er endlich laut, „was sollten mir auch jetzt die beiden, jetzt, wo der Stern des Hauses Zschorta wieder heller zu strahlen beginnt? Ein Mensch mit solch dunkler Vergangenheit durfte nicht der Schwager des Prinzen werden. Lassen wir ihn fallen. Ich bin doch neugierig, wie Werber sich gegen ihn verhält. Läßt ihn echappieren, natürlich, und das wird für alle Teile das beste."

In diesem Augenblick trat Martha herein. „Rufe meine Tochte Helene," sagte er gleichgültig, als sei nichts vorgefallen.

„Das später," winkte sie gebieterisch, „zunächst hat deine Tochter Martha mit dir zu sprechen. Du bist ein Lügner, mein geliebter Vater, ein Ehrloser! In dem

Augenblick, wo du mir vorspiegelst, unser Glück in Erwägung zu ziehen, hast du Wilhelm verraten."

Wolf Zschorta hörte diese Worte an und schlug das kühne Weib nicht zu Boden. Wie eine Entschuldigung klang es, als er sagte: „Ich habe nicht gewußt, daß er es war."

„Du hast es gewußt, ich hörte es aus seinem eignen Munde."

„Das lügt er!" Es lag ein Klang von Aufrichtigkeit in diesem Ton, sie beachtete es nicht.

„Ein schöner Vater!" rief sie gellend, „nicht genug, daß er den Sohn vor der Geburt schon jedes Rechtes beraubt hat! Da jener sich ihm nahen will, wirft er den Kranken in modrige Keller, liefert ihn einer Regierung aus, der gegenüber sein Leben verwirkt ist, übergibt ihn rohen Naturen, die keine Rücksicht kennen. O, der Kummer, der Zorn und der rasche Weg in der Glut des Mittags haben das Ihre gewirkt, ich hörte es eben von einem Augenzeugen, auf der Höhe über Dobenhausen wurde er ohnmächtig, man lud ihn auf einen Wagen, und als man die Stadt erreichte, war er tot. — Tot!"

Vor diesem entsetzlichen, markdurchdringenden Schrei stand selbst ein Zschorta in stummer Bestürzung. Da lag sie am Boden, kniend sich windend wie ein getroffenes Wild in seiner letzten, hilflosen Qual. Er sah erschreckt auf die im Kampf geballte Hand, deren Muskeln in grauenvoller Spannung stark hervortraten.

„Martha, Kind! Es greift auch mich hart an," sagte er ungewöhnlich mild, „nun habe ich auch den andern

Sohn verloren. Ich wollte ihn glücklich machen, — es sollte nicht sein."

„Es sollte nicht sein," zischelte sie ohne Laut hervor, und die Hand von den Augen ziehend, starrte sie thränenlos in das Gesicht des alten Mannes, der sich über sie beugte. „Es sollte nicht sein, sagtest du? Sprach etwas dagegen? Was war es denn? Das Schicksal?" Sie lachte mit einem hellen, metallischen Ton, es klang wie Schwertspitzen, die gegeneinander treffen. „Was ist es für ein Ding, dieses Schicksal, wie sieht es aus?"

Am Boden kniend hob sie den Kopf, und ihre funkelnden Augen trafen sein Gesicht mit einem unheimlich drohenden Ausdruck. So duckt die Katze, so die Löwin zusammen, wenn sie zum Sprunge sich rüstet.

„Wie sieht es aus?" frug sie wieder, „hat es Augen wie du und eine gewaltthätige Hand wie du? Schmiedet es finstere Pläne zu der Menschen Verderben, heimtückisch und kalt Liebe opfernd, um dem Haß zu genügen?" Sie erhob sich jäh. „Ich habe eine alte Rechnung mit diesem — Schicksal. Es wird Zeit, sie auszugleichen."

Sie stand und starrte vor sich hin wie abwesend. „Ist's denn auch wahr?" frug sie plötzlich. „Irren wir nicht? Ist denn kein Funke von Hoffnung, nicht der kleinste mehr übrig? Vater, lieber Vater," sie umfaßte seinen Hals und weinte an seinem Herzen. „Sag, daß noch alles gut werden kann, daß er genesen wird, daß ich ihn wiedersehe."

„Laß mich!" sagte er ungeduldig, „und suche zu tragen, was niemand mehr ändern kann."

„Was niemand mehr ändern kann," wiederholte sie nickend in grauenvoller Tonlosigkeit.

„Jetzt rufe mir Helene, ich muß mit ihr sprechen, bevor der Prinz kommt, damit sie nicht wie ein störrisches Kind meine Absichten durchkreuze. Höre, Martha, Unglück in der Familie muß man in Ehre und Glanz auszulöschen suchen. Du stehst mir am nächsten auf der Welt, mein Erfolg ist auch der deine, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Der Prinz kommt hierher, weil er mit seinem Oheim völlig zerfallen ist, die Gegner selbst, ha, ha, treiben ihn dem Dobenau in die Arme. Ihnen zum Trotz vermählt er sich mit dem nicht ebenbürtigen Weibe, vermählt er sich mit der Tochter des alten Zschorta. Eile thut not," fuhr er fort, „wenn sie seine Absichten ahnen, werden sie Mittel finden, sie zu durchkreuzen. Der Prinz bringt einen Geistlichen mit, auf den er sich verlassen kann, auch das Brautkleid, bah — es wird sich ebenso gut zur Linken wie zur Rechten ausnehmen, und ich kann mir keine Skrupel darüber machen, ob der Pfaff ein Katholik oder Protestant ist. Und dann — triumphiere, Zschorta! — Rufe Helene. Es wird Zeit, daß ich ihr bräutliche Gedanken beibringe." Er ging in sein Schlafzimmer.

Als er zurückkehrte, war Martha fort, und er hörte den Schritt der Gerufenen, der sich der Thür näherte. Es war eine veränderte Helene, die hereintrat, die stolze Haltung, den trotzvoll sichern Gang suchte man vergebens. In scheuer Angst starrten die Augen zu dem gewaltthätigen Vater empor, und die Hände, in dieser

einzigen Nacht schmal und bleich geworden, bebten vor innerer Bewegung.

„Setze dich," begann Zschorta mit einer gewissen Feierlichkeit. „Meine Tochter, es geziemt mir wohl, streng mit dir ins Gericht zu gehen, dein richtiges Gefühl wird dir sagen, wie du meinen Augen erscheinen mußt, du, die Tochter eines so edeln Stammes, die sich selbst erniedrigt und so wenig ihrer weiblichen Würde gedenkt, daß sie mir Gelegenheit gibt, sie in den Armen — ich sage in den Armen eines hergelaufenen Burschen, den sie nicht kennt — was sage ich? den sie hassen müßte, zu überraschen."

„Vater, was ist ihm geschehen?" rief das Mädchen in Todesangst.

Er nahm eine überlegende Miene an. „Vorläufig noch nichts," entgegnete er kühl. „Mein Verhalten gegen ihn wird davon abhängen, ob seine Existenz hindernd in meine Pläne eingreift, oder ob er mir ungefährlich ist. Kurz gesagt: der Prinz kommt heute hierher und wirbt um dich. Du wirst ihm zunächst nur zur linken Hand angetraut werden, doch ist dies ein bloßes Provisorium, und später findet sich das weitere. Fühlst du, welche Ehre unserm Hause widerfährt, zeigst du dich bereit, unsern vereinigten Wünschen entgegenzukommen, so mag jener —" sein Gesicht verzog sich — „entwürdigende Augenblick vergessen sein, als hätte mein Auge nie dergleichen erblickt und der Bursche suche andere Abenteuer, wo seinem glatten Gesicht weniger Gefahr droht. Nun?"

Helene sprach kein Wort, sie lehnte den Kopf

zurück, und zwei große Thränen rannen über ihr bleiches Gesicht.

„Was sagst du?" frug der Alte ungeduldig, „soll ich ihn laufen lassen, oder willst du, daß ich mit ihm verfahre nach meinem Gutdünken?"

„Es hieße einen Tiger um Mitleid anflehen," sagte Helene stolz, „wenn ich dein Erbarmen zu wecken suchte. Laß mich das Opfer sein."

Man hörte die Wagen den Berg heraufrollen. „Geh in dein Zimmer," rief Zschorta, „kleide dich an! Er kommt! Gleich wird er hier sein." In höchster Erregung eilte er hin und her und verließ endlich das Zimmer.

Helene folgte langsam. Als sie an die Stelle der Rüstkammer kam, wo die blinkenden Dolche wieder geordnet in der Reihe lagen, blieb sie stehen und sah gedankenvoll darauf nieder. Es ist mein Schicksal," sprach sie dumpf vor sich hin, „niemand entgeht dem seinen. Zu denken, daß seit Jahrhunderten eine That von höheren Mächten beschlossen ward, die zu vollbringen mir in Gedanken noch schwer fällt, vor der mir schaudert. Aber nur getrost! der Augenblick wird kommen, der die Hand stärkt und den Entschluß beflügelt. Welchen wähle ich nun?"

Eine Unterbrechung erschien in der Reihe der scharfen Klingen, als sei dort schon eine davon weggenommen worden. Helene griff nach der nächsten und rückte die übrigen säuberlich wieder zusammen, damit man die Lücke nicht wahrnähme. Dann verließ sie das Zimmer und begab sich in ihre Gemächer.

Man ließ ihr nicht lange Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen; Boten auf Boten benachrichtigten sie, der Prinz warte ihrer.

Auch die Verzweiflung verleiht Mut und Haltung, mehr noch die Liebe. Helene gedachte, daß vielleicht Kurts Leben von ihrem Verhalten abhinge, so schmückte sie sich sorgfältig, die Kleinodien des Hauses wand sie um Hals und Haar und trat mit einem Glanz in den Augen, dessen Ursprung niemand erriet, dem keiner die Thränen ansah, die ihn hervorgerufen, vor den erlauchten Bräutigam, der ihrer harrte.

Wie eine Fürstin schritt sie durch den Saal, und nicht unebenbürtig erschien sie dem herzoglichen Blut.

Der Prinz hatte sich in den wenigen Tagen um vieles verändert. Früher ein lebensfroher Jüngling, leichtherzig in harmloser Freude am Lebensgenuß seine Tage hinbringend, ohne viel zu denken oder zu wählen, schien er jetzt gealtert; in die weiche Rundung seines Gesichts legten sich graue Falten des Mißmuts und der Verbitterung. Einen Augenblick beim Eintritt Helenens flammte in seinen Augen das alte Feuer empor; in dem Kusse, den er auf ihre Hand drückte, glühte etwas von dem einstigen Durst nach dem Genusse des Schönen, dann breitete sich das graue Gewölk wieder auf sein Gesicht, wie Herbstnebel über eine Landschaft.

In seinem Gefolge befanden sich Herren, die Helene unbekannt waren, Bessendorf fehlte. Eine Vorstellung fand statt, die an Feierlichkeit einer Hofceremonie nichts nachgab, die Fremden mußten sich gestehen, daß das Haus

Dobenau sein Ansehen zu wahren verstand, doch der eisige Hauch, der lebenvernichtend durch die Räume wehte und das Brautpaar wie kranke Blüten erscheinen ließ, nicht bestimmt in den Reigen des Lebens frohthätig einzutreten, war den meisten fühlbar, und es regte sich hier und da der erklärliche Wunsch: „Wäre es vorbei!“

Die Herren gingen zum Frühstück, die Braut zog sich zurück. Um sieben Uhr sollte die Trauung stattfinden, um acht Uhr die Tafel. Der Koch, der aus der Hauptstadt angekommen war, erklärte, nicht früher fertig sein zu können, da er so kurz zuvor erst benachrichtigt worden.

Den ganzen Tag eilte die Dienerschaft hin und her, flocht Kränze und Blumengewinde und schmückte damit das Haus. In dem großen Saal ward die Tafel gedeckt, und alles Silber der Zschortas prangte in fürstlichem Glanze; Familienschätze, seit Jahrhunderten aufgespart, verherrlichten den Ehrentag der letzten Tochter des Hauses.

Und vergessen war jenes unheilverkündende Wort, das seit Jahrhunderten der letzten Dobenau Geschick mit einem Sproß aus fürstlichem Blut grauenvoll verknüpfte? Dachte keiner daran in dieser Stunde?

Es war nicht vergessen. In den Küchen und auf den Korridoren raunte und flüsterte es und warnte und legte die Hand auf den Mund, wenn jemand nahe trat. Und die Kränze, von jugendlicher Hand gewunden, hörten kein fröhliches Brautlied.

Es war am Ende des Nachmittags, gegen Abend,

als Martha in das Zimmer der Braut trat. „Es wird Zeit, gnädiges Fräulein,“ sagte sie.

Helene saß am Tische und schien zu lesen, sie hatte wieder das schwarze Kleid angelegt, das sie um Veit trauernd trug. Keine weiße Zier deutete darauf hin, daß sie den Freuden der Erde noch zugehörig sei oder ihrer gedenke.

Martha nahm das starre, schwere Brautkleid und legte es vor sie hin, es rauschte wie die dürren Blätter, die draußen sterbend niedersanken.

„Muß ich?“ fragte Helene scheu aufblickend. „Ist es schon so spät? O nein, Martha, eine halbe Stunde dürfen wir noch warten.“

Solchen Lauten tiefster Herzensangst hätte nicht leicht ein Ohr sich zu schließen vermocht. Thränen hätte jedes andere Weib für dies Mädchen gehabt, Martha blieb unempfindlich.

„Wie gnädiges Fräulein befehlen,“ sagte sie mit dem unveränderten Gesicht, das heute wie eine Totenmaske anmutete. „Es ist jetzt fünf. Wann soll ich wiederkommen?“

„Bleib!“ rief Helene, deren Stolz die Oberhand gewann, „was kommt darauf an, ob es früher oder später geschieht?“

So schmückte eine Schwester die andere zum traurigen Brautgang, ohne Liebe, ohne warm gehegten Wunsch für junges Glück. Da schlang sich kein Arm in innigem Vertrauen um den andern Hals, jede trug in der Brust den Gedanken an eine grausige That, der das erwägende

tröstende Wort nicht verträgt, der nur im Schoße des Schweigens gedeiht, den allein die Verborgenheit großzieht. Aber die eine lebte auf in den Rachegedanken, während die andere unter der Unabwendbarkeit eines solchen Geschickes zusammenbrach.

Es war schon dämmerig geworden, und das Opfer stand geschmückt. Mit glänzendem Faltenwurf rieselte die silbergestickte Schleppe auf den Boden herab, und nur der grüne Kranz, dem jedes Mädchenherz traumfrohe Stunden lang sehnend entgegenschlägt, blieb zu befestigen übrig. Wie dem Beile des Henkers neigte Helene das Haupt ihm entgegen. Seltsam umwob das zarte Schleiergewebe ihr Gesicht O, wäre es der Schleier einer Nonne, den keine sterbliche Hand wieder hebt!

Es kam die Treppe herauf mit starkem Schritt und klopfte an die Thür. Wolf Zschorta trat ein, den die Ungeduld rastlos umhertrieb. Viel stand für ihn auf dem Spiele.

„Das hast du gut gemacht, Martha,“ sagte er beifällig, „deine Hände sind geschickt. Ein wenig seitwärts noch den Schleier. So. Bist du fertig, Helene?“

„Ich denke.“

„Es kann sich noch ein halbes Stündchen hinziehen, wir sind mit den Formalitäten noch nicht in Ordnung. Indem du wartest, wird es sich gut für dich schicken, zu beten, wie es einer Braut ziemt. Ich will dir die alte Hauspostille herüberschicken.“

„Ich danke dir, Vater, es ist nicht nötig, meine

Seele bedarf nicht fremder Worte zum Beten. Noch eins: Du gibst Kurt Werber frei, bevor ich zum Altar gehe?"

„Mein Wort darauf."

Und Martha, die längst von den Vorgängen der Nacht unterrichtet war, sah, wie er mit heuchlerischer Artigkeit einen Kuß auf die Hand seines Opfers drückte, der die Fürstenbraut ehren sollte. Ihre Hand ballte sich. „Er hat den Tod verdient an jedem seiner Kinder," dachte sie.

„So verlasse ich dich jetzt, um binnen kurzem wiederzukehren, an meiner Hand wirst du dem Prinzen entgegentreten," sagte er und wendete sich nach der Thür. Doch wie von einem jähen Gedanken emporgeschreckt, flog Helene ihm nach, das schwer schleppende Brautkleid hinderte sie wenig. Mit festem Griff packte sie seinen Arm. „Vater, wenn du mich täuschtest, wenn er längst hingemordet wäre?" Wie ein Schrei der Verzweiflung kam es von ihren Lippen: „Ich habe kein Vertrauen in dein Wort."

Da wurde Zschorta plötzlich sehr ernst und faßte ihre beiden Hände. „Wenn dein Vater dir das Wort eines Edelmannes gibt, dann darfst du ihm vertrauen," sagte er mit Nachdruck.

Er ging hinaus, Martha war ihm gefolgt, er achtete ihrer nicht. An der Korridorthür, die den Eingang zu Helenens Gemächern vermittelte, stand er nachdenklich still. „Sie ist exaltiert," murmelte er, „wer weiß, welche romantischen Grillen sich in dem Köpfchen noch festsetzen?

Seien wir vorsichtig!“ Er schloß ab und steckte den Schlüssel zu sich. Die geschmückte Braut war eine Gefangene.

Martha war auf einer der oberen Stufen stehen geblieben, und ihre kleinen, lauernden Augen verfolgten unverwandt den erregten Mann. „Du bist heute vollkommen glücklich, Vater?“ fragte sie.

„Vollkommen glücklich, wer wäre das? Ich bin befriedigt. Befriedigt. Werde es sein, wenn ich binen wenigen Minuten wiederkehre, um Helene dem zuzuführen, der unserm Hause wieder Ehre und Glanz verleihen wird. Ich will dir etwas anvertrauen, Martha. Komm näher, niemand darf es hören, als du, denn du bist ein kluges Mädchen. Ich spiegelte dem Prinzen vor, daß eine Scheidung leicht sei, so leicht, als ob man eine Kleidung mit der andern vertausche. Er soll den alten Zschorta kennen lernen. Wer hat überhaupt die Gesetze und Rechte festgestellt, eine solche Ehe zur linken Hand betreffend? Menschen waren es, Menschen sollten, dünkt mich, sie ändern können. Pah! rechte Hand, linke Hand, es ist alles gleich! Ehe ist Ehe, und den will ich sehen, der die Rechte meiner Tochter schädigt!“ Er wendete sich und ging die Treppe hinab.

„Wenn er den Namen Wilhelms bedauernd genannt hätte in dieser Stunde,“ flüsterte Martha vor sich hin, „ich wollte versuchen, ob ich ihm vergeben könnte. Er that es nicht. Ist's möglich, dieses Leben zu opfern ohne eine Regung der Reue? Mein letztes Lieben vernichtet, das einzige Wesen, dem mein Herz warm schlagen durfte,

dem ich etwas war! O Wilhelm! Ich denke an die langen Jahre, in denen dein treues Auge mir der einzige Trost in allen Leiden war. Nun ist es auch geschlossen! Du bist hingeopfert, weil du unbequem geworden! Ruchlose Hand, die das gekonnt, es ist dein letztes Werk gewesen! Wie sagte er? Befriedigt, ganz befriedigt wird er sich fühlen, wenn er zurückkehrt, die Braut zu holen? So fahre, böser Geist, von dem Gipfel irdischer Glückseligkeit — — zur Hölle!"

Sie lauschte, verworrene Klänge schallten herüber. Hin und her, treppauf, treppab lief das dienstfertige Volk, letzte Hand an die Arbeit legend. Allerhand Stimmen schallten durch das große, widerhallende Haus. Nur hier in den Gewölben der alten Burg hatte sich das Schweigen gesammelt wie in seiner letzten Zufluchtsstätte.

Langsam und vorsichtig stieg das Mädchen eine Stufe tiefer, dann noch eine. Sie hatte aus ihrem Kleide etwas hervorgezogen und es fest in die Hand gefaßt. Jetzt lauschte sie wieder. Die Wendeltreppe wand sich schmal und steil hinab, und die Dunkelheit des Abends lag schon auf den Steinen. So ward die Gestalt zum Schatten, der lautlos, beinahe regungslos niederwärts glitt. Zuweilen hielt er inne, lauschend, wartend, an den Stein gedrückt, mit der Dämmerung zu eins verschmolzen, die schauerlich in den Winkeln des Gemäuers ruhte. Dann löste sich wieder kaum kenntlich ein Arm, ein Fuß aus dem Grau hervor, und gespenstisch wie das Unheil schwebte es der Tiefe zu, wo der Heilige

über die Blutschuld weinte, die seit grauen Tagen über der Stätte lag, seit den Tagen, wo Kindeshand sich gegen den Vater dort erhob. An der letzten Windung der Treppe, dicht über den ersten Stufen kauerte der Schatten nieder und lagerte dort wie ein unkörperliches Verhängnis, dem drohend, der zuerst es wagen würde, den Fuß auf jene Stelle zu setzen.

Achtzehntes Kapitel.

Oben lag Helene auf den Knien in heißem Gebet. Eine unendliche Tiefe des Himmels schien ihr aufgethan, sie streckte die beiden hilfeflehenden Arme nach oben, und was sich aus ihrer Brust losrang, waren nicht Worte, nur ein einziger erbarmenheischender Schrei, für den die Sprache keinen Ausdruck fand. So hatte das Weib auf dem Bilde dem Herrn die Hände entgegengehalten aus der Nacht heraus, aus den Tiefen der Verzweiflung: „Rette, o rette mich!"

Und der Herr hatte ihr Rufen vernommen.

Helene sah plötzlich das Heilandsangesicht aus der Dorfkirche, wie es sich so oft über ihr Kinderbett gebeugt hatte, unschön mit schwarzen Haaren und farbloser Haut, aber mit jenem Blicke, der da herrscht und sich erbarmt.

Da konnte sie weinen.

Kranz und Schleier fielen ihr vom Haupt und lagen am Boden. Schmucklos neigte sie die Stirn büßend vor dem Erlöser. „Erbarme dich!" schluchzte sie. Ihr Vorhaben in seiner ganzen Schwere stieg vor ihr empor. Was hatte sie gewollt? Töten? Gab es keine andre Rettung für ihr bedrängtes Herz?

Aber mußte sie nicht? War es nicht ihr Verhäng-

nis? Schürzten sich die Knoten ihres Schicksals nicht schon in jener uralten Zeit, von der keine genaue Kunde mehr zu der Gegenwart herüberdrang? Was half es, sich dagegen zu sträuben?

Die letzte Dobenau sprang auf und richtete sich zur vollen Höhe empor. Aus diesen Augen flammte der Geist ihrer Ahnen und deren Wahlspruch: ‚Ich beuge mich nicht.‘ „Ich will doch sehen,“ sagte sie, die Hand zur Faust ballend, „welche Mächte im stande sind, mich zu einer That zu zwingen, die ich nicht begehen will? Ich will nicht!! Weder dieses Prinzen Weib sein, noch meine Hand mit seinem Blute beflecken. Hilf mir, Herr im Himmel, es ist der gute Kampf, den ich kämpfe!“

Da fiel ihr Kurts Wort ein: Wollen, was man soll. Wie stark sie war im Bewußtsein ihres Rechts! Wie hoch wehte das Banner siegverkündend, dem sie folgte. Ja, unüberwindlich mußte der sein, der so dem Kampf entgegenging.

Doch — was wurde aus Kurt? Gab sie ihn dem Hasse Zschortas preis? Mit einem Schrei preßte sie ihre Hand aufs Herz. Das war es, das hatte sie einen Augenblick lang vergessen. Zschorta, sie wußte es, gab ihn nicht frei, bevor er ihrer sicher war. Oder kannte sie den Vater noch nicht?

Rastlos schritt sie im Zimmer auf und ab, die schwere Schleppe rauschte unheimlich hinter ihr her. Wer riet ihr in dieser Stunde?

Er selbst, der Geliebte. Die ernsten Augen schauten in ihr Gesicht und die Kraft, die zuweilen durch die

bescheidene Hülle seines Wesens hindurch brach, richtete die stumme Frage an ihr Gewissen: „Willst du mich retten, indem du dich selbst verlierst? Bist du meiner dann wert?“

Sie sank auf einen Sitz nieder. „Was soll ich thun?“ rief sie schluchzend und barg ihr Gesicht in den Händen. Sie berührte das Gesangbuch, das für die Feier zurechtgelegt war, nahm es, öffnete es und las durch Thränen:

Herr, wie du willst, so schick's mit mir
Im Leben und im Sterben.
Allein zu dir steht mein Begier,
Laß mich, Herr, nicht verderben!
Erhalt mich nur in deiner Huld,
Sonst wie du willst. Gib mir Geduld,
Dein Will' das ist der beste!

Und rasch erhob sie sich, öffnete das Fenster und warf den blinkenden Dolch weit in den Garten hinaus. Sie hörte ihn auf den Steinen unten aufschlagen. Die Hände faltend sprach sie leise: „Dein Wille geschehe.“

Da flog ein Stein von kühner Hand geschleudert herein und verletzte ihre Stirn, daß sie blutete, näher hinsehend erblickte sie ein Stück Papier, das daran befestigt war. Hastig löste sie es und prüfte den Inhalt, es waren wenige Worte:

„Der Weg, der einmal Rettung bot, sollte der nicht auch ein zweites Mal einzuschlagen sein? Ich harre Deiner.“

Atemlos streifte Helene das Prunkgewand von der Schulter und wählte ihr gewöhnliches dunkles Kleid. Einen Mantel warf sie um, der Trauerhut mit dem

verhüllenden Schleier barg ihr Gesicht, so eilte sie aus dem Zimmer.

In der Nähe schien alles still, nur aus dem Hauptbau schallte der Lärm des Tages herüber.

Sie erreichte den Schrank und öffnete ihn. Vorsichtig tastete sie darin umher. Das Brett am Boden schlug um, wenn man darauf trat, sie entfernte es, fand steile, rauhe Stufen und stieg hinab.

„Helene!“ flüsterte Kurts Stimme von unten.

„Still! Ich komme,“ gab sie zurück, tastete vorwärts und empfand — o Wonne, die warme Hand des lebenden Geliebten in der ihren. Kein Licht war im Archiv, nur die Dämmerung des Abends fiel herein und beleuchtete undeutlich die Gestalten.

„Wer ist das?“ frug Helene, einen andern Mann erkennend.

„Robert, der uns treu ist,“ entgegnete Werber. „Ich hatte den Schlüssel zum Turme noch bei mir und konnte hereinkommen, ohne daß man es bemerkte, dieser war mir behilflich. Aber nun fort!“

Sie traten in den Hof hinaus, wo mancherlei Gestalten hin und wieder eilten. Zwei Küchenmädchen trugen einen Korb mit Holz, sie gingen dicht an den Fliehenden vorüber.

„War das nicht unser Fräulein?“ sagte die eine.

„Freilich! Und auch den fremden Herrn, der letzthin im Schlosse war, hab' ich erkannt. Was haben die miteinander? Wollen doch sehen, wo sie hingehen. Still

wenn man uns fragt, wir wissen von nichts." Und sie traten unter einen Vorbau.

„Wenn wir klug sind."

In diesen Augenblick öffnete sich oben ein kerzenerleuchtetes Fenster, und der Prinz blickte heraus. Zschorta trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Sie werden ungeduldig."

„Es dauert ein wenig lange."

„Wir sind bereit."

Die dunkeln Gestalten im Hofe eilten über die Brücke und flohen dem Abhang zu.

Unter den Gewölben der alten Burg, da, wo der Heilige weinte, war es inzwischen ganz finster geworden. In den Gängen brannten Lampen, aber ihr Licht reichte nicht bis dorthin. Auch still war es in dem alten Gestein, als ginge keines menschlichen Wesens Odem dort aus und ein. Und nur der unsichtbaren Geister Weben lagerte über der Stätte des Fluches.

Noch immer gingen und kamen die eiligen Schritte im Vorderhause, Treppen auf und nieder, in den Gängen hin und her.

Aber jetzt näherte sich der Ton, und ein Tritt widerhallte, als bräche sich der Klang am Gewölbe.

Er kam näher.

Es war ein kräftiger, schneller Fuß; nahte Wolf Zschorta, die Braut zu holen, dann sprach der Triumph der Stunde deutlich genug aus jeder seiner Bewegungen. Es kam näher. Schon fiel der Lichtschein einer Kerze gebrochen hinter die Windung der Treppe, wo der Schatten lag.

Ein Fuß setzte sich hart auf die erste Stufe, und an diesem Fuße klirrte ein Sporn — —

Da hob sich's aus dem Dunkel hervor, glatt und behend, wie der Tiger auf die Beute springt: ein Schrei, ein röchelnder Laut -- dann ein Ton wie von einem stürzenden Körper. Das Licht war verloschen, die vorige Finsternis lag wieder auf der grausigen Stätte.

Aber nicht die alte Stille. Furchtbare, leise ersterbende Töne klangen von unten nach den Stufen herauf. Es währte dem lauschenden Ohr eine Ewigkeit, bis sie verstummten.

Und dann kam abermals ein Tritt von dem Haupthause her, abermals fiel der Schein eines Lichtes auf das trauernde Heiligenbild, und die Stimme Wolf Zschortas sagte: „Wo sind Sie, mein Prinz? Ich bin untröstlich über die Verzögerung.“

Aber der Prinz gab keine Antwort. Vater und Tochter starrten einander über einen Toten hinweg in die erblaßten Gesichter.

„Wer ist das?“ fragte der Alte endlich mit bebenden Lippen.

„Ja — wer?“ stöhnte Martha. Sie nahm die Kerze aus des Vaters zitternder Hand und brachte sie dem Gesicht des Toten nahe, es war schmerzverzogen und entstellt, aber doch grausig kenntlich, und die Orden an der Brust sprachen deutlich genug.

Auch Zschorta hatte sich über ihn gebeugt. Mitten unter den Ehrenzeichen funkelte der Griff eines Dolches

er faßte danach, ließ aber wie von Schauer gepackt, die Hand wieder sinken.

„Hatte ich Helene nicht eingeschlossen?“ fragte er verwirrt, „wer hat das gethan?“

„Ich, Vater.“

„Martha! du?“

„Ich that es. Dich sollte die Waffe treffen, es war die Vergeltung dafür, daß du Wilhelm geopfert.“

„Du!“ sagte ihr Vater mit seltsam veränderter Stimme. „So bist du die letzte Dobenau? Und — was ist dann — die andre? Wer sagt mir's?“ Er blickte sich scheu und wild um. „Tausendmal hab' ich das Schicksal gefragt: hatte des ungeweihten Priesters Segen Gültigkeit vor Gott? — niemand gab mir Antwort. Nun hat es doch gesprochen. — — Wer sprach? Hilf mir, Helene, Martha, wollt' ich sagen. Wer hat mir's denn eben ins Ohr geschrien, hier an dieser Stelle, daß du die rechte Dobenau bist? — — Du! — — ich weiß nicht mehr — — mein Kopf ist schwach,“ er hielt ihn mit beiden Händen und fing an zu lachen.

Das Mädchen schaute ihn mit Entsetzen in ihren steinernen Augen an.

„Marthchen,“ sagte der Alte, kauerte sich nieder und kroch mit irrem täppischen Ausdruck an sie heran, „ich fürchte mich vor dem da — er ist — tot. Ich hab' ihn nicht erschlagen. Sie sagen, die letzte Dobenau that es. Thu ihn hinweg, und gib mir zu trinken.“

„Steh auf, Vater, steh auf,“ sagte sie schaudernd und suchte ihn emporzurichten. Ein Papier fiel aus

seiner Tasche, sie beachtete es anfangs nicht. Plötzlich fiel ihr die Schrift auf: es war Wilhelms Hand. Sie hob den Brief empor und sah, daß das Siegel unerbrochen war. Wolf Zschorta hatte ihn nicht gelesen.

„Was ist das für ein Brief?" schrie sie auf. Sie wußte es nur zu wohl. Während er mit irre tastender Hand an den Sandsteinstufen hin und her strich, riß sie das Schreiben auf und flog es durch. Es war die Bitte Wilhelms an seinen Vater, ihn sehen und sprechen zu dürfen.

„Du kanntest ihn nicht!" schrie sie in wilder Verzweiflung, du hast ihn nicht wissentlich ins Verderben geschickt! Und ich — — ich will ihn rächen und töte den Prinzen!" Sie stürzte neben ihn hin und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter. „Vater, vergib mir," flüsterte sie. „Was bin ich nun? Eine Mörderin? Muß ich nun sterben? Ich will nicht sterben! Ich dachte nie ans Sterben. Erbarme dich! Hilf mir nur das eine Mal, ich will dir ein gutes Kind sein, will dich pflegen, dir gehorchen wie ein Hund, keine Liebe fordern, keinen Dank, nur rette mich!"

Sie blickte mit gerungenen Händen zu ihm hin, aber er verstand sie nicht, rührte sich nicht. Immer noch in kauernder Stellung saß er neben der Leiche, zuweilen schüttelte ein Schauer seinen Leib, oder er verfiel wieder in das leise, blöde Lachen, das so grauenhaft wirkte, und das bis auf diese Stunde niemand noch an ihm wahrgenommen.

„Bin ich denn ganz verlassen?" klagte Martha.

Wer hilft mir in meinem Elend? Könnt' ich beten! Ich höre sie schon, sie kommen — sie finden mich — schleifen mich ins Gefängnis, zum Gericht — aufs Schafott, Vater — Ach!" Sie schüttelte ihn heftig, „denk doch nach, ich bin ja dein Kind, du mußt mich retten, niemand kann es als du!" Sie umschlang seinen Hals und küßte das welke Gesicht.

„Marthchen," sagte er zärtlich und streichelte ihr verwirrtes Haar, „was willst du, daß ich thun soll? Ich will dich reich machen — wenn meine Schiffe zurückkommen, ich habe eine große Flotte auf dem Meere — ja — aber es ist ein böser Wind, Marthchen."

Im Haupthause wurde es lebendig, viele Stimmen riefen durcheinander, durch den Gang näherten sich Schritte. Wieder klammerte sich das verzweifelnde Weib hoffnungslos an den Alten. „Ich kann nicht sterben," stöhnte sie. „Es war mir so gleichgültig. Ich dachte nicht an Flucht, nicht an ein Verbergen dessen, was ich thun wollte. Nur auf Rache sann ich. Und nun — laß mich nicht sterben, und mein Leben gehört dir einzig und allein! Da sind sie schon!" schrie sie auf, und flüsternd fügte sie hinzu: „Sie kommen, mich zu holen, weil ich den Prinzen tötete. Hörst du es, Vater? Weißt du keine Rettung?"

Endlich schien er zu begreifen. Ein Schein jenes alten, höhnischen Lächelns glitt über sein Gesicht, als er sich wankend erhob und nach der Stelle starrte, wo man sich näherte. „Sie sollen dir nichts thun, Marthchen," flüsterte er, „du bist mein gutes Kind."

„Wo ist seine Durchlaucht?" fragte Bessendorf vor-

tretend. Im Auftrage des Herzogs habe ich mit ihm zu sprechen."

„Hier liegt er," grinste Wolf Zschorta auf den Leichnam deutend.

„Unglücklicher! Wer that das?"

„Ich!" lachte der Alte, und von neuem kauerte er sich nieder und nickte blöde — sinnlos vor sich hin. „Hört ihr den Wind?" sagte er plötzlich, „er kommt von Osten, das ist ein böses Zeichen. Nun schiffen sie wegwärts. Sie luden Gold und Spezereien."

„Holt das Gericht," schrie Bessendorf, „ich will diesen Frevler bewachen. Möge ihn endlich ereilen, was er längst verdient hat!"

Die Beamten kamen, ein Arzt untersuchte den stummen Körper, er fand kein Lebenszeichen darin. Dann aber wandte er sich an die Gerichtspersonen und sagte: „An dem Gemordeten ist jede ärztliche Hilfe vergebens. Hier hört unsre Pflicht auf. Aber an einem andern Punkte beginnt sie. Der Mörder ist nicht der Justiz verfallen, er gehört uns, denn er ist wahnsinnig."

Kurt und Helene waren inzwischen aus dem Bereich des Schlosses entkommen. Nur in kurzen, halblaut geflüsterten Worten hatten sie sich die jüngsten Ereignisse mitgeteilt, all ihr Denken und Trachten war nach vorwärts gerichtet. Sie gingen den felsigen Pfad niederwärts, zuweilen scheu um sich blickend oder in ängstlichem

Lauschen einen Augenblick einhaltend. Gleich einer rötlichen Kugel schwamm der Vollmond über den östlichen Bergen, während der Abendschein im Westen niederging. Der schrille Schrei des Rebhuhns tönte durch die Dämmerung, der das zerstreute Volk zusammenruft, sonst war alles still.

Helene eilte schweigend voran, Kurt folgte. In Wolfersdorf gedachte die flüchtige Tochter Zschortas eine Zuflucht zu finden, aber der Weg dahin war weit, und die Nacht brach herein.

Sie bedurfte es nicht, daß er ihr im Hinabklimmen die Hand zur Hilfe bot, gewandt und mit dem Pfade vertraut, glitt sie leicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Beinahe verdroß es ihn, und doch fand er einen eigenartigen Genuß darin, ihre raschen, kräftigen Bewegungen in dem Zwielicht zu beobachten. Von dem Fahrwege her hörte man das Rollen von Wagen und laute Stimmen, die den Berg heraufklangen. Eine vor allen tönte laut und scharf durch den Abend.

„Er darf es nicht.“

„Das war Bessendorf,“ flüsterte Helene.

Auch Kurt hatte ihn erkannt. „Er kommt im Auftrag des Herzogs,“ sagte er, „man wird den Prinzen hindern wollen, seine Absicht auszuführen.“

„Was geht das uns an?“ lachte sie, den Kopf stolz in den Nacken werfend; in ihren blitzenden Augen lag ein seliger Übermut, der sein Herz laut schlagen machte.

Im Thale war es dunkler, die gegeneinander drängenden Berge verbargen den Mond wie den letzten

Abendstrahl. Verborgen führte der Weg am Flusse hin, die Zweige hingen weit herab und streiften die Vorüberschreitenden.

Helene blieb stehen, sie war so rasch gegangen, daß es ihr an Atem gebrach. „Es ist kalt hier," sagte sie und blickte auf die Nebel, die aus den Wiesen quollen und leise hin und her wogten.

Er sah sie mit einem verlangenden Blick an, aber er schwieg und lehnte sich gegen einen Baum.

Nur das einförmige Murmeln und Rauschen der nächtlich wallenden Flut war hörbar.

„Helene!" flüsterte er plötzlich.

„Was ist's?"

„Nichts. Es verlangte mich nur, deine Stimme zu hören." Mit einem hastigen Griff erfaßte er ihre Hand und hielt sie fest in der seinen.

„O du!" sagte sie leise. Sie gingen weiter.

„Bist du mein?" fragte er nach einer Pause.

„Für immer."

Er sprach nicht mehr, zog nur ihren Arm in den seinen, und so schritten sie fest aneinander geschmiegt vorwärts durch die helle, träumerische Nacht. In der Ferne läutete ein Glöcklein. Als es schwieg, lag eine erwartungsvolle Feierlichkeit in dem Mondschein über den Bäumen, als müsse nun etwas unaussprechlich Süßes und Frohes folgen, das der Schall verkündend eingeläutet. Durch den Busch huschte ein aufgewecktes Vöglein, dasselbe vielleicht, was vor kurzem dem jungen

Mann an dieser Stelle von dem Geheimnis der Liebe verräterisch vorgeplaudert.

„Sei still!“ murmelte er kaum hörbar, wie abwehrend vor sich hin und preßte die Hand vor die Augen.

„Was sagst du?“ frug Helene.

„Nichts. Ich dachte an ein Märchen, an einen Traum, den ich hier geträumt, deiner denkend.“

„Erzähle doch, bitte!“

„Später, nicht heute!“ Er faßte die Hand, die auf seinem Arm lag, und drückte sie heftig.

„Wie heiß du bist in der kalten Nacht!“ sagte sie verwundert.

„Weil ich dich liebe,“ entgegnete er.

Sie zog plötzlich scheu ihren Arm zurück. „Ist es auch recht, daß ich so mit dir davonlaufe?“ fragte sie ängstlich. „Was werden die Leute sagen? Was deine Eltern? Deine Eltern, Kurt! An sie dachte ich noch nicht. Mir bangt vor ihnen. Sie werden nie zugeben, daß eine Dobenau in ihre Familie tritt.“

„Ich bin selbständig und hänge von niemand ab. Nur dein Vater, nicht der meine kann unsre Verbindung hindern.“

„Wenn er sie nicht hindern kann, so vermag er wohl, sie zu trüben. Meinem Vater trotze ich, mich unter seinen Willen zu beugen vermag er nicht. Die Entfremdung zwischen dir und dem deinen aber wird uns manch schweren Schatten auf gute Stunden werfen.“

Sie hatten die Brücke überschritten und sahen nun aus der Ferne die Lichter der Stadt herüberfunkeln.

Zwei davon waren sich ganz nahe, wie feurige Augen blickten sie aus dem Dunkel hervor.

„Dort schlagen auch Herzen," sagte Helene hinüberdeutend. „Ob sie fühlen wie wir? Ist alles Glück der Erde vom Leid angehaucht? Liegen die Thränen so nahe bei den seligsten Stunden? O! Lieber! Ich gäbe mein Leben, dich glücklich zu machen, und was ich dir bringe, ist Weh!"

Da schlang er den Arm um ihre Gestalt und — nicht in Leidenschaft, in unendlicher, behütender Zärtlichkeit küßte er ihre Stirn. „Das Weh, das du mir bringst, ist seliger als Glück aus andern Händen."

„Ich bin so anders geartet als du, wirst du immer Verständnis für mich haben, immer Geduld, wenn die Verschiedenheit zwischen uns schroff hervortritt? Wird nicht ein Tag kommen, wo du wünschtest, ein Weib zu haben von gleicher Art, in gleichen Verhältnissen erzogen?"

„Du süßes, fremdes Leben, wie verlangt mich nach dir! Wie der dürre Boden den Regen, so möchte ich das Neue, das Andersgeartete deines Wesens in mich aufsaugen, um dann erst als ein Volles, Ganzes dazustehen. Ich kann dich nicht mehr entbehren — ich kann nicht!"

Der leidenschaftliche Ton, die Glut seiner Umarmung schreckten Helene empor. „Wer ist das?" rief sie und starrte vor sich hin auf den Weg.

Drei Gestalten standen dort im Licht des höher

steigenden Mondes regungslos, eine neben der andern. Lang und deutlich fielen die Schatten auf die Wiese.

„Es sind Bäume," sagte Kurt nach langem Hinschauen tief aufatmend. Sie eilte vorwärts, so hastig, daß er kaum zu folgen vermochte. Am jenseitigen Abhang stiegen sie empor und erblickten bei einer Windung des Weges plötzlich gegenüber die Dobenau, die mit ihren erleuchteten Fenstern festlich prangend auf die Fliehenden heruntersah. Kein Laut verirrte sich durch die nächtliche Stille bis herüber auf dies Gebiet, aber in der Pracht ihres rot glühenden Glanzes stand die Burg wie ein unheimlicher Spielplatz düstrer Mächte über dem Thal.

Helene blieb stehen und blickte hinüber. „Wie still die Lichter brennen!" sagte sie. „Das ganze Haus ist hell, sogar in der Kapelle sind die Hochzeitsfackeln angezündet für die letzte Dobenau und den Prinzen. Bei ihrem Scheine mag die alte Sage zur Ruhe getragen werden. Bald gibt es kein Fräulein von Dobenau mehr, nur noch ein glückliches Weib, das einst diesen Namen führte, und das sich dessen kaum mehr erinnert."

„Mein Weib! Ich kann's nicht glauben." Er bog ihren Kopf zurück und küßte sie auf den Mund.

„Laß, wir müssen fliehen!"

Und wieder eilte sie ihm voraus, aber er erhaschte ihre Hand und ließ sie nicht mehr aus der seinen.

Mehr und mehr trat das freundliche Herrenhaus von Wolfersdorf aus den Bergen hervor. Durch ein Fenster schimmerte Licht, die alte Frau saß noch wach,

in freundlichen Gedanken sorgend um die wenigen lieben Menschen, die ihren späten Jahren geblieben waren. Emsig sann sie, wie dem einen zu helfen, wie der andre zu unterstützen sei. Helene wußte es, sie gehörte zu den Auserwählten.

„Hier ist meine Freistatt," sagte sie, tief Atem schöpfend, „ich weiß, sie schützt mich vor meinem Vater. Hier warte ich, bis ich dir folgen darf."

„Das heißt: hier scheiden wir," rief er schmerzlich. „Ob ich dich wiederfinde? Die Minute ist unser, die Zukunft bleibt unberechenbar. Sind wir nicht Thoren, wenn wir auf sie bauen? Komm mit mir!"

Sie schüttelte den Kopf, „Wohin verirrst du dich?" sagte sie stolz. „Wie willst du, daß ich vor deine Eltern treten soll? Ich, eine Dobenau?"

„Verzeih," bat er und küßte ihre Hand. „Aber bedenke es wohl, ich kann es nicht ertragen, dich zu verlieren."

Da warf sie sich in seine Arme, und ihre Lippen fanden sich in langen, glühenden Küssen.

Ein Hund schlug an. Helene machte sich los und eilte ins Haus, Kurt blieb allein zurück. In der späten Stunde, unter so sonderbaren Umständen wagte er den Besuch nicht nachzuholen, den er versäumt hatte.

In dem traulichen Zimmer saß die alte Frau mit dem Strickzeug. Ein grüner Schein deckte das grelle Lampenlicht, und daneben im Glase dufteten die letzten Rosen des Herbstes.

„Hier ist noch ein später Gast, gnädige Frau,"

meldete die Dienerin, und Helene steckte scheu den Kopf durch die Thür und flüsterte in bittendem Tone: „Tante Ottilie!"

Sie schien nicht allzu sehr überrascht, die Frau im Lehnstuhl. „Ich habe es längst gewußt, daß Wolf Zschortas Tochter einst flüchtend von ihm eilen wird," sagte sie „und ich danke Gott, daß du dich mein erinnert. Auch deine Mutter ist zu mir gekommen, zu jetziger Zeit oder später. Vertraue mir ganz, mein Kind."

Da hub ein langes Erzählen an, und die Uhr schlug zwölf, als Helene die Ruhe suchte.

Der Mond schien die ganze Nacht. Durch alle Fenster quoll das weiße, lebendige Licht herein und machte die Zimmer hell wie am Tage. Das verscheuchte den Schlaf. Stunde auf Stunde schlug, und wachen Auges lag Helene, fühlend wie das rauschende Blut in ihren Schläfen hämmerte und klopfte.

Sie stand auf und blickte hinaus. Noch lag wie am Abend der Mondschein über dem Dobethal, dort war es gewesen, dort hatte er sie geküßt, dort hatte ihr Ohr durstig seine Liebesworte getrunken. Ruhte nicht der Zauber jener Stunde noch geheimnisvoll über Busch und Baum?

Sie öffnete das Fenster. Kalt drang die Nachtluft herein, und fröstelnd fühlte Helene die Schauer der einsamen Morgenstunde. Es war anders geworden, seine Nähe fehlte, die Welt war kalt und freudlos.

Sie blickte nach dem Schloß ihrer Väter. Die Lichter

waren verlöscht bis auf eins. Wer wachte dort noch zu so später Stunde?

Von den Wiesen herauf kam ein Vogelschrei, in der Wirtschaft begannen die Hähne zu krähen. Allmählich wurde auch der Himmel heller. Noch immer blickte Helene wie gebannt in das Zwielicht, auf den erblassenden Mond und das traute Thal, das ihr Glück geschaut hatte. Endlich kam die Sonne herauf und küßte mit rotem Strahle das feuchte Grün. Und ganz leise, wie Vögel im Frühlicht zwitschern, ehe sie die volle Stimme erheben, summte Helene versuchsweise eine alte Melodie vor sich hin und sang dann halblaut, den Kopf auf die Hand gestützt, dem Morgen entgegen:

„So früh schon hab' ich dein gedacht,
In all der leuchtenden Morgenpracht.
Die Grillen zirpen in Feld und Au,
Und auf blinkenden Gräsern zittert der Tau,
Und du mein Lieb bist fern,
Und du mein Lieb bist fern!

Verstohlen nur die Welle rinnt,
Frühnebel darüber den Schleier spinnt.
Die blauen Berge umhüllt von Duft,
Sie grüßen herab durch die herbstliche Luft,
Und du, mein Lieb bist fern,
Und du, mein Lieb bist fern!

Wohl über Berg und über Land
Schlingt sehnende Liebe ihr mächt'ges Band.
Ich halte dich fest, und du bleibst mir nah,
Frohlocke mein Herz, Feinslieb ist da,
Mein Lieb ist mir nicht fern,
Mein Lieb ist mir nicht fern!

Schluß.

Die Ereignisse auf der Dobenau erregten gerechtfertigtes Aufsehen, die verschiedenartigsten Gerüchte waren darüber im Umlauf, aber sie verstummten allgemach. In den Zeitungen stand, dem Prinzen sei auf der Jagd ein Unglücksfall zugestoßen. Wolf Zschorta befand sich in einer Anstalt unter den Augen erfahrener Ärzte, sein Zustand veränderte sich wenig, Hoffnung auf Herstellung hatte man nicht.

Als Helene von den Vorgängen Kunde erhielt, kehrte sie auf die Burg zurück. Sie fand ein verlassenes Haus, der Herr war fort, die Dienerschaft hatte sich zerstreut. Nur der alte Haushofmeister war geblieben, und Höring verwaltete die Güter. Zwei Frauen hausten noch dort: eine Todkranke und ihre Pflegerin, Gabriele und Martha. In sturmdurchbrausten Winterwochen schwand langsam das Leben der ersteren hin, während ihr milder Geist zwischen den Schwestern zu vermitteln suchte. Sie wußten jetzt beide, wie nahe sie einander verbunden waren, und wenn auch das Gefühl der Neigung zwischen ihnen fehlte, so hatten doch die schwerwiegenden Ereignisse der letzten Zeit die stolzen Naturen so viel Selbstüberwindung und Demut gelehrt, daß sie mit rücksichtsvoller Schonung einander begegneten.

Als die fromme Seele Gabrielens in ihre himmlische Heimat eingegangen war, kehrte Helene zur Gräfin Wolfersdorf zurück, die als treue Freundin des Werberschen Hauses dort wie hier vermittelnd einzugreifen vermochte, und nur Martha blieb mit dem Haushofmeister auf der Burg. Sie verkehrte mit niemand, auch entgegenkommende Freundlichkeiten von seiten des Ministers wies sie kühl und schroff zurück.

Der Mai in all seiner Pracht kam über das Thal, da feierte man eine Hochzeit auf dem Herrenhause zu Wolfersdorf. Das Kirchlein war mit Blumen geschmückt, fröhliche Kinder tanzten auf dem Rasen, und die Musik aus dem Städtchen spielte lustige Weisen dazu. Auf dem Söller des Hauses aber stand der Minister von Werber und blickte mit seiner Frau einem davonrollenden Wagen nach.

„Wir hatten es anders gewünscht,“ sagte er leise und küßte ihr die Thränen vom Gesicht, „aber es ist Gottes Wille so gewesen. Er wird alles gut machen.“

„Es ist so schwer,“ schluchzte sie, „mein einziges Kind!“

Die Glücklichen aber fuhren der Sonne nach, in den prächtigen Abend hinein. — —

Nach einiger Zeit kehrte Wolf Zschorta, für ungefährlich befunden, in Begleitung eines Wärters auf die Dobenau zurück. Von Martha gehütet und gepflegt lebte er dort noch mehrere Jahre. An schönen Tagen sahen Vorübergehende den gebückten Greis neben dem einsamen Weibe, das seine stete Begleiterin war, in der Sonne

sitzen. Sie sprachen zusammen seltsame Worte, die keiner verstand, und blickten sich voll innigster Zärtlichkeit in die Augen. Zuweilen spielten sie, wie Kinder thun, mit läppischen Dingen harmlos fröhlich. Die Welt dachte ihrer nicht mehr.

Als Zschorta starb, war auch Martha verschwunden.

Verlassen, finster, sagenumwebt stand die einsame Burg über dem Thale. Wenn der Herbststurm an ihrem Gemäuer rüttelt und die Eulen kreischend um die Türme flattern, dann erzählen die Bewohner der Umgegend sich von dem letzten Dobenau.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.